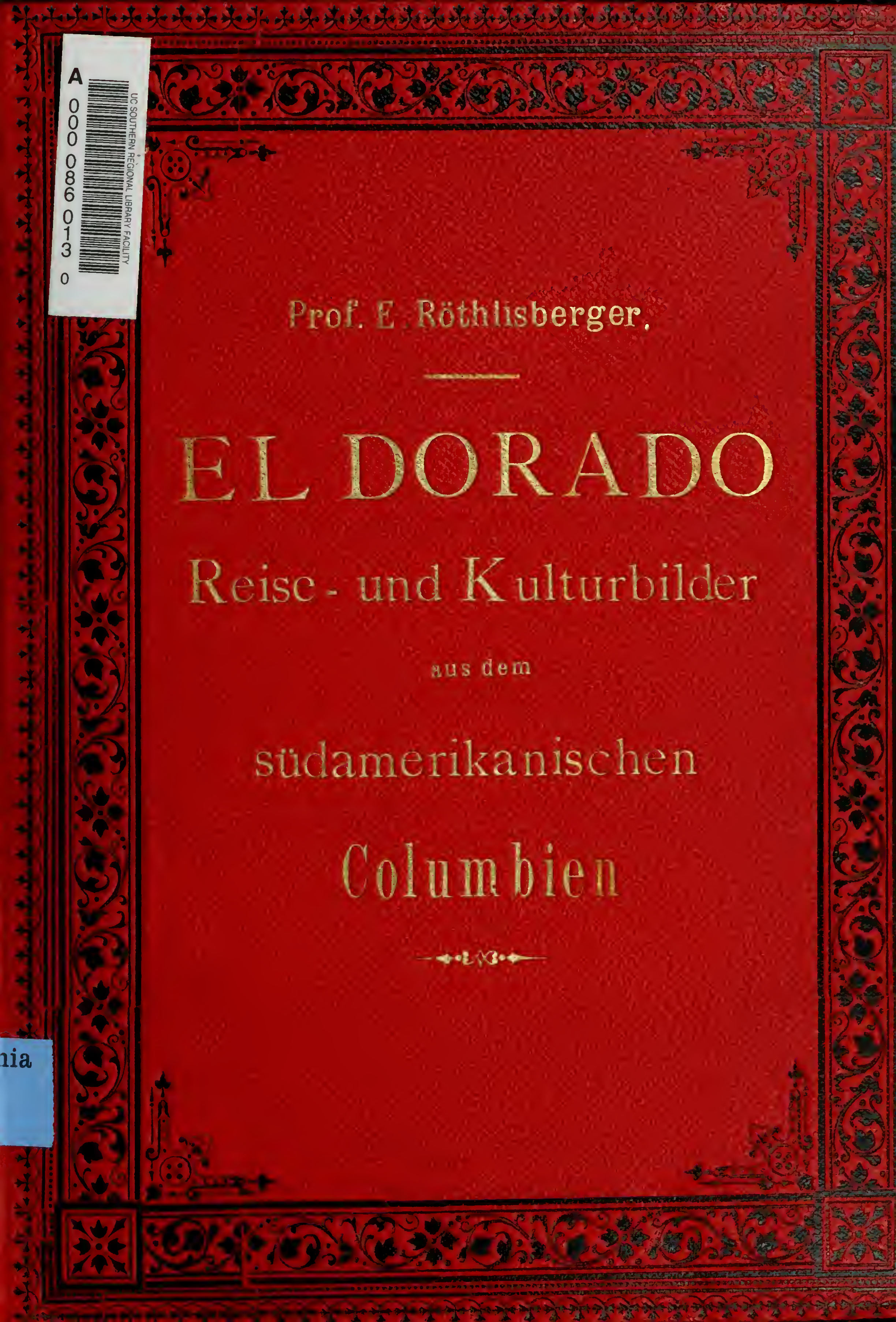


Prof. E. Röthlisberger.

EL DORADO

Reise- und Kulturbilder

aus dem

südamerikanischen

Columbien

SCH. & B. ph. BERN

TYP. OBRECHT & KASER, BERN.

SIEGESTEMPEL IN BOGOTA

EL DORADO

Reise- und Kulturbilder

aus dem

südamerikanischen Columbien

von

Prof. Ernst Röthlisberger

Mit vielen Illustrationen



Bern
Verlag von Schmid & Francke
1898

Buchdruckerei von Albert Schüler in Biel

Clichés und Lichtdruckbilder von der Kunstanstalt Schüler & Balmer in Bern

Meiner lieben Mutter

gewidmet.

Vorwort

Im Sommer des Jahres 1881 sprach der am spanischen und englischen Hofe beglaubigte Gesandte der südamerikanischen Republik Columbien und nachmalige Vizepräsident derselben, Herr Cárlos Holguin, beim schweizerischen Bundesrate in Bern vor und bat ihn im Namen der Regierung seines Landes einen jungen Schweizer zu bezeichnen, welcher an der Nationaluniversität in der Hauptstadt Bogotá den Lehrstuhl für Philosophie und Geschichte einnehmen sollte.

Im Bundesrate waren die Meinungen über Annahme dieses Auftrages geteilt; einige Mitglieder wollten die Verantwortlichkeit für eine solche Mission und für das dem Träger derselben überbundene Risiko nicht auf sich nehmen, andere aber glaubten das durch einen fremden Staat unserm Lande bewiesene Vertrauen, welches eine ehrenvolle Bevorzugung der Schweiz in sich schloß, in entgegenkommendem Sinne erwidern zu sollen. Verfechter letzterer Ansicht waren namentlich die Herren Bundesräte Dr. E. Welti und Bavier.

Auf die Empfehlungen des Herrn Dr. Hibder, Professor der Geschichte an der Berner Universität, und des damaligen Rektors derselben, Herrn Prof. Dr. Nippold, wurde ich der Bundesbehörde als zu jener Sendung geeignet vorgeschlagen und sah damit einen Herzenswunsch, die weite Welt kennen zu lernen, unerwarteterweise der Erfüllung entgegengehen.

Nach längern Unterhandlungen kam »unter den Auspizien des hohen schweizerischen Bundesrates« ein alle berechtigten Interessen wahrender Vertrag zu stande, welchen Herr Bundesrat Welti, der

mit Rat und That überall einsprang, eigenhändig entwarf. Dieser Vertrag wurde vom Gesandten und mir in Paris im Oktober des genannten Jahres unterzeichnet. Beim Beginn des Universitätsjahres 1882 sollte ich meine neue Stellung im fernen Weltteile antreten.

Meine tiefempfundene Dankbarkeit gegenüber allen denjenigen, welche diese für meine ganze Zukunft so entscheidende Sendung anbahnten, spreche ich auch hier öffentlich aus.

Die Schicksale, Erlebnisse und Beobachtungen während meiner mehrjährigen columbianischen Wirksamkeit schildert vorliegendes Buch. Seit langer Zeit war dasselbe in der Hauptsache fertiggestellt. Überhäufung mit Arbeit nach der Rückkehr in die Heimat, sowie die Scheu, den Lesern eine unabgeklärte, teilweise durch bittere Prüfungen zu sehr beeinflußte Darstellung zu bieten, haben mich bis jetzt von der Veröffentlichung zurückgehalten. Dennoch ist dieses Buch nicht etwa schon beim Erscheinen veraltet. Den Reisebericht z. B. habe ich neuern Reisenden nach Bogotá mitgegeben, und sie haben mir mitgeteilt, daß derselbe noch heute volle Gültigkeit behalte. Zudem ist ein Land wie Columbien ereignisärmer als ein europäischer Staat: auch ist die Entwickelung seit der denkwürdigen Umwandlung im Jahre 1885, deren Schauplatz Columbien war, für einige Zeit festgelegt worden; endlich haben ständige Beziehungen zu meinen dortigen Verwandten, Studenten und Freunden und der Verkehr mit den Europa bereisenden Columbianern es mir ermöglicht, mich auf dem Laufenden zu erhalten und ein Bild zu zeichnen, das für die Gegenwart und nächste Zukunft so ziemlich der Wirklichkeit entsprechen dürfte, um so mehr, als ich es ruhig erwogen und ohne Leidenschaftlichkeit entworfen habe.

El Dorado heißt der Haupttitel des Buches. Jenes märchenhafte Goldland, nach welchem die spanischen beutegierigen Eroberer in tollkühnen Zügen zu gelangen hofften, ist zuerst auf der *Hochebene von Bogotá* gesucht worden. Die Sage hat in der entwickelten Civilisation der Ureinwohner der Sabana ihre erste Nahrung erhalten. Der mit Goldstaub bestreute, gewissermaßen vergoldete (el dorado) Häuptling hat in einem der kleinen Hochgebirgsseen der columbianischen Anden zur Huldigung der Gottheit gebadet. Erst später verschob sich der Sitz des nimmer erreichten Landes

in der fiebernden Phantasie der Abenteurer immer mehr nach dem Osten des südamerikanischen Festlandes.

Für mich wurde Columbien, wenn auch durchaus kein Eldorado, so doch ein Land, welches mit seinen Naturschönheiten, seinem merkwürdigen historischen Werdegang, seinen Gegensätzen, seinen Bewohnern mir ans Herz gewachsen ist und dem ich aus voller Seele eine bessere Zukunft wünsche. Es erschloß sich mir hier eine reiche Quelle von Beobachtungen und Erfahrungen, welche mit mir zu teilen ich die geneigten Leser einlade.

Bewegtere Schilderungen wechseln ab mit ruhigeren Beschreibungen; Thaten und Geschicke vergangener Zeiten werden erst dann in Kulturbildern vorgeführt, wenn durch die Kenntnis des Volkslebens der Gegenwart das Interesse am geschichtlichen Fluß der Erscheinungen geweckt worden ist.

Dem streiflustigen Knaben wie dem thatendürstenden Jüngling, dem gereiften Mann wie dem Lehrer und Forscher, sowie denjenigen, welche mit Unrecht die neugierigere Hälfte des Menschengeschlechts genannt werden, hoffe ich damit eine kleine Gabe zu bieten, zwar keine gelehrte Abhandlung, aber ein Buch mitten heraus aus dem vollen Leben.

Bern, am Sylvesterabend 1896.

Der Verfasser.

Kapitelübersicht

Inhaltsverzeichnis

»Vereinigten Staaten von Columbien«. — Kurze Diktatur Mosqueras. — Die radikalen Präsidenten seit 1863. — Aufschwung und Krisis; die blutige konservative Revolution von 1876 und die Folgen ihrer Besiegung. — Rafael Nuñez, der Lenker der Geschicke Columbiens, seine Erhöhung und momentane Erniedrigung. — Nuñez als Mensch, Dichter und Staatsmann; seine zweite Präsidentschaft 1884. — Das Heranrollen der Revolution von 1885.

XI.

Revolution

Eine bewegte Ferienreise; übermütige Kameraden: mein Maultier, der verkannte »Zeisig«. — Erste Etappe bis Ibagué. — Sechstägiger Übergang über den Quindiopaß: dessen Besiedelung durch den Volksschlag der Antioqueñer: deren Wesen und ethnographische Bedeutung. — Der Kampf mit dem Wegdrachen. — Ein improvisierter »Ball«. — Bezaubernde Rückkehr in die Kultur. — Cartago und die caucanische Gastfreundschaft. — Das Caucathal als Paradies und Hölle. — Thalaufwärts! Ausbruch der Revolution. Kriegsgefangene und ihr Los. — Reize der Gegend; das düstere Buga. — Cali, Handelscentrum des Cauca; Aufnahme; der Verhaftung entronnen! — Rückkehr nach Cartago. — Kampf in Tuluá. Gezwungener Aufenthalt in Buga. Paßschwulitäten und Denunziantentum. — Begegnungen von »Truppen«. — Ein blinder Alarm in Cartago. — Gefecht von Pereira. — Besetzung von Cartago durch die revolutionäre Invasionsarmee. Unfreiwilliges Protektorat über das Haus eines Gastfreundes und seine Bewohnerinnen. — Fortsetzung der Reise nach dem Staat Antioquia. Die Stadt Manizales und die Nachrichten vom Kriegsschauplatz. — Über den Hochgebirgspaß des Ruiz durch die feindlichen Heere hindurch nach Fresno. — Anderthalb Monate Samariterdienst bei einem zerschossenen Studenten; Transport des Verwundeten nach der Hauptstadt. — Dreiviertel Jahre abgeschnitten von Europa! Bogotá während der Revolution. Siegesnachrichten und Væ victis. — Der Verlauf der Revolution und Fazit der Niederwerfung derselben. — Die jetzige verwickelte, unbefriedigende Lage des Landes: Wiedergeburt oder Verhängnis?

XII.

Heimkehr

Aufgabe meiner Stellung und Abschied. — Gesamturteil über Columbien und seine Zukunft. — Den Magdalena hinunter! — Der Isthmus von Panamá. — Das abgebrannte und wiederaufgebaute Städtchen Colon: Jagd nach Gold. — Die Eisenbahn über die Landenge und ihre Beamten. — Fahrt an den Kanalarbeiten vorbei. — Die Stadt Panamá. — Die Wahrheit über die Kanalbaugesellschaft und ihr Zusammenbruch. — Tragweite, Schwierigkeiten und einstige Aussichten des Unternehmens. — Fahrt nach New-York und Aufenthalt in den Vereinigten Staaten. — Rückkehr in die Heimat.



Verzeichnis der Illustrationen

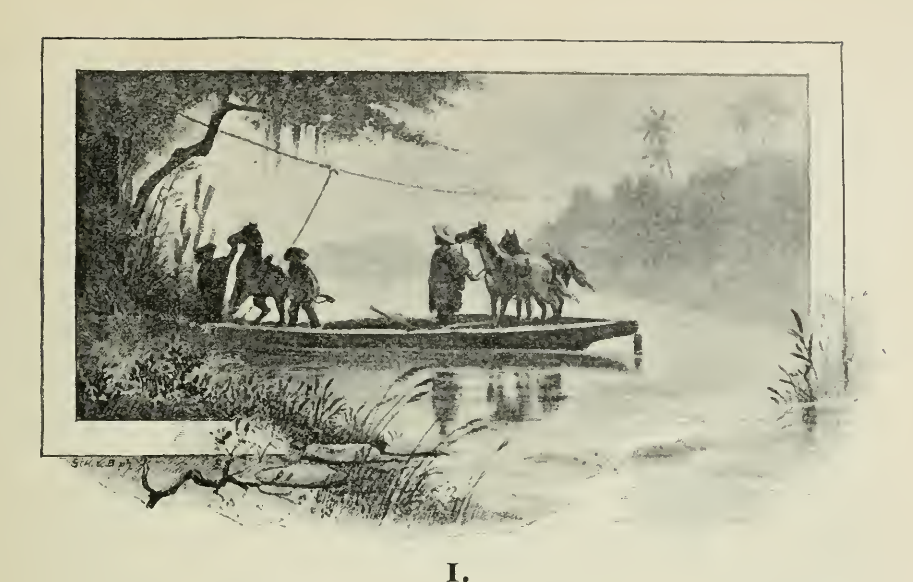
Reisebegleiter: García Mérou, S. 24. — Albert Restrepo, Dr. med., S. 217. — Ezequiel Abadia, cand. med., S. 287. — Eugène Hambursin, S. 304. — Tomas Uribe, cand. med., S. 327.

Kulturbilder und Volkstypen: Götzenbild der Chibchas, S. 190. — Sabanareiter im Reisekostüm, S. 209. — Indianische »Unterweisungskinder« in den Pampas, S. 243.

Junge Kreolen und Bogotaner, S. 58, 71, 120. — Bogotanerinnen, S. 73, 87, 90, 91, 93. — Columbianermädchen, S. 89, 123. — Civilisierte Indianer und Mischrassen: Wäscherin, S. 74; Teppichmacher, S. 95; Indianerin, zu Markte gehend, S. 82; Kohlenträger, S. 83; Holzträger, S. 149; alter Muisca, S. 196; Lastträger, S. 197; Indianer der Mittellage, S. 198; Wasserträgerin S. 199.

EL DORADO

Reise- und Kulturbilder aus dem südamerikanischen Columbien



I.

Meerfahrt nach den Tropen

Ade, Ade, Ade, ja Scheiden und Meiden thut weh! . . . Diesen melancholischen Refrain des Liedes eines abziehenden Burschen sangen die Kommilitonen, die mich in ernstem Komitat bis zu einer kleinen Eisenbahnstation in der Nähe Berns begleitet hatten, mir im Chore nach, als der Zug sich in Bewegung setzte und mich einem fernen Weltteile und einer Zukunft mit schwarzen und heitern Losen entgegenführte. Unaufhaltsam ging es an den schon in winterliches Gewand gehüllten Gestaden unseres herrlichen Leman vorbei und sodann bei trübem Nebelwetter in 23stündiger ununterbrochener Fahrt durch Mittelfrankreich nach Bordeaux. Auf dieser Fahrt, im Wagon fast immer allein gelassen, konnte ich meinen Gedanken nachhängend die ganze Tragweite jener Abschiedsworte meiner Studienfreunde ermessen. Vor mir lag ein frisches, unbeschriebenes Blatt meines Lebensbuches, das ich mit träumender Phantasie beschrieb, mit Dingen, welche mit dem hiernach Erzählten eine verzweifelt geringe Ähnlichkeit hatten.

In Bordeaux erfaßte mich wieder das reale Leben; die letzten Vorbereitungen zur Meerfahrt wurden getroffen; der Tag der Abreise war unversehens da.

Ein frischer Novembermorgen war über der Stadt der Girondisten aufgegangen. Mildes Sonnenlicht beleuchtete die reiche, thätige und fortschrittliche Metropole Südwestfrankreichs, ihre massiven gewaltigen Bauten, ihre eleganten Türme, ihre weiten prächtigen Plätze und ihren durch Gewühl und Verkehr so malerischen Hafen, in welchem über tausend Schiffe aller Größen gastliche Aufnahme finden. An einem der Quais, an dem ein kleiner Dampfer angelegt hatte, herrschte ein besonders reges Treiben. Dieser Dampfer, dessen Name *Félix* gute Vorbedeutung in sich schloß, war bestimmt, Passagiere nach dem draußen auf der See liegenden Schiff der Compagnie transatlantique zu bringen, welches seinen Ausflug nach der südamerikanischen Küste und nach Colon angekündigt hatte. Das Verdeck war übersät mit Koffern und Reiseeffekten. Die Verwandten der Reisenden bildeten Gruppen voll lebhaften Gespräches. Die einen lachten und scherzten, als bereiteten sie sich auf die fröhlichste Karnevalsszene vor, andere verbargen mit Mühe ihre Thränen,. und wieder andere schauten dumpf vor sich hin. Gegen 11 Uhr erreichte der Tumult seinen Gipfelpunkt; die Pariserpost wurde in Säcken noch eiligst auf das Schiff geschafft, die Landungsbrücke weggezogen . . . Welch' ein Tücherschwenken und Zurufen! Wie manches »Glückauf«, wie manches »auf Wiedersehen« tönte von lieben Lippen! Am Ufer stand nur eine Person, die an meinem Schicksal Anteil nahm, die ehrwürdige Gestalt des Herrn Rietmann aus Burgdorf, eines seit Jahren in Bordeaux niedergelassenen Kaufmannes, der mit größter Zuvorkommenheit mir alle möglichen Dienste bis zur Einschiffung geleistet hatte.

Schnell entfernte sich der kleine Dampfer, und ich war meinen Reiseeindrücken völlig überlassen. Welch feierlicher Moment für die Seele desjenigen, der von seiner Heimat sich verabschiedet; welche Gefühle durchwogen das Herz! Es geht in ihm ein völliges Drama vor, und feste Hoffnungen wechseln stürmisch ab mit der Furcht vor dem ungewissen Schicksal. Eine Menge Melodien, welche der Schweizer so oft gesungen und welche ihm das Vater-

land als das beste Geschenk auf den Weg giebt, leben im Innern auf und rufen manch liebes Bild zurück. Dann beginnt jenes Vorüberjagen neuer Eindrücke, welches das Reisen ebenso genußreich als mühevoll für denjenigen macht, dessen Gemüt leicht erregbar ist.

Noch einmal erhebt sich Bordeaux kühn mit seinen in den blauen Himmel ragenden Kirchen, namentlich derjenigen von Notre-Dame, mit seiner 484 Meter langen, 17 Bogen fassenden, kolossalen Steinbrücke über die Garonne, seinem Mastenwald, seinen Quais, an welche unzählige Vorratshäuser sich herandrängen. Es entfliehen die Vorstädte, der Fluß wird breiter, weiße Häuser schimmern vom Ufer zu uns herüber, zahlreiche alte Festungswerke und viele Kirchen mit weithin sichtbaren Madonnenstatuen geben dem Ganzen einen südländischen Anstrich. Nachdem sich die Dordogne mit der Garonne zu einem großen Strome vereinigt, wird die Nähe des Meeres immer deutlicher fühlbar; die Gestade werden flach; die so reichlichen und berühmten Wein (Château-Lafitte) erzeugenden fruchtbaren Ebenen verschwinden nach und nach.

Gegen 1 Uhr erreichen wir endlich auf der Rhede von *Pauillac* unsern Dampfer, den *Saint-Simon*, eines der kleinern, aber zugleich der angenehmsten und heimeligsten Schiffe der Compagnie. Der Kapitän, ein echter Meerwolf, der grimmig aus seinem grauen Vollbart hervorschaut und voll übler Laune seine Befehle erteilt, und sein lebendiges Gegenteil, der feingeschniegelte, glattrasierte, hoch und zart gebaute, höfliche *Maître d'hôtel* oder Küchen-, Keller- und Quartiermeister, sind die beiden Leute, die allermeist meine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Bald sind meine Koffer im dunkeln Schlunde des Schiffes verschwunden, wo sie leider bis zur Ankunft auf südamerikanischem Gebiet samt den darin enthaltenen Sommerkleidern verharren werden, und über ihr Schicksal nur allzusehr beruhigt, sehe ich mich nach einer Kabine um. Ich teile eine solche, in einiger Entfernung von der Maschine liegende, mit einem kleinen, höflichen, wenn auch sehr egoistischen Franzosen der Antillen, der jedes Jahr seine Reise nach Frankreich macht, um sich in Paris während einiger Monate für die Langeweile in seiner an Vergnügungen armen Residenz auf Martinique durch ein Sturzbad von Zerstreuungen zu entschädigen. Bei Tische sitze ich

zwischen diesem Herrn und einem jungen Kreolen aus guter Familie, der leider sein Baccalauréat- oder Maturitätsexamen nicht bestanden und nun von den ärgerlichen Eltern nach den Tropen eingeheimst wird; dieser Ex-Quasi-Studiosus will die letzten fröhlichen Stunden der Freiheit, die er sich von der Überfahrt verspricht, noch recht nach Leibeskräften ausnützen und führt ein heiteres Stück Menschenleben vor. Wir sind im ganzen 95 Passagiere, wovon 74 erster Klasse: der Rest ist im Zwischendeck und vorn an der Spitze wirklich scheußlich eingepfercht.

Schon bei einbrechender Nacht, um 6 Uhr, versucht unser *Saint-Simon* auszulaufen; aber Neptun sendet ein solch Unwetter, daß die stets gefährliche Ausfahrt auf die hohe See bis zum andern Morgen verschoben wird, so daß wir die erste Nacht wenigstens ruhig schlafen könnten, wenn nicht das Ungewohnte der engen Betten, der Lärm der nach Bedienung schreienden Reisenden, der kalte Wind, die an die Lucken der Kajüte anprallenden Wogen und der auf das Verdeck niederprasselnde Regen dies gänzlich unmöglich machten.

Samstags, den 26. November 1881, fahren wir in den *Golf von Biscaya* hinein. Die Einweihung in die Reize und Gefahren des Seelebens ist eine vollständige. Welcher Sturm! Schon an und für sich ist der atlantische Ocean viel erregter, viel finsterer und melancholischer als das mittelländische Meer mit seiner entzückenden Harmonie und seinem tiefblauen Wasser. Heftigkeit, Tumult, aber auch unvergleichliche Majestät zeichnen ihn aus. Und nun erst ein Sturm auf einem solchen Meere! Hui, wie saust der Orkan und schüttelt die Kamine und das Takelwerk, als sollten sie aus den Fugen gehen! Wie ächzt und stöhnt alles so elend, als riefe es um Hilfe! Schwarze glanzlose Wasserhügel von 40 Fuß Höhe türmen sich auf; der Horizont zittert und schwankt. So stürzen diese Wogen sich auf das Verdeck des Schiffes, als wollten sie wie ein Bergsturz alles erdrücken! Der mächtige Dampfer bläst ermüdet seine dichten Rauchwolken zum verhangenen, regenentsendenden Himmel empor und tanzt und springt inmitten der ungeheuren Erhöhungen und Senkungen der Wellenmassen, wie ein wütender Stier, der im Gefechte überall Stöße und Stiche empfängt und in blinder Verzweiflung dahinrennt. Und das Meer gebärdet sich wie

ein gigantischer Löwe, der seine Mähnen schüttelt und brüllt und tost und sucht, wen er verschlinge!

Eine erregte Scene trug sich am zweiten Tage zu, wie wir in die gewaltige Hafenbucht der an der Nordküste Spaniens gelegenen Stadt *Santander* einlaufen wollten. Wie sollte der Pilot bei dem aufgewühlten Meere zu unserm Schiffe gelangen? Über eine Stunde kämpfte sein starkes Boot mit den Wellen: bald schien es uns nahe zu sein, und schon warf man Taue hin, um es zu befestigen; bald schleuderten es die daherrollenden Wogen wieder weg, die Ruderer gänzlich durchnässend. Ja manchmal verschwanden diese hinter einem Wasserberge oder sanken hinunter in die grausige Tiefe. Angstvoll sahen wir den mutigen Menschen zu, bis endlich nach langen Mühsalen das zugeworfene Tau erfaßt und das Boot herangezogen werden konnte. Aber es wogte an der Seite seines größern Bruders einher, als wollte es an demselben zerschellen, und nur dem berechnenden Geschick des Piloten gelang es, im günstigen Moment sich ins Leere zu stürzen und die heruntergelassene Strickleiter zu ergreifen. Schweigend und erschöpft vom langen Ringen begab er sich an seine gefahrvolle Arbeit. Allein wir konnten nicht an den Landungsplatz geführt werden und blieben während des ganzen Nachmittages wohl eine Stunde weit draußen auf der Rhede liegen; ein kleiner Dampfer vermittelte den Dienst mit der Küste. Das Unwetter war so groß, daß ich auf den Genuß der Besichtigung der 40,000 Einwohner zählenden, im Hintergrund der Bucht terrassenförmig an malerischen Hügeln aufgebauten, befestigten, wohlhabenden und durch Handel emporgeblühten, seither so schwer heimgesuchten Stadt verzichten mußte.

Bald tanzten wir wieder auf offenem Meere. Noch sieben lange Tage dauerte der Sturm an und verunmöglichte alles gesellschaftliche Leben an Bord, indem die meisten Passagiere, besonders die Damen, an der Seekrankheit litten und in ihren Kabinen blieben. Die Angst war stets groß, namentlich während der langen, finsteren und feierlichen Nächte, welche den Ernst der Eindrücke noch verdoppelten, während am Tage die Geister sich etwas beruhigten. Der Sturm war auch heftig genug. Über 50 Schiffe gingen in jener verhängnisvollen Woche November nach späteren Berichten einzig im atlantischen Ocean unter. Unser Dampfer war

durch die Macht der Strömung von seinem Kurse abgerissen worden, und statt an den Azoren-Inseln vorbeizukommen, wurden wir 200 Seemeilen weiter nach Süden verschlagen; ferner trug er, obwohl Postdampfer, eine Verspätung von sage drei Tagen davon. Erst vom 3. Dezember an machten wir über 260 Meilen im Tage, legten also stets nur eine relativ geringe Strecke zurück.

Nach Verlauf von zwei Tagen hatte ich die Seekrankheit verbannt und zwar hauptsächlich dadurch, daß ich immer auf dem Verdeck blieb, wo ich mich auf eine Bank hatte binden und mit Segeltuch einhüllen lassen, um nicht weggeschwemmt zu werden. Sodann hatte ich alle meine Energie zusammen genommen, um Nahrung genießen zu können, was nach meiner Erfahrung das einzige Mittel ist, den unliebsamen Gast wieder los zu werden. Allmählich kehrte auch mein Denken, das bis dahin den erdrückenden Naturerscheinungen teilnahmslos gegenüber gestanden, wieder zurück.

Welch' majestätisches Schauspiel bietet dieser Ocean, dieser Abgrund: er ist das Bild der Unendlichkeit, und um ihn zu begreifen, zu bewundern, möchte man sich von einer göttlichen Inspiration emporgehoben fühlen, Dichter sein und ihn besingen und etwas so Heroisches und Großes in sich verspüren, daß es der Ausdehnung der Gefahren, die uns umtoben, den Wasserbergen, die uns umstarren, und dem menschlichen Geist, der alle diese Hindernisse zu überwinden sucht, würdig wäre!

Nach und nach legte sich der Zorn der Elemente. Das Meer wurde tiefblau, eine leichte Brise kräuselte es und bildete die so graziösen kleinen Schaumwogen, welche die Franzosen treffend *moutons* nennen. Der Himmel strahlte heiter; die Sonne, Urquell aller Hoffnungen und Freuden, erquickte unsere erstarrten Glieder; die Temperatur stieg, und wir näherten uns allmählich den Tropen. Unvergleichliche Mondnächte entzückten uns und luden uns zu langem Aufenthalt auf Deck ein; träumend, fasciniert schauten wir stundenlang auf das phosphorescierende Licht, das die Schraube des Schiffes hinter sich wie eine Feuergarbe zurückließ, bis sich diese in die Länge zog und als Feuersäule in den weiten Silberflächen, welche der Mond auf dem Meer zeichnete, zerfloß.

Ein neues Leben war auch unter die Passagiere gekommen.

Auf dem Verdecke spazierte man in Gruppen, denn der Argwohn, mit welchem zuerst ein jeder seine Schiffsgefährten anblickt, verschwindet bald. Es bildeten sich jene Freundschaften, die der Mensch im Bedürfnis intimen Ergusses anknüpft, wähnend, sie würden für das ganze Leben dauern, während sie ebenso rasch verschwinden, wie sie entstanden. Unsere Reisegesellschaft war bunt genug zusammengesetzt. Da waren vertreten die immer fröhlichen und lebhaften Franzosen, jovial, geräuschvoll, ja lärmend, voll guten Humors, expansiv und elastisch, stets die Situation beherrschend, in stillern Stunden sich sättigend mit Novellen und Romanen und ihrer bekannten gelben Reiselitteratur; der in sich gekehrte, mit gutem Magen versehene Engländer, scheinbar prosaisch und positiv, ruhig und selbstsüchtig, aber einmal erwärmt ein geradezu ausgezeichneter, dienstbarer Freund, ein Freund von Rasse! Dann der Hispano-Amerikaner, unabhängig und doch zutraulich in seinen Bewegungen; von Paris zurückgekehrt, meist mit allem, was raffinierte Modesucht ausfindig machen kann, ausgestattet, nach allem Neuen in Litteratur und Politik begierig, auch etwa trivial und nichtssagend, wenn er von der europäischen Kultur nur beleckt ist, im Grunde sehr gutmütig, aber aufbrausend und leidenschaftlich in der Diskussion und in der Besprechung politischer Fragen, namentlich auch wenn es sich unter Angehörigen verschiedener Republiken, z. B. Columbien und Venezuela, darum handelte, die gegenseitig nicht genug gerühmten Vorzüge des eigenen Landes ins rechte oder schiefe Licht zu setzen. An Bord befand sich schließlich noch eine italienische Operngesellschaft, welche nach Caracas, der Hauptstadt Venezuelas, ging. Der Direktor hütete seine Primadonnen mit Argusaugen, und nie wurde uns vergönnt, deren holde Stimmen zu hören, weil er fürchtete, dieselben möchten durch frühzeitiges Singen auf dem Meere verdorben werden. Hätte man aber von der Qualität des Orchesters auf diejenige der Sänger und Sängerinnen schließen müssen, dann war die Sache schlimm: denn das Opernorchester bestund aus sieben armen Musicanti, die uns hie und da mit ihren Stücken erfreuten, aber sage drei Tänze als Repertoir aufwiesen und mit konstanter Bereitwilligkeit das Gleiche spielten. Das Gute jedoch hat die Schiffahrt für den Beobachter, daß er hier wie nirgends die Charaktere der verschiedenen

Individuen und Völker studieren kann. Alle Tugenden und Schwächen zeigen sich bald in ihrer Nacktheit. Intriguen mit Damen wurden gesponnen; die feurigen Augen einer ältern, vornehmen, adeligen Creolin, die von einem aristokratischen Abbé zur Erleichterung des Abschiedes bis nach Pauillac begleitet worden war, sagten viel; eine schon Embonpoint annehmende Pariser Modistin, die nach Caracas ging, mußte doch mit den Tropenländern einige Verbindungen anknüpfen, und da die Sängerinnen nicht singen durften, so mußten sie sich anderweitig beschäftigen. Der Klatsch, in den natürlich der junge Arzt des Schiffes, ein »schöner Herr«, dem ich aber als Patient nicht hätte unter die Hände fallen mögen, verwickelt war, hatte ausgiebigen Fang, genährt durch die unfreiwillige Muße von Tyriern und Trojanern. Die Gesellschaft auf einem Schiff ist eben ein Mikrokosmus mit seinem Egoismus, seiner Komödie, seinen Zerrbildern, Zweifeln, Vorurteilen, starken und edlen Seiten.

Das Meer wird, wenn es ruhig und schön bleibt, leicht monoton. Kurze Abwechslung bringt nur der am Neuling in der Seefahrt stets geübte Scherz, der darin besteht, daß man ihm sagt: »Heute oder gerade in diesem Augenblick gehen wir unter der Linie (d. h. dem Wendekreis des Krebses) durch,« worauf der »Grüne« pflichtschuldigst und unschuldigst seine Augen gen Himmel erhebt, um die Linie zu sehen. Obschon die Zeit verrann, waren wir doch alle herzlich froh, vielleicht mit Ausnahme des verfehlten Studenten, als wir Sonntags, den 11. Dezember, morgens 8 Uhr, Land erblickten. Es war die Insel *La Désirade*, ein Eiland mit schroff ins brandende Meer fallenden, gelben, der Vegetation entbehrenden Küsten, welche den Aussätzigen jener Gegend zur Wohnung, aber auch, wie man mir sagte, zum Aufenthaltsort der dort gemästeten Truthähne dienen. Links zieht sich der längliche, in Blau gehüllte Streifen der Insel *Marie Galante*, eine Dependenz der Insel Guadeloupe, ebenso wie die im Vordergrunde mit einem Leuchtturm paradierende Insel *Les Saintes*, auf welcher das Fort Napoléon, wegen seiner Stärke das Gibraltar der Antillen genannt, liegt. Wir fahren an der Spitze dieser Insel, *Pointe des châteaux* genannt, weil sie wie ein altes Felsenschloß aussieht, und an drei den Eingang versperrenden, befestigten Inselchen in den Hafen ein.

Die Rhede von *Pointe-à-Pitre* auf Guadeloupe ist eine der schönsten und malerischesten der Welt. Im Centrum des Halbrundes, hart am Meere, liegt die Stadt, von der üppigsten Vegetation umrahmt. Palmen und Cocusbäume zeichnen sich am ruhigen Horizonte ab. Sofort wird unser Schiff von kleinen Kähnen umringt, Neger dringen auf das Verdeck, und mit einer Zudringlichkeit, die hie und da nur durch drastische Geberden, wie Aufheben des Stockes, abgewehrt werden kann, mit einem Lärm, der alles betäubt, erklären sie in einem schrecklichen Französisch, sie wollten uns ans Land führen. Wir statteten der Stadt zwei Besuche ab, weil wir dort mehr Kühlung als auf dem Schiffe zu finden hofften, worin wir uns freilich gründlich täuschten.

Pointe-à-Pitre, auf einem Vulkan erbaut und stets stärkern oder schwächern Erdstößen ausgesetzt, 1843 durch Erdbeben und 1871 durch Feuersbrunst zerstört, ist wieder (meist aus Holz) aufgebaut worden; die unschönen Häuser sind durch dünne steinerne Mauern, welche ihrerseits wieder durch Eisenstäbe zusammengehalten werden, getrennt. So ist auch die Kirche St. Julien durch mächtige Eisenpfeiler in halb gotischem Stile gestützt und mit Wendeltreppen versehen, die zu einer romanisch gehaltenen Galerie mit holzartigem Anstrich führen. Meine Reisebegleiter lassen es sich nicht nehmen, hier ihre Andacht zu verrichten, d. h. während einigen Minuten mit gedankenlosem Auge den Marmoraltar anzustarren, auf welchem ich übrigens, sowie auch in der ganzen Kirche, vergeblich eine Marienstatue suche. Das Straßenpflaster zeichnet sich meist durch Abwesenheit aus und würde besser fehlen, wenn es da ist. Besonders belebt ist der Marktplatz, wo Neger und Negerinnen, sowie Mulatten in allen Abstufungen des Schwarz und Indianerinnen mit glattem Haare in allen möglichen, z. B. feuerroten Trachten auftreten; die Negerinnen, mit überladenem Schmuck von geringem Wert behangen, tragen meist ein langes Kleid aus Indienne, das unterhalb der Brust durch einen Gürtel zusammengehalten ist; andere stolzieren in europäischem Gewande umher. Es wird uns ziemlich viel Zuckerrohr angeboten, das in runde Stäbchen zerschnitten, ausgesaugt und als besonderer Leckerbissen für den Nachtisch angesehen wird, wozu man freilich die Zähne der Neger haben sollte. Der Reisende würde gut daran thun, immer zuerst den Markt-

platz, dann die Buchhandlungen einer Stadt zu besuchen, um durch jenen das materielle, durch diese das geistige Leben etwas kennen zu lernen. Letzteres muß in Point-à-Pitre nicht groß sein, denn außer allen möglichen Schauerromanen war nur etwa Al. Dumas, Jules Verne, Musset und Lamartine vertreten; von fremden Büchern oder gar Geschichtswerken, die ich verlangte, war keine Spur vorhanden.

Nach 24stündigem Aufenthalt ertönt den 12. Dezember, mittags 12 Uhr, ein Kanonenschuß, um die am Lande befindlichen Passagiere von der Abfahrt zu benachrichtigen; unser Schiff wendet sich gegen das offene Meer hin, das in der Ferne leicht gekräuselt, silberhell strahlt und durch einen Strich von unserer glatten Bai getrennt, fast einer sich schroff erhebenden Bergkette gleichsieht. Dann segeln wir an fruchtbaren Ufern hin, die mit gelben Zuckerplantagen bepflanzt sind, über welchen sich dichter Urwald den hohen Bergrücken entlang emporzieht (der höchste Gipfel ist 1570 m hoch), am »gesalzenen Fluß«, der die Insel in zwei Hälften teilt, vorbei, um ein zackiges Vorgebirge herum nach der Beamtenstadt von Guadeloupe, *Basse-Terre*, welche wir gegen 5 Uhr abends erreichen. Mehrere höhere Offiziere kommen an Bord, der zukünftige Schwiegersohn des Gouverneurs steigt aus und wird in einer Galakutsche abgeholt. Die bessern Gebäude liegen etwas oberhalb in Palmbäumen versteckt. Am Strande sind keine Quais angelegt, sondern die Häuser fallen mit großen düstern Mauern direkt in die See; die übrige Stadt ist häßlich und klein. Eine halbe Stunde oberhalb derselben, 800 m hoch, liegt das Feldlager der Garnison. Das Leben verfließt ruhig in dieser Beamtenstadt, denn wie der Major der Garnison uns sagt, seien politische Wirren hier selten, da die Neger gut und respektvoll seien.

Nach einer Stunde Aufenthaltes lichten wir die Anker. Bald kommt die Dunkelheit; Platzregen fallen nieder, ohne die Luft abzukühlen. Wir fahren an der Insel *Dominique* vorüber, die als schwarze Masse daliegt. Um halb 3 Uhr morgens landen wir im Golf der Handelsstadt *St. Pierre* auf der Insel *Martinique*. Die Ausschiffung der Passagiere (worunter der verunglückte bachelier) beim glitzernden Schein der Sterne und beim träumerischen Lichte des abnehmenden Mondes, unter dem fortwährenden Geschrei der

Neger, das Weggleiten der Kähne auf der stillen Flut, in welcher sich einige Lichter der amphitheatralisch aufgebauten Stadt wiederspiegeln, ist zauberhaft.

Nach 2½ Stunden, während welchen wir nach der östlichen Hälfte der Insel gesegelt sind, erreichen wir die Residenzstadt des Gouverneurs von Martinique, *Fort-de-France*, in mächtiger Bai an mehreren kleineren Häfen gelegen und rechts von Forts flankiert, die mit wucherndem Grün überwachsen sind, als wollte der grimmige Krieg in dieser milden Natur mit dem Frieden liebäugeln und seine Roheit unter jungfräulichem Gewande verbergen. Noch mehr zur Rechten liegt unser Hafen, eine scheinbar abgeschlossene von Palmen eingerahmte, unsern italienischen Seen ähnliche Bucht von solcher Tiefe, daß die Schiffe ans Land heranfahren und mit demselben durch eine Brücke verbunden werden können. Dieser Umstand enthebt uns der Zudringlichkeit der Neger, die anderwärts uns mit Gewalt landen wollen. Dafür zeigen sie sich aber von einer andern Seite: kaum hat sich unser Auge etwas an das Naturschauspiel gewöhnt, so werfen sich erst drei, später etwa ein Dutzend Negerjungen, gutgewachsene, muskulöse und wohlgeformte Kerls von 14—17 Jahren, ins Wasser, schwimmen um das Schiff herum und betteln unter widerlichem Quacken »angwa, angwa«, was so viel heißen soll wie »envoie«, um einige Sous. Werden solche über Bord geworfen, so taucht die Rotte wie besessen kopfüber in den Schlund hinunter mit erstaunlicher Gelenkigkeit und Schnelligkeit, wobei die Beine mit ihren weißen Sohlen ein ganz sonderbares Gewirr darstellen. Vom stets sichern Finder wird das Geldstück in den Mund gesteckt und beim Emportauchen grinsend gezeigt.

Ein Besuch in der Stadt befriedigte uns sehr. Zuerst gelangten wir an der rechts vom Fort gelegenen Meeresbucht auf einen freien Platz, dessen Rasen von wahren Prachtexemplaren alter Bäume eingerahmt ist. In dessen Mitte schaut die Marmorstatue der hier geborenen, dem Ehrgeiz geopferten Gemahlin Napoleons, der Kaiserin Josephine, von sechs schlanken Palmbäumen umgeben, tiefsinnig auf das Meer hinaus. An diesen Platz lehnt sich die schönste Straße der Stadt mit den Häusern des Gouverneurs und

des Staatsanwalts, die mit geschmackvollen Gartenanlagen umgeben sind. Im übrigen ist die Stadt wohlgebaut, luftig, reinlich und hat ein erträgliches Pflaster. Im Hintergrund des Thalkessels aber liegen ganz elende Holzbaracken der Neger. Sonst enthält die Stadt nichts Besonderes, wenn man nicht die Unmasse von Droguerien und Pseudo-Apotheken erwähnen will, welche einen sonderbaren Schluß auf den Bildungsstand der Leute zulassen, aber auch im Wimmeln gewisser Nachtfalter ihre Erklärung finden. Am Rand des Hochplateaus, welches die Stadt überragt, liegen die Kasernen der Marine-Artillerie. Und wirklich ist militärischer Schutz für den Europäer hier notwendig. Die Neger, etwa 130,000 an der Zahl, so folgsam sie auch vor meinen Augen den nur mit einem Rohrstock bewaffneten Dienern der Gerechtigkeit bei der leisesten Berührung des Stockes sich als Arrestanten ergeben, bilden doch gegenüber den 12,000 Weißen und etwa 20,000 Indianern die gewaltige Übermacht. Sie sind im Grunde böswilligen Charakters und hegen gegen den Weißen, der sie noch bis zum Jahre 1848 als Ware behandelte und mißhandelte, einen tötlichen Haß. Es wäre geradezu ein Unglück für die Kolonien Frankreichs, wenn man hier die allgemeine Militärpflicht einführen und die Neger bewaffnen wollte. Seit 1870 schicken dieselben meistens Mulatten als Vertreter in die französische Kammer, denn die Weißen wagen es nicht mehr zur Urne zu gehen. Aber auch diese, die sich nur einige Stunden von der Hauptstadt entfernt sicher fühlen, haben zur Verteidigung gegriffen; sie haben alle ihre reichen Plantagen und Besitztümer einem Konsortium um den fünffachen Preis verkauft, so daß jetzt das verteilte Risiko den Einzelnen im Falle einer Revolution oder eines Negeraufstandes nicht mehr so schwer treffen kann und die Löhne bei Verzinsung eines fünffachen Kapitals bedeutend verringert worden sind. Man hält die Zustände möglichst geheim. Der Reisende aber, der die Verwahrlosung der Neger sieht, wird deren Gefährlichkeit doppelt begreifen.

Von dieser Verwahrlosung bekamen wir ein deutliches Bild. Unser Schiff sollte eine neue Kohlenladung fassen, welche bereits am Ufer in großen Haufen aufgespeichert lag. Es organisierten sich nun zwei oder drei Abteilungen von Negern, hauptsächlich aber von Negerinnen, deren jede eine aufsteigende und absteigende,

eine hineilende und zurückeilende Kolonne bildete und von verschiedenen Seiten dem Schiffe die Last zutrug. Welch ein Anblick der Hölle! Da stürzen sie dahin, die schwarzen Gestalten, keuchend unter ihrer Last, die sie auf dem Kopfe tragen, und ein kotiger Schweiß bedeckt ihre häßlichen Züge. Die Negerinnen niedrigster Art sind in ein ziemlich knapp anliegendes, bis an das Knie reichendes Hemd und in einige zerlumpte Brusttücher gehüllt. Die Hast, möglichst viele Körbe in den schwarzen Bauch des Schiffes zu werfen, ist eine fieberhafte, und damit sie nicht erlahme, schlägt ein älterer Neger mit langen, nach auswärts gereckten Fingern unaufhörlich auf ein baumstrunkähnliches Tamburin, auf dem er rittlings sitzt. In einer Art wohl durch Berauschung oder Selbsttäuschung hervorgerufener Extase begleitet er sein satanisches Getrommel mit einem unartikulierten Geheul und Verzerrungen des Gesichts und des Körpers. Sein Geschrei, aus welchem manchmal die Laute be-be gesungen oder vielmehr geblöckt hervortönen, wird von den auf- und abeilenden Negerinnen wiederholt, und die wütendsten derselben begleiten dasselbe ihrerseits mit Zuckungen und sinnlichem Tanz. So wird etwa drei Stunden fieberhaft gearbeitet, dann sinkt die ganze Bande unterschiedslos nieder, wie umgemäht durch Trunkenheit. Nach drei Stunden wird die Arbeit in der gleichen Weise wieder aufgenommen. Die Kontrolle wird in höchst sinnreicher Weise geübt, indem jede Trägerin für jede Last eine Marke erhält, dann aber noch auf eine Zählmaschine oder Wage treten muß, welche die Zahl der Tritte angiebt. Besonders grauenhaft war die betäubende Scene während der Nacht anzusehen, wo sechs elektrische Lampen Schiff und Ufer taghell beleuchteten und wo das Feenhafte der Natur durch das Gespenstisch-Infernalische der Menschen erdrückt wurde. Da die Kabinenfenster gegen den eindringenden Kohlenstaub geschlossen worden waren, so mußten wir der unausstehlichen Hitze wegen die Nacht auf dem Verdecke zubringen, allein beim Lärm der Kohlenungetüme war Rast und Schlaf unmöglich.

Am andern Tage um 12 Uhr verliessen wir Fort-de-France und seine liebenswürdigen Bewohner. Nach 20stündiger Fahrt taucht die Küste des südamerikanischen Festlandes in juraähnlicher blauer Linie auf. Nähersegelnd sehen wir, daß diese Ausläufer der Ost-

cordillere der Anden in schroffen, bewaldeten Contreforts ohne Übergang ins Meer abfallen und dadurch hie und da Raum für schmale Landstreifen übrig lassen, sonst aber nur etwa durch enge wasserlose Bachrinnen durchschnitten sind. Es sind also keine wirklichen Längstäler da, und auch Wohnungen fehlen. Nach einer Landung in *Carúpano* an der Küste Venezuelas, wo wir einen ganzen Nachmittag verlieren, fahren wir wieder ins offene Meer hinaus, um die vielen an der Küste liegenden Inseln und die Riffe zu umgehen. Delphine umtanzen schon seit einigen Tagen unser Schiff, indem sie bald mehrere Fuß weit über das Wasser springen, bald wieder ebenso schnell untertauchen und unter der Flut schwimmen, mit dem Schiffe dergestalt in Schnelligkeit wetteifernd. Am folgenden Tage deuten Zuckerplantagen an der Küste, weiß getünchte Fabriken mit Hochöfen, sodann die hübschen Badehäuser des Ortes *Macuto,* prächtige Villen und endlich ein mitten in Zuckerfeldern gelegener, malerisch eingefaßter Kirchhof auf die Nähe einer größern Stadt. Wirklich ankern wir gegen Abend vor der Hafenstadt La Guaira in Venezuela.

La Guaira, in einen ganz schmalen Thalgrund eingezwängt und an steile, mit Grün bewachsene Felsen angepreßt, verdankt seine Wichtigkeit der Nähe der venezolanischen Hauptstadt *Caracas,* welche oben auf dem Gebirgsplateau (912 m hoch) in geschützter, gesunder Lage versteckt ist. Der Hafen La Guaira ist berüchtigt durch seine ungünstigen Winde; das Meer ist dort fast immer erregt, prallt mit Ungestüm an die Hafenmauern, an den hinausgebauten Schutzdamm und an die Mauern der Stadt. Was die Notlage noch erhöht, ist der Umstand, daß die Haifische hier sehr zahlreich sind und bei der Schwierigkeit des Landens nur zu leicht Beute machen. Sonst ist der Anblick der Stadt mit ihrer Kirche, die sich durch einen weithin sichtbaren Turm, aber ein ebenso unförmiges Schiff auszeichnet, und mit ihren roten Ziegeldächern und weiß oder gelb getünchten Mauern nicht häßlich zu nennen. In der Höhe liegt eine Meerwacht, aus welcher drohende Kanonenmündungen auf die Bai herabschauen. Die unausstehliche Hitze aber (bei 36° C. im Schatten!), sowie die Fieber machen den dortigen Aufenthalt zu einem der traurigsten und langweiligsten. Glücklicherweise ist jetzt eine Eisenbahn nach Caracas hinauf in Betrieb,

so daß die Hauptstadt in wenigen Stunden sicher erreicht werden kann, ein ungeheurer Vorteil, den Columbien nicht genießt.

In La Guaira schiffte sich unsere Operngesellschaft aus, nicht ohne manchen Angstschrei der im Landungsboote hin- und hergeworfenen Frauen, die sich krampfhaft an ihre Sitze klammerten. Es flossen bei dieser Trennung einige Thränen, aber nicht allein solche der Angst . . . .

Nunmehr fuhren wir der Küste Venezuelas entlang und gelangten den 17. Dezember, am Tage, an welchem wir schon in Columbien hätten landen sollen, nach einem andern venezolanischen Hafen, *Puerto Cabello*, so genannt, weil das Meer hier als so sanft angesehen wird, daß sich die Schiffe mit einem Haare anbinden ließen. Auch hier fahren wir, wie in Fort-de-France, ganz in die Bucht hinein und gehen über eine Landungsbrücke ans Land. Puerto Cabello ist eine recht angenehme Stadt, schön gelegen und der Ausgangspunkt der Route nach der Handelsmetropole *Valencia* im Innern. Ein kleiner botanischer Garten an der Küste dient zum Lustwandeln und zeugt wenigstens einigermaßen von dem Kunstsinn der Behörden. Links von der Einfahrt, nur durch einen kleinen Arm von der Küste getrennt, auf einer Insel, die etwa einen Bogenschuß von uns entfernt ist, steht eine uralte niedrige Festung, halb zerfallen, mit gelblichen Mauern, die um ein Stockwerk über das Meer hinwegblicken und mit Feuerschlünden garniert eher den Eindruck der Trostlosigkeit als denjenigen der Macht hervorrufen. Diese Festung ist ein ehrwürdiges Denkmal des Unabhängigkeitskrieges. Vielumstritten, diente sie den Spaniern stets als Stützpunkt für ihre Operationen zur See und im Innern; hier hat mancher Republikaner und Patriot geblutet und in den finstern Gewölben geschmachtet! Mit Übergabe dieser Festung räumten den 1. Dezember 1823 die Spanier das ganze Gebiet des damaligen Freistaates Columbien! Aber trotz der Ehrfurcht, die ich vor diesem Kampfe eines an die Freiheit nicht gewöhnten, halb barbarischen Volkes gegen seine Unterdrücker und vor seiner Tapferkeit und seinem Heldenmut hege, konnte ich mich wahrhaft niederschmetternder Gedanken nicht erwehren, als ich nun die Beschützer dieser Freiheit, die Soldaten der heutigen venezolanischen Armee, aufziehen sah. Aus jenem Fort kamen etwa 50 halbzerlumpte,

schmutzige, unangenehm dreinblickende Gesellen zum Wachtaufzuge in die Stadt unter dem Schlage von zwei Trommeln: keine Uniform, keine Tenue, keine weitere Auszeichnung als ein zerdrücktes Käppi und das Gewehr, keine militärische Haltung; die Offiziere in bürgerlicher Kleidung mit umgegürtetem Säbel . . . das war die »Compagnie«! Meine Kehle schnürte sich zusammen, als ich die Fürsorge der Regierung für einen so wichtigen Zweig des Staatslebens, wie das Militärwesen einer ist, in einem so jämmerlichen Lichte sah. Aber meine Standhaftigkeit sollte später noch auf härtere Proben gestellt werden.

Dienstags den 20. Dezember fuhr endlich der St. Simon mit drei Tagen Verspätung der columbianischen Küste entlang. Gegen 10 Uhr hielten wir auf hoher See. Zu unserm Erstaunen wurde uns mitgeteilt, daß hier der Endpunkt unserer Reise per Steamer, daß hier unser Bestimmungsort sei. Unstät irrte unser Blick, ob er wohl irgend einen Anhaltspunkt für die Ergründung dieses Rätsels finden könne. Nichts! Rings um uns her bewaldete Ufer, von menschlichen Wohnungen keine Spur, wenn man nicht einen Leuchtturm, der zur Rechten steht, ausnehmen will. In der Ferne links dehnt sich eine kahle, schwarze Ebene aus, die uns als Delta des hier einfließenden Magdalenenstromes bezeichnet wird. Das war also das Land, wo ich für einige Jahre Wissenschaft lehren sollte! Mit einer solchen Einöde fing es an! Wie sollte ich mir da eine Kultur, ja ein hochentwickeltes Geistesleben, von welchem man mir gesprochen, vorstellen!

Endlich kam aus dem dunkeln Hintergrund heraus ein kleiner Schleppdampfer auf uns zugefahren; einige Beamte stiegen aus, visitierten die Papiere und fuhren mit dqn vier Reisenden, die hier landen wollten, gegen Mittag dem Ufer zu. Diese Beamte waren meist sehr schlanke, hübsche Leute mit blitzenden Augen und energischen Gesichtern, die etwas Sympathisches an sich hatten, so daß ich mich allmählich etwas beruhigte. Unter ihnen befanden sich allerdings einige, deren in den Bürgerkriegen erhaltene Wunden etwas Zutrauen Erweckendes gerade nicht hatten, so der Kassier unseres kleinen Dampfers, der seine künstliche Kinnlade mit einem Nastuche befestigt hatte, ein sonderbares Beweisstück des Sportes, welchen die Columbianer treiben, wegen politischer Meinungs-

verschiedenheiten sich zu verstümmeln. Ich schlug mich übrigens an die Brust, an das im Grunde ebenso Absurde unserer Studentenduelle denkend.

Unter dem Druck einer wahrhaft vernichtenden Hitze gelangten wir an den Hafenort *Sabanilla*. Neue Überraschung! Allerdings sah man hier Schienen, welche bis an die Landungsbrücke herankamen, aber eine Hafenstadt suchte man vergeblich. Auf dem kahlen Sandboden der Bucht lagen einige ganz miserable Hütten aus Bambusrohr, mit Stroh gedeckt, elende Fischerbaracken. Auch der Bahnhof der hier beginnenden Eisenbahn war eher ein Güterschuppen, eine Art Pferch zu nennen. Doch waren wir froh, darin den Strahlen der Sonne etwas zu entgehen, wenn auch der Gaumen fast verschmachtete. Die Grazie, mit welcher uns der Hafen- und Bahnhofinspektor, ein nachmaliger, in einer der letzten Revolutionen durch seine Tapferkeit berühmter General, Fr. Palacios, einige Glas Wasser reichte, die Würde und das Selbstbewußtsein, mit der er sich uns gegenüber äußerte, fielen mir nicht wenig auf. Endlich kam der Zug angefahren; eine Lokomotive sonderbarster Form mit weit ausgebauchtem Tender und hohen Rädern war davor gespannt. Die Wagen waren nur mit zwei Längssitzreihen versehen und möglichst ventiliert. Wir stiegen ein, und geschüttelt und gerüttelt infolge des schlechten Unterbaus fuhren wir in $1\frac{1}{2}$ Stunden nach dem 28 Kilometer entfernten Barranquilla. Die Gegend war flach, und die verhältnismäßige Dürftigkeit des Pflanzenwuchses, die verkümmerten Bäume, die vielen Dornsträucher und Gebüsche waren nicht wenig geeignet, die Verwunderung über diese tropische Vegetation zu erhöhen.

Endlich gegen 2 Uhr setzte man uns im Bahnhofe von Barranquilla ab. Wir wurden ins Zollhaus beordert, wo ich alle meine Koffer öffnen mußte trotz des Empfehlungsbriefes des Herrn Gesandten Holguin oder vielleicht wegen dieses Empfehlungsbriefes, indem zwischen dem gestrengen Herrn Verwalter und dem Herrn Gesandten in politicis nicht alles richtig sein mochte. Nach einem einstündigen Schwitzbade, welches das Öffnen und Schließen der zu voll gepackten Koffer mir bereitete, wurde ich ohne weitere Schröpfung freigelassen; die Zollbeamten konnten sich nicht enthalten, hie und da ob der Gegenstände, die ein mit jenen Ländern

nicht vertrauter Reisender mit sich nimmt (z. B. Lampen), laut zu lachen. Gegen Abend endlich waren wir im Hotel Colombia ganz trefflich aufgehoben, und nach 27 Tagen konnte ich zum ersten Male wieder ruhig in einem Bette auf dem Festlande schlafen, sowie endlich am andern Tage meine Sommerkleider anziehen. Statt dieselben in einen Koffer zu packen und diesen in die Kajüte zu nehmen, wie die andern Reisenden auch thaten, hatte ich unklugerweise alle Koffer in den Schiffsraum hinunter transportieren lassen, von wo sie erst nach gehöriger Reklamation, und als der Schlepper schon zur Abfahrt pfiff, herausgeschafft wurden.

Gegenwärtig vollzieht sich allerdings die Landung in viel bequemerer Weise. Die Eisenbahn ist von dem jetzt ziemlich verlassenen Sabanilla an der gleichnamigen Rhede noch eine Strecke weit nach Nordwesten fortgeführt und mündet bei *Puerto Colombia* aus, wo auch die größten Dampfer an einer mächtigen Landungsbrücke anlegen können, so daß die Schleppdampfer unnötig geworden sind. Die Reisenden werden daher auch mit weniger Überraschungen ans Land steigen als damals.

Barranquilla, 1669 gegründet, ist Hauptort eines Bezirks des Staates oder heute des Departements Bolivar. Es liegt auf dem linken Ufer des Magdalenenstromes, an einem seeähnlichen Arm desselben, dem sogenannten *caño*. Der Aufschwung, den diese Stadt in den letzten 20 Jahren genommen, ist ein echt amerikanischer, namentlich seitdem die Dampfschiffahrt auf dem Magdalenenstrom eingerichtet, seitdem die Duane von Sabanilla hieher verlegt und seitdem die Segelschiffe, ja selbst Dreimaster in den Strom hineinfahren können. Der Wohlstand dieses Handelsemporiums von Columbien wird aber noch mehr zunehmen, wenn einst die sogenannten *bocas de ceniza*, d. h. der Aschenmund, die durch vielen Schlamm und Sand versperrte Mündung eines Armes des Magdalena durch Sprengungen auch den Schiffen größten Tiefganges geöffnet sein werden, wie dies längst projektiert ist, und wenn die Eisenbahneinrichtungen verbessert und namentlich die Züge an Zahl vermehrt werden. Es sind wirklich noch große Verkehrserleichterungen nötig, will Barranquilla nicht seinen Vorrang verlieren, denn seine Rivalin *Santa Marta* im Osten hat einen viel ruhigeren Hafen und baut gegenwärtig auch eine Eisenbahn, um den Mag-

dalena zu erreichen; auch *Cartagena* im Westen sucht sich wieder emporzuarbeiten. Heute herrscht aber in Barranquilla der hauptsächlichste Verkehr, und das dortige Zollamt giebt alljährlich die Haupteinkünfte des Landes ab. Im Jahre 1884 wurden von hier Produkte (Kaffee, Baumwolle, Häute, Mineralien, Metalle, Pflanzen, Tabak, Cacao) ausgeführt, deren Wert auf 10,546,000 col. Dollars oder damals cirka 40 Millionen Franken geschätzt wurde.

Unter diesem Impuls des Handels hat sich die Stadt bedeutend vergrößert und zählt gegenwärtig wohl bedeutend mehr als 20,000 Einwohner; man behauptet sogar, diese letztere Zahl habe sich verdoppelt. Im Jahre 1866 war hier nicht einmal eine Bäckerei errichtet, indem jedermann patriarchalisch das Brot selber buk; ja, auf der Post traf ein damaliger Reisender Hulls nicht einmal Feder, Tinte und Papier! Alle Häuser waren mit Stroh gedeckt, jetzt aber ist die Stadt von der Vogelperspektive aus gesehen, wenn man die Ausschau vom Turme der Hauptkirche San Nicolas aus so nennen darf, eine recht stattliche. In den Hauptquartieren der Handelsaristokratie liegen die steinernen großen Häuser der bedeutendsten Kaufleute, gewöhnlich einstöckig, massiv, altspanisch gebaut: unten auf die Straße hin das große Magazin mit den aufgespeicherten Waren, jedermann offen, luftig, ohne Fenster, à jour, oben die Wohnräume. Die Dächer dieser Notablenhäuser sind flach und wahre Steinterrassen, auf denen man morgens früh lustwandeln kann. Durch ein großes Thor gelangt man ins Innere, zuerst in ein Vestibül, dann in einen großen Hof, *el patio*, wo Gesträuch und Blumen das Auge erfreuen. Um den Hof herum läuft eine Veranda; im obern Stocke liegen über derselben Galerien aus Holz, wo man Kühlung schöpft und wo auch gegessen wird, wie z. B. in unserm Hôtel. Die Zimmer sind mit Schaukelstühlen und Strohteppichen versehen, teilweise elegant und bequem ausgestattet. Die Vorstädte dagegen sind weniger bestechend; meist sind da nur Häuser mit Erdgeschoß, deren Thüre stets offen steht, so daß man in das erste Zimmer, gewöhnlich einen kleinen Salon, hineinschauen kann. Viele dieser außerhalb des Weichbildes liegenden Häuser sind mit Palmstroh bedeckt (sogar einige auf dem Hauptplatz) und überhaupt nur aus getrockneter Erde und Ziegelsteinen, die weiß übertüncht werden, gebaut. Der Fußboden besteht hier

aus gestampfter Erde. Ganz außen in der Peripherie liegen die Hütten der niedern Volksklassen, wo die Möbel nur etwa aus einem Tisch, einigen Holzstühlen mit Fellüberzug und aus *esteras* oder Natten zum Schlafen bestehen. Ganz oder halbnackte Kinder geben da die richtige Staffage. Aber überall wird das Auge wohlthuend berührt und für den Anblick der Sandstraßen entschädigt durch das viele Grün der Gärten, die vielen Palmbäume und Gesträuche, welche die ganze weite Ebene, in der die Stadt liegt, bedecken. Am Abend ist der Ausblick reizend; in der Ferne sieht man vom Kirchturm aus das Meer, rechts den breiten silbernen Strom, gegen Süden die unermeßliche Ebene und gegen Osten die gewaltigen Schneekuppen der *Sierra Nevada de Santa Marta* von 5800—6000 m Höhe, die vom Abendrot vergoldet werden und glühen, als wären es unsere Alpen.

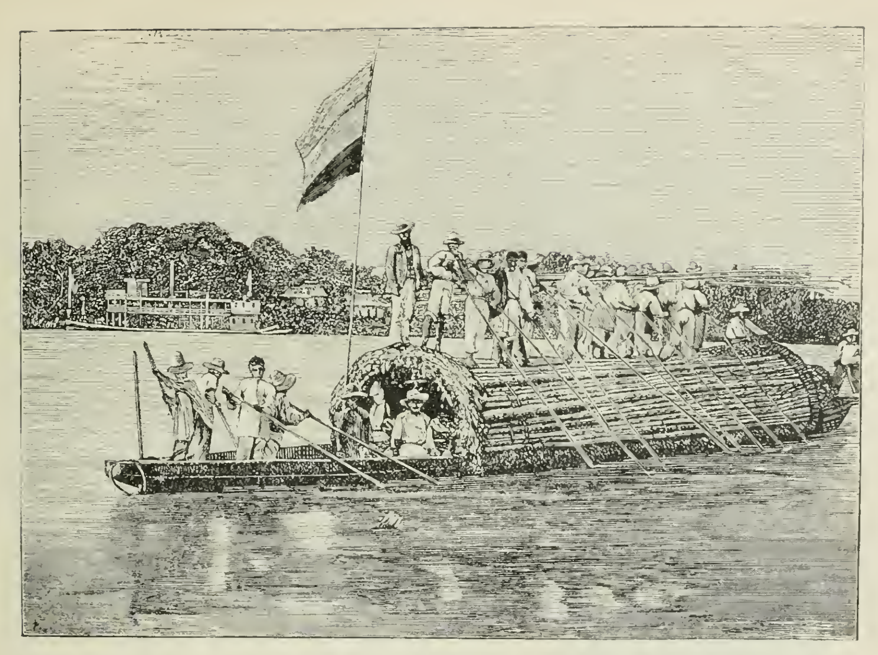
Das Leben in Barranquilla ist eintönig für denjenigen, der europäische Zerstreuungen sucht; doch ist die Aufnahme in den bessern Familien eine zuvorkommende. Bei Tage wird möglichst viel in Geschäften gearbeitet. Auf den breiten Straßen, die durch bis an den Knöchel reichenden, glühend heißen Sand überdeckt sind, cirkulieren mit großer Schnelligkeit die leichten Kutschen, die heute glücklicherweise den Verkehr vermitteln und das Waten im Sande ersparen, freilich nicht, ohne daß man immer der Gefahr entginge, an einer Straßenecke anzuprallen oder mit andern, ebenso hastig fahrenden Vehikeln zusammenzustoßen oder überhaupt auszuleeren und dabei noch die Verwünschungen der Kutscher mitanhören zu müssen. Ist aber einmal das Tageswerk gethan und kommt um 6 Uhr die Nacht mit ihrer Kühle und Frische, so entwickelt sich ein anderes Leben. Jedermann sitzt vor die Hausthüre, die Frauen, welche nun Toilette gemacht haben, wiegen sich in echt tropischer Nonchalance in ihren Lehnstühlen. Überall ertönt Musik, sei es, daß ein armes Piano mißhandelt, sei es, daß die nationalen Musikinstrumente, Guitarre und die kleineren *vihuela* und *tiple*, vorgezogen, sei es, daß hie und da heitere Melodien und sentimentale Liebeslieder (in moll) in der sonoren spanischen Sprache gesungen werden. Bälle und Soirées finden statt, und der echte Bewohner Barranquillas sucht sich zu amüsieren, zu coquettieren, zu scherzen und zu lieben, so viel er vermag.

In Barranquilla fand ich auch einige Schweizer (Kaufleute und Uhrenmacher), die damals im Bunde mit andern Fremden einen Gesangverein gegründet hatten und die mich außerordentlich liebenswürdig aufnahmen. Die kräftigen Schweizerlieder, von einem guten Chor gesungen, ließen die Brust hoch und weit aufatmen. Von den Schweizern begleitet, sah ich auch die Sehenswürdigkeiten Barranquillas näher an. Es war dies das Spital, das, außerhalb der Stadt angelegt, von französischen barmherzigen Schwestern musterhaft und für die Kranken aller Nationen unentgeltlich geführt wird, sodann der Kirchhof, endlich die Wasserwerke, fälschlich *el aqueducto* genannt. Früher mußte das Trinkwasser aus dem schmutzigen Caño oder Flußarme genommen und dann filtriert werden; Krankheiten waren deshalb endemisch. Nun aber wird das gereinigte Wasser in ein Reservoir auf eine kleine, die Stadt beherrschende Anhöhe hinaufgepumpt und von dort in die verschiedenen Brunnen geleitet — ein Fortschritt von unberechenbarer Tragweite. Dennoch ist das Wasser noch immer nicht ganz klar, und man muß es daher in den Häusern durch dicke, poröse Steine hindurchsickern lassen. Freilich ist damit eine mehr oder weniger poetische Figur aus Barranquilla verschwunden, der Wasserträger oder vielmehr der Treiber (und Reiter) kleiner Esel, welche bei 5000 an der Zahl, mit zwei Wasserfäßchen beladen, den Dienst mit merkwürdiger Schnelligkeit und Intelligenz versahen. Diese Eselchen sieht man noch jetzt als Träger von großen Lasten Gras oder Zuckerrohr, die bestimmt sind zur Fütterung des Viehes, und es ist komisch und rührend zugleich anzusehen, wie sie unter der tropischen Sonne so behend und munter durch die Sraßen eilen. Des Nachts streifen sie frei umher; genügsam wie sie sind, suchen sie spärliche Nahrung.

Endlich setzte uns der Besuch bei unsern Landsleuten auch in den Stand, deren Geschäfte näher anzusehen. In Barranquilla, wie in den meisten Städten Columbiens, muß oder sollte jeder Geschäftsmann, der im Detail verkauft, alle Artikel vorrätig haben; erst in den letzten Jahren ist die Teilung der Arbeit etwas mehr durchgeführt und das Warenlager etwas einheitlicher gestaltet worden. Aber damals thronten da nebeneinander Toilettengegenstände, Kleider, Faden und Nadeln, Mordwaffen, wie Messer und Revolver, Schmuck, Uhren, Leinwand, Hüte, Modewaren, Porträts, Ölfarben-

drucke, Heiligenbilder, Meßgegenstände, Spielwaren, Schuhe, Mehl, Wein, Liqueurs und Bücher, kurz alles, was man in einer unserer Städte fände, wenn man die Läden einer Straße vereinigen würde. Freilich hat auch der Handel unter den Revolutionen viel gelitten und noch nicht alle wünschenswerten Fortschritte gemacht, indem sich jede Partei bei einer Erhebung gerade Barranquillas und damit der Duane und der Haupteinkünfte des Landes bemächtigen will und indem die Regierung wahrhaft drakonische Zolltarife eingeführt hat. Aber immerhin ist die Stadt eine derjenigen, die am meisten Zukunft besitzen, und dies verdankt sie nicht zum mindesten dem moralischen Einflusse des fremden Elementes, da die geachtetsten Kaufleute Deutsche, Franzosen, Italiener, Spanier, Holländer, Österreicher, Amerikaner und Engländer sind. Barranquilla ist die einzige Stadt, wo die Einwanderung, die jährlich nach Columbien kaum 200 Menschen führen wird, einigermaßen festen Fuß gefaßt und auch zur Verschönerung und Verbesserung des Lebens viel beigetragen hat. Das Klima ist nicht gerade ungesund, wenn mit der richtigen Mäßigkeit gelebt wird, doch wirkt die große Hitze erschlaffend, auch muß sich der Ankömmling sehr hüten, Früchte zu essen, da er sonst leicht erkrankt. Die Regenzeit ist freilich für Leidende gefährlich, und namentlich sind September und Oktober, die Zeit der starken Winde, höchst unangenehm.





II.

Auf dem Magdalenenstrom. — Aufstieg auf die Anden

Unterdessen war der Tag der Abreise ins Innere gekommen. Die kleine Reisegesellschaft nach Bogotá sollte sich den 24. Dezember, am Abend vor Weihnachten, auf dem Magdalena einschiffen. Wir hatten wegen der Verspätung unseres »St. Simon« den Postdampfer vom 20. Dezember verfehlt und ergriffen nun die erste beste Gelegenheit, um flußaufwärts zu ziehen trotz vieler Abmahnungen und, wie es sich zeigen sollte, wohlgemeinter Räte. Allein ich mußte mich, so gerne ich den Abend des 24., den die Schweizer mit einem kleinen Tannen- oder vielmehr Palmbaumfeste feiern wollten, in ihrem Kreise verbracht hätte, dem Willen der andern Reisegefährten fügen, da ich, der spanischen Sprache noch unkundig, an jemanden mich

anschließen mußte. Wir waren nur vier Reisende, ein Kaufmann aus Bogotá, Ed. Paris, etwas lahm infolge eines in einer Revolution erhaltenen Schusses ins Bein, sehr liebenswürdig und von der allergrößten, verdankenswertesten Dienstfertigkeit; Herr Miguel Cané, der erste argentinische Minister, welcher von Caracas kommend in diplomatischer Mission nach Bogotá reiste, ein Mann von cirka 35 Jahren, weltgewandt, witzig, entgegenkommend und nach allen Regeln der feinsten Pariser Salons gebildet, Kenner namentlich der französischen Litteratur, deren *esprit* er in sich aufgesogen hatte. Gegenwärtig Minister Argentiniens in Paris, dem begehrtesten diplomatischen Posten, hat M. Cané seine Reiseeindrücke in Columbien in einem Buche betitelt *En viaje* herausgegeben. Sodann sein junger Sekretär García Mérou, ebenfalls aus Buenos-Ayres, ein schöner, schlank gewachsener Jüngling mit Adlernase, schwarzem, gestutztem Vollbart und feurigen, tiefblickenden Augen, ein recht sorgloser und das Leben in allen Teilen genießender Compagnon, dabei eine echte Dichternatur und Verfasser hübscher, obschon noch etwas unreifer Gedichte, etwas oberflächlich gebildet, was er oft bedauerte, und zumeist nur in der französischen Litteratur, Balzac und Musset, belesen. Heute hat García Mérou eine glänzende diplomatische Carrière hinter sich.



Den 24. Dezember nachmittags bestiegen wir den Dampfer *Antioquia* im Hafen der Stadt. Dieser Dampfer, glücklicherweise seither vernichtet, ist einer der schlimmsten, wenn nicht der schlechteste aller Flußdampfer, deren es damals etwa 25 gab und die in den Händen von fünf Gesellschaften waren. Diese Dampfer sind nach einem ganz eigenen Modell konstruiert, das ich in Europa nie gesehen. Ihre Basis bildet ein breites, einer Fähre ähnliches Boot, das höchstens 5, bei den besten Dampfern nur 2—3 Fuß Tiefgang besitzt. Auf dieser Basis erhebt sich, auf Säulen getragen, ein Verdeck, in dessen Mitte oder in dessen Hinterteil einige Kabinen für die Passagiere angebracht sind. Noch ein kleineres Stockwerk, die Ka-

bine des Kapitäns und der Piloten enthaltend, erhebt sich über diesem ersten Verdeck, das dergestalt überdacht nur vorn und an den Seiten offen ist; endlich steht auf diesem Stockwerk noch ein Häuschen für den Piloten, der von diesem erhabenen Standpunkt aus den Fluß überschaut, das Schiff lenkt und der Maschine Befehle erteilt. Die Maschine selbst befindet sich unten auf der Basis des Schiffes; um sie herum sind große Mengen Holz, mit dem gefeuert wird, aufgespeichert; daneben liegen die Warenballen durcheinander geworfen oder auch aufgestapelt. Vorn und hinten steigen Kamine durch die Stockwerke hinauf und vermehren dadurch noch die ohnedies große Hitze. Die meisten Dampfer haben ein einziges Rad von bedeutendem Umfang, das am Hinterteil angebracht ist, wo es geschützt ist gegen das Andringen von Baumstämmen. Unsere arme »Antioquia« aber besaß nach dem alten System zwei Seitenräder und noch dazu großen Tiefgang; sie bewegte sich daher nur sehr schwerfällig und mit äußerster Sorgsamkeit. Der Spielraum zum Spazieren für die Passagiere war sehr beschränkt; denn auf das zweite Stockwerk hinaufzugehen, war wohl erlaubt, da es aber nicht weiter bedeckt und der Boden mit Blech beschlagen war, so waren die Schritte, die man hier that, bald gezählt.

Um 4 Uhr ließ die »Antioquia« ihren dumpfen Pfiff ertönen, der ganz Barranquilla ihre Abfahrt anzeigte, und fort ging's, zuerst den Flußarm hinunter in den Hauptstrom hinein. Es war gegen Abend. Barranquilla guckte aus seinen Palmenhainen verschwenderisch schön zu uns herüber, während wir nunmehr langsam den *Magdalena* hinauffuhren, und als die Nacht kam und der Lichtglanz der Stadt zu uns herüberstrahlte, glaubte ich mit dem Opernglase deutlich das Haus zu erkennen, wo der improvisierte Tannenbaum der Schweizer brannte. Statt desselben aber genoß ich ein ganz anderes Schauspiel, wenn es mich auch an einen Hexensabbat gemahnte. Ich ging zur Maschine hinunter und sah hier den Heizern zu, wie sie immer und immer wieder Holz in die Maschine warfen, daß die Funken umhersprühten. Das grelle Licht beleuchtete gespensterhaft die Schiffsmannschaft, die sich langhingestreckt auf dem Boden gelagert hatte. Da waren alle Schattierungen der Hautfarbe vertreten, der Weiße, der Schwarze und der Indianer und die vielen

bunten Mischlinge dieser drei Hauptrassen, die *Mestizos* und *Zambos*, alle Größen und alle Alter und alle möglichen Formen des menschlichen Körpers. Jeweilen wenn diese Leute aßen und um einen großen Zuber herum gruppiert, in welchem eine schmutzige Brühe schwamm, in dieselbe mit ihren Schalen oder auch mit ihren Fingern hineintauchten, sah man ihnen den Zustand halber Barbarei deutlich genug an; jedoch mußte man dabei ihre Arbeitsamkeit und Genügsamkeit anerkennen.

Aber auch unsere Mahlzeiten waren sonderbar. Erstlich wurden sie gerade oberhalb des heißen Maschinenraumes auf dem gedeckten Verdecke eingenommen, so daß man wirklich sein Brot im Schweiße seines Angesichtes verzehrte. Mit ceremonieller Höflichkeit setzte sich der Kapitän, ein »unheimeliges« Gesicht mit schwarzem, spitzem Vollbart, den er stetsfort mephistophelisch strich, zu Tische. Dann wurden von den triefenden, schmutzigen Bedienten alle Platten, schon halb kalt, zugleich aufgetragen, und jeder bediente sich der ihm zusagenden Speisen, indem er alle zugleich auf einen Teller nehmen mußte. Nur das Roastbeef, so hart wie Leder, oder, wie Hr. Cané sagte, wie Flußpferdhaut, wurde vom Kapitän selbst geschnitten und jedem überreicht. Saucen von ganz unnennbaren Farben schwammen in den Tellern umher, und alles war mit Aji (spanischem Pfeffer) gewürzt, daß uns der Hals brannte. Ja man darf sagen, daß wir die ganze Zeit nur aus Hunger, wenn sich derselbe etwa trotz der fürchterlichen Hitze einstellen mochte, und um unser Leben zu fristen, aßen, sonst aber lieber ganz vom Tische ferngeblieben wären. Erst auf ein gegebenes Zeichen des Kapitäns hin sollte man vom Tische aufstehen dürfen, wobei die Zeit des Wartens oft gar lange war. Doch fügte man sich schließlich in alles, auch in das schmutzige Wasser, das uns zu den morgendlichen Abwaschungen gereicht wurde und das unmittelbar aus dem Flusse geschöpft war.

Aber eine Kunst mußte mit Mühe gelernt werden, diejenige des Schlafens. Etwa um neun Uhr fing man an, sein Lager zu bereiten. Da man nicht in der allzu heißen Kabine bleiben konnte, schlief man außen auf dem Verdecke. Zu diesem Behufe wurde ein Gestell, einem großen Zusammenlegestuhl ähnlich und mit grober Leinwand versehen, aufgeschlagen; es war dies die vom

Schiffe gelieferte Lagerstätte. Darüber wurden die mitgebrachte *estera* oder Natte, ein aus kühlen Fasern bereitetes Flechtwerk, sowie die ebenfalls mitgebrachten Leintücher gebreitet; irgend eine Kopfunterlage, die man gerade bei der Hand hatte, wurde gewählt und dann zum Wichtigsten geschritten, zum Aufmachen des *mosquitero*, eines viereckigen großen Betthimmels aus grober Mousseline. Mit äußerster Behutsamkeit schlüpfte man nun, halb angekleidet, unter dieses Zeltdach und schloß es so gut als möglich nach außen ab. Wehe demjenigen, der irgend eine kleine Öffnung beim Hineinschlüpfen gelassen und bei dem irgend ein Mosquito hätte eindringen können! Kaum hatte er die Augen geschlossen, so hörte er ein singendes Zirpen und fühlte auch bald den Stachel des unbarmherzigen Gastes. Unmöglich, denselben zu fangen. Nach vergeblichen Kämpfen fiel der Geplagte oft totmüde hin und erwachte am Morgen mit hochangeschwollenen Händen und Füßen und fieberndem Kopfe, so giftig ist der Stich dieser Quäler. Um 6 Uhr morgens aber mußte man unwiderruflich aufstehen, da das Verdeck gereinigt wurde. Der Langschläfer wurde einfach aus seinem Pseudobett herausgeworfen.

Für alle diese Unannehmlichkeiten aber sollte uns in den ersten Tagen die Neuheit des Lebens und die Schönheit des Panoramas entschädigen; denn wirklich, die Fahrt auf dem Magdalenenstrome ist eine genußreiche. Der Magdalena, so bescheiden er sich auch auf der Karte bei den ungeheuren Distanzen dieses Erdteils ausnimmt, ist eine ganz gewaltige, von Süden nach Norden gehende Vekehrsader. Er ist der viertgrößte Strom Südamerikas. Seine Länge beträgt 1800 oder, wenn man die Windungen nicht einrechnet, 1700 km. In seinem untersten Teile ist er oft bei 1500 m breit, manchmal erweitert er sich zu einem kleinen 1/2 Stunde breiten See. Die Ufer sind nicht so eintönig, wie man behauptet hat, sondern im Gegenteil voll Abwechslung und nur ausnahmsweise öde. Zuerst sind es unabsehbare Strecken fruchtbaren tropischen Marschlandes; hier werden die vielen Viehherden der Staaten Bolívar und Magdalena aufgezogen, die dann nach Jamaica befördert werden. Die Kühe sind im hohen Grase manchmal bis an den Hals verborgen. Große Inseln bilden sich im Flusse; andere stehen in Formation; wieder andere werden durch den Anprall des durch den Dampfer

zerteilten Wassers erschüttert und stürzen teilweise zusammen. Viele dieser Inseln aber sind promenadenähnlich, denn längs ihren Ufern erheben sich ganze Alleen von Bäumen, *cauchos* und *ceibas*, zwischen denen grüne Rasenplätze hindurchschauen. Wiederum löst die oft überschwemmten Weiden undurchdringliches, immer neue Gestalten annehmendes Walddickicht ab. Dasselbe ist nur hie und da unterbrochen durch eine einsame Strohhütte, die inmitten einer kleinen Tabakpflanzung oder einer Bananengruppe steht.

Eingeborne fahren auf Nachen halb- oder ganz nackt den Ufern entlang, oder manchmal begegnen wir *bongos*, d. h. großen, mit einem Dach aus Palmstroh bedeckten Booten, welche die Neger mit Stangen flußaufwärts stoßen, indem sie letztere in den Grund bohren, sie dann gegen die Brust stemmen und damit mit katzenartiger Behendigkeit auf dem Rande des Schiffes hinlaufen. Diese Bongos waren vor Einführung der Dampfschiffahrt die einzigen Fahrzeuge, auf denen man, freilich oft erst im Verlaufe von einigen Monaten, den Strom hinauffahren konnte! So führen diese Schiffer des Flusses, *bogas* genannt, eines der härtesten, aber auch ein durch rohe Sinnlichkeit, durch tierische Sitten bemerkbares Leben, da alles, was ihre harte Arbeit ihnen einträgt, in bacchantischen Lustbarkeiten vergeudet wird. Man sieht auch Kähne heranfahren, an deren beiden Seiten, wie zu Zeiten Homers, große, zu Schläuchen aufgeblasene Häute befestigt sind, welche die Last leichter tragen helfen. Und manchmal treibt ein Bambusfloß, das zum Transport von Früchten benutzt wurde, steuerlos und verlassen den Fluß hinunter.

Hie und da erscheint ein armseliges Dorf mit lauter elenden Hütten, die um ein Kirchlein geschart sind, das selbst nur ein größerer Schuppen genannt werden kann und auf welchem einige Glöcklein, unter einem Palmdach befestigt, hängen. Aber auch größere Ortschaften geben erwünschten Anlaß zum Beobachten und Ausruhen, so *Calamar*, das wenigstens zwei ganz in maurischem Stile aufgeführte Steinhäuser neben den übrigen Hütten aufweist. Hier mündet der sogenannte *dique* oder Kanal ein, welcher den Magdalenenfluß mit der Stadt *Cartagena* am atlantischen Ocean verbindet. Diese frühere »Königin der Antillen« mit ihrem versandeten Hafen bewahrt sich, durch Barranquilla überflügelt, nur

schwer vor Verfall und hat heute nur noch cirka 10,000 Einwohner. Neuerdings hat ihr freilich die Eisenbahn, welche längs des Kanals von Cartagena bis Calamar fährt, wieder etwas aufgeholfen. Doch zieht die Mehrzahl der Europareisenden naturgemäß die Aus- und Einschiffung in Puerto Colombia vor.

Immer weiter geht es flußaufwärts. Unsere Fahrt wird nur durch die ziemlich häufigen Aufenthalte unterbrochen, zu welchen wir genötigt sind, um Holz an Bord zu nehmen, denn der Dampfer verschlingt eine Masse Brennmaterial. Dieses Holz ist an den Ufern zum Trocknen aufgeschichtet und wird von der Bemannung auf den Schultern herbeigetragen. Mehrmals sah ich, wie giftige Schlangen aus diesen Holzstößen hervorkrochen und entweder von den Negern sofort getötet werden konnten oder dann von ihnen mit bloßen Händen weit ins Wasser hinaus geschleudert wurden oder auch raschelnd ins Dickicht flohen! Der jedesmalige Aufenthalt bot uns Gelegenheit, die prachtvolle Vegetation zu bewundern und auch den Hütten der Holzhauer Besuche abzustatten. Es sind dieselben aus Bambusrohr notdürftig zusammengefügt. Vor der Thüre hängt gewöhnlich ein, wenn auch ziemlich durchlöchertes Netz, um die Mosquitos abzuwehren. Warum diese gerade dieses Netz, durch welches sie leicht hindurchschlüpfen könnten, respektierten, wie mir ganz bestimmt versichert wurde, ist mir damals unklar geblieben. Kürzlich wurde dieser Vorgang durch die eigenartige Beschaffenheit, das konfuse Sehvermögen des Mosquitoauges, welches das Netz als eine ganze, fortlaufende Fläche ansieht, wissenschaftlich zu erklären versucht. Im Innern der Hütte befindet sich etwa eine Pritsche mit Palmstroh bedeckt, einiges Gerät zum Fischen *(chinchorro* oder *ataraya)*, die Lanze oder manchmal sogar der Luxus eines alten, fast unbrauchbaren Gewehres. Merkwürdig sind einzelne beinahe $2^1/_2$ m lange Pfeile aus Rohr, mit zwei scharfen Spitzen versehen, die auf einem bis zur Brusthöhe reichenden, eisenharten, fast nicht aus seiner Lage zu bewegenden Bogen gegen die Fische abgeschnellt werden. Dann gehören zum Haushalt der Stein zum Zerreiben des Maises oder die gewaltige Keule zum Zerstampfen desselben, die *olla*, der Topf aus Lehm, in welchem das kärgliche Mahl bereitet wird, indem man ihn auf einige Steine über

das Feuer setzt. Mais, das hier zweihundertfältig das Gesäete wiedergiebt, Bananen, vielleicht etwas *yuca* (Knollenfrucht, das »Brot des Armen« genannt), sodann Fische und Reis bilden die Nahrung dieser Magdalenafarmer. Haben sie Salz nötig, Blei für ihre Netze und Flinten oder Messer u. dgl., so füllen sie ihre Kähne *(pirogas)* mit Bananen oder getrockneten Fischen, fahren den Fluß herunter nach irgend einem Dorfe, verkaufen dort die Produkte, kaufen sich das Notwendigste und versinken wieder in ihr Nichts. In Indolenz, ohne Religion, ohne sociale Erziehung, in völliger Unwissenheit leben diese Bewohner dahin, frei von aller Autorität, ein Ideal der Anarchisten und doch mitten in ihrer Ignoranz glücklich in ihrer Art; denn ihnen fehlt nichts, höchstens daß etwa der Jaguar sich ans Häuschen heranwagt und den Reichtum desselben, ein Schwein, wegholt oder daß der Kaiman auf der Lauer ist, um Beute zu machen, oder eine Schlange sich ins Innere der Hütte verirrt. Inmitten dieser Gefahren, dieses wirklich Rousseau'schen Urzustandes verbringen die Leute ihr Dasein ohne Bildung und Belehrung und Aufklärung, deren wir uns so sehr rühmen, und arbeiten nicht mehr, als nötig ist! . . . .

Oberhalb Calamar bekommt der Magdalena einen Zufluß, der seine Wassermenge beinahe verdoppelt, den *Cauca*, welcher vom Magdalena durch die Central-Cordillere getrennt ist und vom gleichnamigen Thale herabkommt, dann den Staat Antioquia durchfließt und, nachdem er eine Strecke von 1350 Kilometern zurückgelegt hat, in zwei Hauptarmen in den Magdalena einmündet. Die Mündung selbst gleicht einem mächtigen See. Der Magdalena seinerseits verändert sich nun auf die eigensinnigste Weise, so daß die Schiffahrt sich stets neue Kanäle suchen muß. So ist z. B. die Stadt *Mompox*, durch ihren Heroismus während des Unabhängigkeitskampfes berühmt, gegenwärtig völlig vom Verkehr der Dampfer abgeschnitten, weil der Arm des Stromes, an dem sie liegt, versandet ist und den Durchpaß nicht mehr gestattet.

Nachdem wir mehrere herrliche Abende bewundert und namentlich an den Schneefirnen der *Sierra Nevada*, die zu unserer Linken im Abendrot erglühten, uns ergötzt hatten, genossen wir das unvergleichliche Schauspiel eines Sonnenunterganges in den Tropen (vergl. Saffrey im Tour du Monde 1872, II, 106/7) am schönsten und ureigen-

sten in *Magangué*, einer Provinzialstadt mit einigen ansehnlichen Magazinen, wo alljährlich eine grosse Messe abgehalten wird, die besonders Barranquilla und der ganze Staat Bolivar beschickt. Der Fluß ist dort gewiß 800 m breit und scheint gegen Süden unbegrenzt zu sein, was die Großartigkeit des Phänomens noch erhöht.

Rosenfarbene, rote und purpurene Wolken heben sich auf der Seite der untergehenden Sonne vom orangenfarbenen Grund ab; dieser wird immer gelber, immer goldener, während der Zenith noch im tiefsten Blau strahlt. Das Wasser, sonst so gelb, trüb und schlammig, geht über vom Rosa ins Hellrot, dann in ein Braun, wie es kein Künstler je mit seinem Pinsel darstellen könnte, und dabei ist es ölglatt und spiegelklar, daß selbst die Fittige der über dem Fluß kreisenden Vögel deutlich darin erkennbar sind. Nach und nach verbleichen die Farben; das Rosenrote wird lila, das Rote violett, und die Purpurwolken werden blaugrau, mit Gold verbrämt. Andere Wolken sind blendend weiß, jungfräulich, bräutlich rein und schimmernd. Nach einigen Minuten schon ist alles in Dunkel gehüllt, nachdem der Feuerball die Erde versengen und verglühen zu wollen schien. Aber auf der andern Seite des Horizonts erhebt sich eine neue Röte. Es ist die Mondscheibe, die aufgeht, an Größe beinahe der Sonne gleich, aber fahl und weiß. Auf der Oberfläche des Wassers zeichnet sie sich ab, spitzig zuerst, in schroffen, zitternden Linien, bis sie endlich, am Himmel emporgestiegen, sich gänzlich im Fluße spiegelt, als wollte sie darin ein erfrischendes Bad nehmen. Die obern Luftschichten sind noch lichter, die grünen Wälder im Vordergrund werden bläulich, die dunkeln Schatten am Horizont finsterer und schauriger. Silberwölkchen, leicht wie Schaum, ziehen am Himmel auf und spielen mit den Sternen, deren Schein in der klaren Luft noch viermal so mächtig ist als bei uns. Eine kleine Weile bleibt alles still, als wollte sich die Natur zum Schlafe niederlegen; dann aber beginnt ein Leben und eine Bewegung, ein Kampf und ein Lieben, welche im Gemüt des Menschen tausend Empfindungen wecken. Das Geschrei der Vögel und das Geräusch der Tiere trifft unaufhörlich unser Ohr. Die Grille läßt ihren schrillen Schrei ertönen; in weiter Ferne stößt der Jaguar sein heiseres Gebrüll aus, und ganze Truppen von heulenden Affen erfüllen die Wälder mit ihren Klagen, deren Ge-

walt rollendem Donner vergleichbar ist. Ach! diese unvergeßlichen Tropennächte! Wie verschieden sind sie von den unsrigen! Bei uns lautlose Stille, Finsternis und Kälte. Dort unerschöpfliches Weben, Schaffen und Regen aller Kreaturen! Laue Lüfte wehen und tragen balsamische Düfte herbei. Ein unaussprechliches Wohlbefinden zieht durch unsere müden Glieder, und träumerisch versenkt sich der Geist in das ewige Urwesen der Natur!

Vorwärts, unaufhaltsam vorwärts! Da wo sich die verschlungenen Arme des Magdalena wieder vereinigen, um bald aufs neue auseinander zu gehen und die mannigfaltigsten Inseln zu bilden, am Zusammenfluße des Magdalena mit dem Fluße *César*, erhebt sich ein Ort auf einem kleinen, aber bei der gänzlichen Flachheit des Landes dennoch sehr bemerkbaren Hügel, *el Banco*. Es ist dies eine militärische Position ersten Ranges, denn wer diesen Hügel besetzt hält, beherrscht auch die Schiffahrt auf dem untern Magdalena. Darum wird in jeder Revolution von beiden Parteien eifrig um den Besitz dieses Ortes gestritten. Und dabei ist die Natur so friedlich! Weithin glänzt der Banco mit seiner Kirche über die Flußfläche. Die Bewohner, welche bei Ankunft des Schiffes herbeieilen, um Natten und allerlei Geflechte feilzubieten, scheinen harmlosen Charakters zu sein. Hie und da spannt sich ein Regenbogen, ein Pfand des Friedens, vom Horizonte bis fast an den Kiel des Schiffes. Welche Kontraste in diesem herrlichen Lande!

Eine Weile bleiben nun die Ufer ohne besondern Reiz, wenn wir als solchen nicht etwa die Krokodile annehmen wollen, die seit dem dritten Tag unserer Fahrt in großer Zahl unser Schiff vom Strande oder von den Sandbänken aus anglotzen. Oft sind deren über ein Dutzend beieinander. Faul liegen sie mit weit aufgesperrtem Rachen da; manchmal klappt der Kaiman seine Zähne zusammen, daß es weithin knackt. Meist aber schläft er einen tiefen Schlaf. Vom Schiffe aus werden ihm viele Kugeln nachgesandt, aber sie prallen an seinen harten Schuppen ab; nur unter der Schulter ist er verwundbar. Fühlt er sich belästigt, so schiebt er sich träg und langsam ins Wasser. Auch wenn er tötlich verwundet, z. B. ins Auge getroffen ist, führt er diese Bewegung noch mechanisch aus, um im Wasser zu verenden. Hie und da sieht man einen solchen Kadaver auf dem Rücken fluß-

abwärts schwimmen. Manche messen bis 20 Fuß! Über die Gefräßigkeit des Kaimans werden die merkwürdigsten Geschichten erzählt, z. B. die Anekdote, daß einmal ein Kaiman einen Topf verschluckt habe, der sich im Magen einstülpte, alle Nahrung aufnahm und so dem Tier den Hungertod brachte. Die Obduktion hätte den Sachverhalt ergeben; niemand sagt freilich, wer sie vorgenommen. Das ist sicher, daß wer ins Wasser fällt und flußabwärts treibt, unvermeidlich von diesen Ungetümen weggeschnappt wird. Rettungen kommen nur zufällig vor. Dabei wird dem Kaiman nachgerühmt, daß er das Fleisch des Weißen demjenigen des Schwarzen vorziehe! Gefährlich ist derjenige, der schon Menschenfleisch gefressen hat (der »*cebado*«, wie die Columbianer sagen); er lauert dann am Strande Kindern oder Frauen auf. Glücklicherweise frißt die Kaimännin etwa die Hälfte der ausschlüpfenden Jungen selber, und nachdem sie ihnen die bekannten Thränen nachgeweint, ist sie die zärtlichste Mutter für die übriggebliebenen. Trotz der Verwüstungen, welche alle Reisenden unter ihnen anrichten, indem dies der einzige Sport ist, den viele kennen, um sich die Fahrt auf dem Magdalena zu verkürzen, sind sie dennoch noch immer die Meister dieses Gewässers.

Wir fahren an *Bodega Central* und *Puerto National* vorbei, von wo der Weg nach *Ocaña* im Staate Santander führt und von wo telegraphische Verbindung mit Bogotá besteht, die freilich nicht immer offen ist. Seit November 1887 geht diese Verbindung von Puerto National auch bis Maguangué und seither von da bis zur Küste. Dann sehen wir *Puerto Wilches*; von hier aus baute man eine Strecke Eisenbahn, die ins Innere des Staates Santander führen sollte. Nach den Berechnungen der Politiker, welche bei diesem Unternehmen Millionen von Franken vergeudeten oder zu eigenem Profit anwandten, hätte dieselbe schon längst fertig sein sollen. Heute sind die wenigen erstellten Kilometer verwahrlost, verwildert und gänzlich aufgegeben, ein trauriges Bild einer politischen Eisenbahnlinie! Aber die Natur entfaltet wieder ihre volle Pracht. Die Berge kommen zu beiden Seiten unmerklich immer näher. Der Urwald *(el bosque virgen)* wird höher und höher; mächtige Schlingpflanzen von den sonderbarsten Formen und Blüten hängen ins Wasser hinunter und verwehren den Einblick in das

undurchdringliche Dickicht. Baumstämme lagern im Fluß, der ein Labyrinth aller möglichen Arme und Verschlingungen wird. Die Inseln, wahre Inseln der Kalypso, mehren sich. Die Schiffahrt wird schwieriger.

Unterdessen ist der Sylvestertag angebrochen. Die Hitze ist unerträglich. Abends $^3/_4 6$ Uhr lese ich in der Kabine 35°, draußen im Schatten 37° C. ab! Wir machen bei einem kleinen Dörfchen, das im Urwald versteckt ist, Halt, denn schon nach den ersten Tagen kann die Reise nachts nicht mehr fortgesetzt werden. Sofort nach dem Ertönen der Dampfpfeife kommen aus den Wäldern heraus allerlei Bewohner hervor und laufen dem schon höher gewordenen Gestade entlang oder fahren in ihren schnellen Kähnen herbei. Da kommen die Negerinnen und Mischlinge von Negerinnen und Indianerinnen in raschem, fast zierlichem Gang daher, das Haupt und den ganzen Oberkörper rückwärts gebogen; die Mutter, ihren Kleinen, der die Beine ausgespreizt hat, an den Hüften tragend. Sie bieten den Schiffsleuten irgendwelche Eßwaren dar; zusammengekauert auf dem Boden sitzend, wechseln sie einige Worte mit denselben, ohne zudringlich oder unhöflich zu sein (sie sind es aber doppelt, wenn irgend ein Fremder zu derb mit ihnen anbindet); dann verschwinden sie wieder hinter irgend einem herrlichen Baum, und mir scheint es, als schritten sie in eine unbekannte Welt zurück.

Die Fackeln werden angezündet und bei ihrem flackernden Lichte Holz aufs Schiff getragen. Mit Garcia Mérou gehe ich ans Ufer, geführt von einem Neger. Wir bewaffnen uns mit langen Gerten, um damit Schlangen, die unsern Weg kreuzen würden, den Rückgrat zu brechen und sie so unschädlich zu machen; dann schlagen wir einen dunkeln Fußweg unter Bananenbäumen, sogenannten *plátanos*, ein, die eine Höhe von über sechs Meter erreichen und Blätter von einer Größe haben, daß ein Mensch hineingewickelt werden könnte, und gelangen endlich auf einen freien Raum. Männer, Frauen und Kinder sind dort um ein Feuer versammelt. Bald beginnt, da man nach einigen Worten auf uns keine Rücksicht mehr nimmt, beim Ertönen der Flöte *(gaita)*, die melancholisch die gleichen Töne wiederholt, und bei der Begleitung eines Tamborils der Negertanz *(el currulao)*, typisch für die ganze brutale

Energie des Boga (Flußschiffers) und des Zambos (Mischlings). Um das Feuer herum bewegen sich die Paare, Phantasmen im Delirium gleich, während die Zuschauer wie die Stämme eines von den Flammen verzehrten Gehölzes unbeweglich daliegen. Der umstehende Wald aber erscheint wie eine schwarze Höhle. Den Tanz zu beschreiben, mit seinen wilden, bald sinnlichen, bald schmachtenden, bald leidenschaftlichen Bewegungen, möge man mir erlassen. Man tanzt hier nicht mit Enthusiasmus oder mit dem Herzen, sondern mit dem dem Fleische innewohnenden, rein mechanischen Instinkt. Ja, es herrscht eine tiefe Verschiedenheit zwischen unserer von geistiger Anstrengung, gemeinschaftlichen Mühen, Leiden und Freuden getragenen socialen Arbeit und diesem dumpfen Dahinvegetieren, diesem Überwiegen aller physischen Kräfte im Menschen, der mit der Natur und einem Jahrhunderte alten Despotismus kämpfen soll. Es ist ein barbarischer Zustand, der erst in ferner Zukunft aufgehoben werden kann. Betrübt über das Gesehene, kehrten wir zum Schiffe zurück. Ich konnte noch lange nicht ruhig werden. Das Bild meiner Heimat, meiner Vaterstadt tauchte an diesem für mich sonst so fröhlichen Sylvesterabend auf; ich hörte die Glocken feierlich das neue Jahr einläuten, den Chor der Sänger so gewaltig dahinbrausen, jedermann mit Jubel sich beglückwünschen . . . . Ein milder Schlaf schloß endlich meine müden und trüben Augen.

Der Neujahrstag vergeht langsam; der Fluß ist wasserarm, und wir kommen nur wenig vorwärts; das Schiff muß sich erst die Route suchen. Bei ganz geringer Geschwindigkeit geht es durch einen Kanal vorwärts; vorn an der Spitze steht ein Matrose, steckt eine Stange in das Wasser und mißt fortwährend die Tiefe: »*Siete piés! cinco, cuatro, cinco!*« so geht es fort, bis etwa einmal der Ruf ertönt: »*tres!*« (nur 3 Fuß!), das Schiff plötzlich anhält und den Rückzug antreten muß, um durch einen andern offenen Kanal sein Heil zu versuchen. Schon um 5 Uhr müssen wir mit diesem Vorwärtsdringen einhalten und binden unser Schiff an einer mit hohem Gras bewachsenen Insel mitten im Strom an. Rings herum kein menschliches Wesen! Ans Ufer können wir nicht gehen, da die Schlangen zu gefährlich sind. Den 2. Januar früh suchen wir weiter vorwärts zu fahren. Nach vielen vergeblichen Bemühungen, denen

wir angstvoll zuschauen, erklärt der Kapitän, daß ein Durchpaß unmöglich sei, und sucht dann irgend eine Haltstelle am Ufer aus, wo wir uns verankern. Wir sind auf dem Magdalenenflusse in unserem heißen Gefängniß in der vollständigsten Einöde zurückgelassen! Kein Ausweg! . . . . Hier hat mein Tagebuch eine große Lücke. Vier ewig lange Tage dauerte diese Marter bei einer geradezu Selbstmordgedanken erregenden Temperatur von 38° und 39° im Schatten! Wie ich dieselben verbracht, da auch meine Reisegefährten, namentlich Herr Minister Cané, von der allerschwärzesten Laune waren, weiß ich nicht mehr genau. Nur dunkel erinnere ich mich, daß ich viel schlief, trotz des darauffolgenden starken Kopfwehs, und in den übrigen Stunden Shakespeare las, den ich glücklicherweise mitgenommen.

Endlich, den 6. Januar, kommt ein Dampfer in Sicht; es ist der leichtfüßige, sich wenig ins Wasser senkende *Francisco Montoya* mit einem einzigen Rade, der mit den Passagieren, welche Barranquilla den 31. Dezember, also sechs Tage nach uns, verlassen, heranrückt. Wir ziehen die Notflagge auf, und er legt bei uns an. Nach einigem Parlamentieren werden wir aus unserm alten Kasten «Antioquia» auf das schnelle Schiff übergeführt. Noch nie ist mir ein Schiff so glänzend vorgekommen, wie damals der «Montoya», noch nie die menschliche Gesellschaft angenehmer und erwünschter, als nach diesen Tagen ausgestandener Hitze und geistigen Dahinbrütens in einer Einöde, mitten in der Pracht der Tropen! Das Schiff war allerdings überfüllt; so mußte ich unter einer Treppe mein Lager aufschlagen, so gut es ging, und mit dem Waschen hatte ich morgens meine größte Mühe, da für alle nur ein großer Eimer und nur zwei schmutzige Handtücher da waren. Aber trotz dieser mangelhaften Toilette war ich vergnügt. Die übrigen drei Tage der Schiffahrt vergingen nun rasch. Man schoß im Salvenfeuer auf die Kaimans und die Affen, welch letztere in langen Zügen gar possierlich von einem Baum zum andern sprangen, auf die weissen Reiher *(garzas)*, die stolz im Sande herumspazierten. Wir plauderten aufs angenehmste, und ich radebrechte nach Kräften spanisch. Wir erreichten *Puerto Berrio*, von wo ein Stückchen Eisenbahn 50 Kilometer weit ins Innere des Staates Antioquia bis Pavas führt. Hier stieg ein Nordamerikaner aus, der auf dem Fluß

vom Fieber angepackt worden war; nur mit Mühe, gehalten von zwei Männern, schwankte er dem nächsten Hause zu. Er dauerte uns in der Seele.

Der Fluß wird nun enger, die Ufer höher, die Vegetation weniger üppig, die Strömung rascher. Gegen Abend sind wir in *Nare,* wo ein Warenschuppen *(bodega)* zur Abladung der Waren nach Antioquia hin steht. Einige unserer neuen Gefährten verlassen uns hier. Nur mit Grauen sehe ich sie in die schwarze Nacht verschwinden, denn wohin werden sie sich wenden? Die Bodega hat keinen Platz zum Nachtlager, und das ungesunde Dorf Nare ist noch eine halbe Stunde weit entfernt! Schon jetzt sehe ich die Annehmlichkeiten des Reisens in diesen Gegenden vor mir.

Sonntags den 8. Januar endlich hatten wir die letzten Schwierigkeiten zu überwinden: die drei Stromschnellen *(chorros),* gebildet durch die Einengung des Flusses auf 150, ja 125 m und durch Felsbänke. Das Wasser läuft hier zirka 8800 m per Stunde. 2,4 m per Sekunde. Die beiden ersten Schnellen, worunter der böse *Guarinó,* wurden ziemlich leicht besiegt. Hingegen die dritte *(el Mesuno)* kostete unendliche Mühe. Der Dampfer nimmt verschiedene Anläufe. Er kommt nicht vom Flecke. Es wird mehr Dampf eingelassen. Umsonst. Der Kapitän Maal, auf dem obersten Verdeck stehend, läutet unaufhörlich dem Maschinisten, den Dampf zu vermehren. Die Sicherheitsventile öffnen sich und pfeifen unheimlich. Das ganze Schiff zittert und bebt und droht aus den Fugen zu gehen. Die Passagiere schreiten unruhig auf und ab. Viele sind ganz bleich geworden und mit Recht, denn nicht weit von uns guckt aus dem Strom ein zersprungener Dampfkessel eines in die Luft geflogenen Schiffes hervor, das übrigens noch mehrere Nachahmer seines Salto mortale gefunden hat. Der letzte Anlauf mißlingt. Da läßt der Kapitän das Schiff ans Land treiben und schickt Leute aus, die ein mächtiges Tau oberhalb der gefährlichen Stelle an Bäumen befestigen. Noch einmal wird aller Dampf in die Maschine gelassen und zugleich das von drei Mann unaufhörlich mit Wasser begossene Tau durch eine Maschine aufgewunden. Solch vereinter Kraft widersteht die Stromschnelle nicht mehr. Nach fünf schweren, langen Minuten sind wir glücklich oben, und ein lautes Hurrah ertönt. Eine kleine Stunde noch, während welcher

wir an den prächtigsten Palmalleen und Wäldern und den saftigsten Weiden *(potreros)* vorbeifahren, und wir sind in *Bodega de Bogotá*, am rechten Ufer des Magdalena, in dem *Caracoli* gegenüberliegenden Hafen für die Hauptstadt. Wir sind am Ziele unserer Flußfahrt angelangt, die volle 16 Tage gedauert hat, 16 Tage um zirka 209 Stunden zurückzulegen!

Erst bei eintretender Frische setzten wir über den Strom und gingen auf einem sandigen Wege nach der etwa drei Kilometer oberhalb am linken Ufer des Magdalena gelegenen Stadt *Honda*, wo wir bei einigen Konsuln freundliche Aufnahme fanden. Honda, der Stapelplatz der spanischen Eroberer und in der neuern Zeit derjenige zahlreicher Produkte der Staaten Tolima und Antioquia, der Ausgangspunkt der Landreise nach Bogotá und der Reise den Fluß abwärts, liegt in einem Thalkessel von großer Schönheit und sieht mitten aus seinen Palmen und Cocusbäumen als alte spanische Stadt gar romantisch, ich möchte fast sagen orientalisch oder maurisch und doch trotzig in die Welt hinaus. Hohe, mit Grün (nicht Wald) bewachsene Gipfel umrahmen es. Über eine den *Guali*, den schäumenden Zufluß des Magdalena überspannende eiserne Brücke treten wir in das etwa 5000 Einwohner zählende Städtchen, welches, 210 m über Meer in einer mittlern Temperatur von 29° gelegen, heute sich etwas von den durch Erdbeben (namentlich demjenigen von 1805) und Kriegen geschlagenen Wunden erholt. So poetisch es von außen aussieht, so häßlich ist es im Innern. Viele Gebäude mit festungsähnlichem Charakter am Nebenflusse *Guali* erinnern noch daran, daß Honda der Stützpunkt der Operationen gegen die umwohnenden Indianer war. Andere Häuser sind halb zerfallen, viele Mauern sind rauchgeschwärzt. Alte Klöster und unregelmäßige Plätze, krumme Straßen und enge Gäßchen, schmutzige, pestilenziale Gerüche aushauchende, Fieber erzeugende Stellen wie der Marktplatz gegen den Fluß hin, vermögen den guten Eindruck nicht zu befestigen, den einige große, luftige, spanische Häuser und besonders die belebte *Calle del comercio* hervorrufen. In Honda erscheint wieder der Wasserträger, auf seinem mit zwei Fäßchen beladenen Esel mit gekreuzten Beinen sitzend. Die Hondanerinnen, namentlich die der untern Volksklassen, sind hoch und schlank gewachsen und zeichnen sich durch elegante Haltung und

reizenden Gang aus. Die Kaufläden, in denen es ziemlich lebhaft zugeht, sind wiederum wahrhaft türkische Bazars. Überhaupt ist Honda in seinem reichen Naturflor und seinem geschäftigen Treiben ein Bild des Lebens, in seinen Ruinen und seiner fast einsamen Lage ein Bild des Todes, in jedem Fall ein lebendiger Kontrast! Bei geregelter, reinlicher Lebensweise ist auch das Wechselfieber hier nicht allzusehr zu fürchten; manchmal tritt allerdings das gefährliche gelbe Fieber heftig auf.

Als Handelsort hat Honda eine Zukunft. Fast gegenüber Honda nämlich bildet der Magdalena den sogenannten *Salto,* eine reißende Stromschnelle, indem der Fluß, auf 150 m eingeengt, auf eine Distanz von 260 m ein Gefäll von 9½ m hat, über Felsen wegspringt und in donnerndem Getöse, wie ein Wasserfall sich ergießend, gänzlich nach Norden biegt. Rechnen wir noch das Gefäll auf eine weitere Strecke hinzu, so erhalten wir ein solches von 14½ m auf eine Distanz von 1,4 Kilometer. Dieser Salto de Honda scheidet die zwei gänzlich verschiedenen Regionen des *obern (alto)* und des *untern (bajo)* Magdalena. Die 200 Stunden (zirka 1000 Kilometer) des langsamern untern Magdalena, durch den wir eben hinauffuhren, sind tropenhaft reiche, aber unwirtliche Gegenden. Gegen Süden aber öffnen sich die wunderbaren Regionen des obern Magdalena: Ebenen, Hügel, Wälder, Berge in buntester Abwechslung der Formen, Farben und Klimas, bewohnt von einer verhältnismäßig zahlreichen, thätigen, ziemlich zivilisierten, Handel, Landwirtschaft und Viehzucht treibenden Bevölkerung mit emsiger Entwicklung und fröhlichem sozialem Leben, den 182 Flüssen und 1590 Bächen gleich, welche in den obern Magdalena münden. Den Salto hat ein Deutscher, Herr Weckbecker, ein ergrauter, energischer Mann, im Jahre 1875 bezwungen, indem er mit Lebensgefahr einen kleinen Dampfer, den «Moltke», darüber hinaufgejagt hat. Gegenwärtig befinden sich auf dem obern Magdalena zwei kleinere Dampfer, die bis *Neiva* fahren. Um den Verkehr zwischen diesen kleinern Dampfern und den größern Dampfern des untern Magdalena zu vermitteln, wurde eine kleinere Eisenbahnlinie «La Dorada» erstellt, welche gestattet, die Stromschnellen und den Salto abzuschneiden.

Spät am Sonntag Abend kehrten wir nach dem Schiffe zurück,

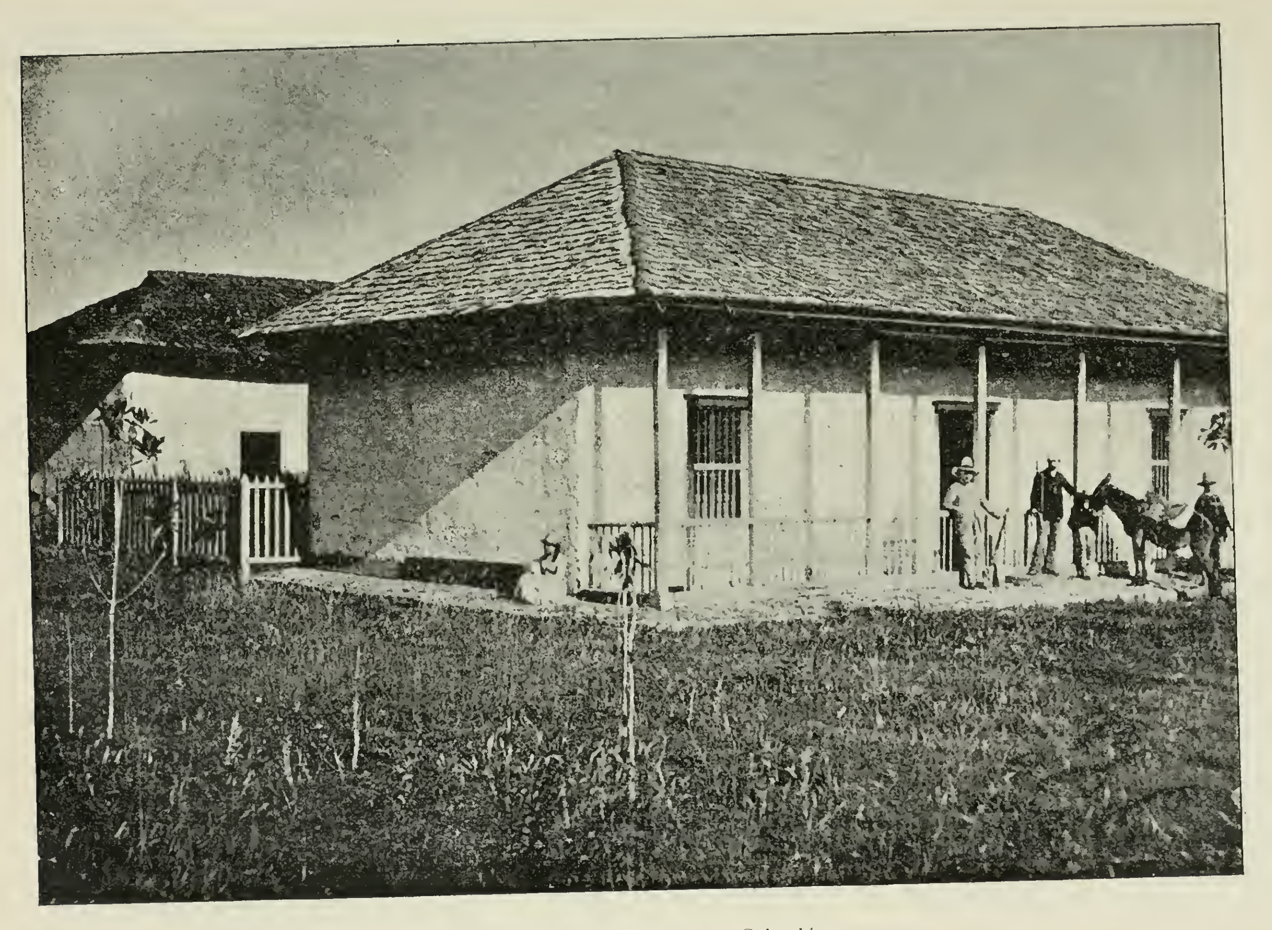
wo wir die 17. Nacht verbringen wollten, weil in Honda die Hotels schlecht sind und der neu Zureisende Fiebern ausgesetzt ist. Da unser Dampfer auf dem entgegengesetzten Ufer lag, so mußten wir uns in einem Kahn übersetzen lassen; aber nur mit Mühe fanden wir einen Fährmann, der in der finstern Nacht dieses Wagestück auf dem rasch dahineilenden Strom unternehmen wollte. In die Höhlung der *Canoa* gekauert, lautlos und schweigend glitten wir über die Flut, auf welcher der Reflex von Tausenden von Sternen tanzte, und kamen glücklich ans andere Ufer, uns gelobend. nie mehr in so später Stunde über den Strom zu fahren. Wir gelangten an Bord und auf das Verdeck, das mit den vielen Betten, überdacht von den Mosquiteros, wie ein Feldlazaret, wie ein fliegendes Lager oder ein gespenstischer Kirchhof aussah.

Den 9. Januar morgens begann die Landreise nach *Bogotá* hinauf. Die direkte Distanz zwischen Honda und Bogotá beträgt 95 Kilometer oder 19 Stunden, der zurückzulegende Weg aber 135 Kilometer oder 27 Stunden. Wir werden dafür, beritten, drei Tage brauchen! Mein Reisebegleiter aus Bogotá, Herr Paris, hatte in zuvorkommendster Weise für mich Maultiere, Sattel und Reitzeug bestellt. Nachdem unsere Koffer alle in dickes, grobes Wachstuch eingehüllt worden waren, um sie vor den in den Tropen plötzlich eintretenden Regengüssen zu schützen, wurden zuerst die Lasttiere beladen. Gewöhnlich wird zu beiden Seiten je ein Koffer aufgehängt, dessen Einzelgewicht 70 Kilogramm nicht übersteigen sollte. Hierauf wurden die Reittiere gesattelt, und ich sollte zum ersten Male in meinem Leben ein solches besteigen. Nachdem ich mich in den Sattel geschwungen, gab mir Herr Paris in langem Wortschwall eine mir sehr unverständlich gebliebene Erklärung, in welcher Weise ich das Tier lenken sollte. Aber ich benahm mich dabei so ungeschickt, daß dasselbe immer mit mir im Kreise herumging. Alle Umstehenden lachten. In seiner gelben Nankingkleidung nahm sich der *Ingles*, der Engländer, wie die Leute dort zu Lande jeden Fremden nennen, wirklich sehr komisch aus, und ich lachte selbst aus vollem Halse mit. Der Bogotaner band mein Maultier an das seinige an, und nachdem ich dergestalt ins Schlepptau genommen worden, ging es vorwärts. Nach 10

Minuten hatte ich empirisch so viel von der Reitkunst gelernt, daß ich losgebunden zu werden verlangte und hierauf auch ganz ordentlich mein Pensum absolvierte, freilich nicht, um es nur gerade zu sagen, ohne am zweiten Tag durch eine Umdrehung des locker gewordenen Sattels auf ziemlich abschüssiger Halde niedergeworfen und vom Maultier noch eine Strecke weit geschleift zu werden. Lassen wir nun aber unsern *macho* oder Maulesel davontraben!

In Bodega de Bogotá hatte man ebenfalls ein kleines Eisenbahnstück einer Linie erstellt, die einst nach Bogotá hinaufführen sollte. Man arbeitete gerade da, wo die ersten Contreforts der Ostcordillere gegen den Fluß hin jäh abfallen. Der schmale Weg führte über Geröll und Felsen, über Sandsteine und Thonerde. Es war erstaunlich, zu sehen, mit welcher Klugkeit und Behendigkeit unsere Tiere wie Bergziegen die Hindernisse überschritten und dem ungewohnten Reiter, der mit Verwunderung und etwas Beklommenheit auf diese Art des Hinauf- und Herunterreitens schaute, die Aufgabe leicht machten. Gegen Mittag frühstücken wir in einer der Herbergen oder *ventas*, die wir nun oft antreffen werden. Es sind dies kleine, aus Lehm gebaute, weiß übertünchte, strohgedeckte Hüttchen mit primitivster Möblierung. Das Frühstück *(almuerzo)* besteht im «heißen Land» gewöhnlich aus Suppe, meist Reissuppe mit etwas gesalzenem Fleisch darin, aus dem *tasajo*, in langen Riemen an der Sonne gedörrtem und dann gekochtem Fleische, und aus einem Ei, im besten Falle aus einem Beefsteak. Als Nachtisch figuriert eine Tasse Kakao oder, wie wir sagen würden, Schokolade mit einem Stückchen weißen Käse, der zu meinem Erstaunen von den Columbianern in den Kakao eingebrockt und als sonderbares Sauersüß gegessen wird. Das Tischtuch diente und dient als Serviette für alle.

Vom Magdalenenfluß wendet sich nun der Weg einwärts. Auf einem sandigen, aber oft durch herrliche Bäume beschatteten, ebenen Wege geht es immer mehr an die erste Kette der Ostcordillere hinan. Wir überschreiten den *Rio seco;* er ist ein unschuldiges Wässerlein in der trockenen Jahreszeit, ein gewaltiger Strom bei Regen und hält oft die Reisenden einen oder mehrere Tage auf, da keine Brücke über denselben führt. Jetzt beginnt der Weg zu steigen und zwar in schroffem Zickzack. Runde Steine



Landhaus (Quinta) im Innern Columbiens

erschweren das Gehen des Maultiers; der Sattel rutscht bei einer Steigung von über 25° rückwärts. Oft versperren den engen Weg Truppen von Maultieren, mit schweren Lasten von wenigstens 250 Pfund beladen, angefeuert mit lautem, heiserem Geschrei von den Treibern *(arrieros)*, meist barfuß gehenden, staubbedeckten Indianern. Die Tiere schwanken unter ihren schweren Kisten oder Fässern einher; müde legen sie sich hie und da hin, und nur die unbarmherzigen Schläge bewegen sie zum Aufstehen. Der Rücken dieser Tiere ist oft eine einzige offene Wunde, und dennoch thun sie ihre Schuldigkeit trotz der höchst mangelhaften Ernährung. Aber oft genug trifft man den Leichnam dieser Märtyrer der schlechten Wege Columbiens mitten in der Straße, verfaulend und pestilenzialen Geruch entsendend, ohne daß sich jemand die Mühe nähme, den Kadaver bei Seite zu schaffen, was um so klüger wäre, als die Reittiere scheu und verstört daran vorbeigaloppieren oder aber davor stutzig werden. Die Aasgeier verrichten dafür das Totengräbergeschäft. Nicht nur Tiere, sondern auch Menschen schleppen hier furchtbare Lasten einher: Indianer und Indianerinnen gehen, auf lange Stäbe gestützt, den Rücken gekrümmt unter ihrer Bürde, die sie mit einem starken Bande über die Stirn befestigt haben. Das sonderbarste Schauspiel jedoch für den Fremden ist die Begegnung mit einem Trup von 12 bis 16 Lastträgern *(peones)*, welche auf ihren Schultern einen schweren, unzerlegbaren Gegenstand, etwa eine Maschine oder ein Piano, tragen. Gewöhnlich währt der Transport volle 14 Tage, indem die Träger alle par Minuten ausruhen müssen, so daß denn auch ein gutes Piano, nach Bogotá gebracht, bei 2000 Fuertes (nominell gleich Fr. 10,000) kostet.

Nach mehrstündigem Ritte erreichen wir die Höhe des ersten Cordillerenkammes, den *Alto del Sargento* (1400 m), dem wir eine Weile entlang reiten. Eines der wundervollsten Panorama, das ich je gesehen und das sich mir unauslöschlich eingeprägt hat, dehnt sich vor meinen entzückten, trunkenen Augen aus. Vor uns die wohl 15 Stunden breite Ebene des Magdalenathales, waldig und scheinbar unwirtlich, durchflossen von dem wie ein Silberband sich abrollenden Strome, und uns gegenüber schroff, ohne Übergang aus der Ebene aufsteigend, die Central-Cordillere, in ihrer

Mitte der ungeheure Gebirgsstock des *Tolima*, dessen mit ewigem Eis bedeckter konischer Gipfel 5616 m in den blauen Äther emporragt; neben ihm stehen die andern Schneefirnen des *Ruiz* (5300 m), der *Santa Isabel* (5100 m) und des *Herveo* (5590 m) in langer abwechslungsreicher Reihe; gegen Norden hin die blauschimmernden niedrigen Bergrücken von Honda mit ihren kegelförmigen Gipfeln; gegen Süden das Magdalenathal aufwärts eine bläuliche, silberhaft glitzernde Ferne, in der sich das Auge, vergeblich einen Ruhepunkt suchend, wie in den Pampas verliert . . . . Dieser Punkt ist der harmonischen, fein aufgebauten, maßvollen Schönheit unserer schweizerischen Alpen-Gebirgslandschaften nicht gewachsen, an erdrückender Majestät, an fabelhaften Dimensionen, an gigantischer Wildheit ihnen überlegen.

Auf der andern (östlichen) Seite blicken wir in ein freundliches, in Grün gekleidetes Thal hinab, in dessen Centrum das Städtchen *Guaduas* liegt, das seinen Namen von den vielen Bambusstämmen hat, die den Flüssen und Wassern nach wachsen (bambus, im Spanischen *guadua).* Gegen 6 Uhr abends langen wir, nachdem meine neckischen Reisebegleiter mein Maultier trotz meiner Protestationen zum Galopp gezwungen und wir an einer (wie ich später sah) prächtigen Kaffeepflanzung, Tusculum genannt, vorübergesprengt waren, an dem vor dem Städtchen gelegenen *Hotel del valle* an, das für jeden Reisenden eine wahre Erlösung ist; denn das Essen ist schmackhaft, der Tisch reinlich und mit Blumen geschmückt, und die wenn auch ganz primitiven Betten sind wenigstens frei von Ungeziefer. Guaduas, dessen ganzer Distrikt etwa 11,000 Einwohner hat, besitzt einige Industrie, wie z. B. die Strohhutfabrikation, hat auch recht saubere Häuser und eine wohlgebaute Kirche aufzuweisen; kurz, es ist ein sympathischer Ort mit sehr angenehmer Temperatur (24^0 im Mittel), die sich derjenigen der gemäßigten Zone nähert. Nicht genug zu rühmen ist das Baden in den hellen und krystallenen Wassern des vorbeifließenden Flüßchens oder in den Bassins einzelner Häuser. Eine Erfrischung, wie man sie nach der Magdalenareise nicht genußreicher denken kann.

Der zweite Tag, beschwerlicher als der erste für den ungeübten Reiter, führte uns auf die zweite Cordillerenkette einen steinigen, heißen, schlechten Weg hinan nach dem *Alto del Raizal*

(1478 m), wo wir über das Thal von Guaduas weg, in dessen Mitte das Städtchen so sanft im Grünen liegt, noch einmal die Central-Cordillere sehen; dann durch ein sehr merkwürdiges Querthal oder vielmehr eine Muldeneinsenkung nach dem *Alto del Trigo*, 1872 m). Einige Jahre später sah ich auf diesem Passe große Heuschreckenschwärme gefräßig herumschwirren trotz der Höhe des Gebirges, welches man für ein unüberwindliches Hindernis für diese Insekten gehalten hatte. Droben taucht wieder ein reizendes Bild auf: umgeben von gelben Zuckerplantagen, aus denen einige Hochkamine ihren Rauch emporsenden, und von einigen mit Wald umsäumten Flüssen liegt das Städtchen *Villeta*, das aber erst nach langem und mühsamem Abstieg erreicht wird. In den vielen Schenken, die am Wege nach Villeta liegen, versuchten wir einige Getränke des Landes, so den *anisado*, Branntwein aus Zuckersaft destilliert und mit Anis gewürzt, auch bloß Feuerwasser, *aguardiente*, genannt; ferner den *guarapo*, aus Zuckersaft und Rohzucker zu einer Flüssigkeit zubereitet, welche, in Gährung übergegangen, im rechten Stadium getrunken werden muß. Trotz seines erfrischenden, säuerlichen Geschmackes mundet mir aber der etwas fade guarapo nicht recht; er affiziert zudem leicht den Magen des Reisenden zu sehr. Ist der guarapo noch fast ungegohren, so ist er *dulce* (süß), in bester Gährung *regular* (regelrecht) und in fortgeschrittenster Gährung *bravo* (böse) und berauschend. Für 12½ Centimes erhält man davon eine ganze *totuma*, eine Kürbisschale, die im Kreise herumkredenzt wird (ca. ½ Liter).

Um 2 Uhr nachmittags waren wir in Villeta (839 m). Schon 1558 gegründet, war Villeta früher bedeutend als Kurort, denn es besitzt ausgezeichnete thermale, namentlich Schwefelquellen; jetzt aber ist es ziemlich verlottert und traurig anzusehen mit seinen bleichen Bewohnern, die nur aufgerüttelt werden können durch Intriguen und Prozesse. Die einzige Sehenswürdigkeit ist der große Ceibabaum auf dem Hauptplatze. Über eine Brücke, die über den Rionegro oder schwarzen Fluß führt, geht es eine zeitlang im Thale hin an stattlichen Schenken vorbei. Die Indianer und Indianerinnen, denen wir begegnen, zeichnen sich durch weniger dunkle Farbe, prächtig schwarze Augen, die Frauen durch bläulich schwarzes, reiches Haar und durch wirklich schöne Gesichter aus.

Ich sah sie später einmal, am Palmsonntag des Jahres 1885, zur Kirche gehen und konnte ihre ganze Grazie, sowie ihre verhältnismäßig gute Toilette betrachten.

Nun beginnt der letzte Aufstieg auf einem an einigen Stellen recht gut angelegten, richtig gepflasterten und unterhaltenen Wege, der dem Saumpfade einer unserer Alpenpässe (z.B. der Gemmi) gleicht. An den meisten Stellen aber ist dieser nämliche Weg höchst mangelhaft und bei Regenwetter manchmal gefährlich abschüssig, voll Steine, Schlamm und Rinnen. Natürlich forscht man in solchen Lagen nach, ob es denn wirklich nötig wäre, über zwei Cordillerenflanken hinüber auf eine dritte zu steigen, um vom Magdalena nach Bogotá zu gelangen. Da vernimmt man denn allerdings, daß von dem ersten Kamm oberhalb Honda ein Weg über verbindende Querkämme hinüber fast eben auf die dritte Rippe der Ostcordillere hinübergeleitet werden könnte, und man vernimmt mit Staunen und etwas Unwillen, daß schon vor 30 Jahren ein französischer Ingenieur Poncet vom Magdalena (ziemlich weit unterhalb der Stadt Honda und den Fällen) eine Straße nach Villeta abgesteckt hat, die ebenfalls keine großen Steigungen aufzuweisen hätte, so daß man nur von Villeta aus nach Bogotá steigen müßte. Aber was helfen die besten Pläne gegen die Routine, die liebe Gewohnheit, gegen den Mangel an Geld und an Zeit bei so vielen Revolutionen? Wann wird der Camino Poncet, an dem ein Privatunternehmer wieder baut, einmal ernsthaft in Betrieb kommen? Im Jahre 1886 wurde der Weg allerdings »eröffnet«. Da man sich unterdessen aber mit der Eisenbahn La Dorada bei Honda eingerichtet hatte, so hat man nach wie vor fortgefahren von Honda aus nach Bogotá zu gehen; der Weg Poncet ist so gut wie aufgegeben und scheint vorläufig keine große Zukunft zu haben.

Wir erreichen nach mühseligem Aufstieg endlich ein bedeutendes Contrefort der letzten Kette der Ostcordillere; hinter derselben liegt *Chimbe*, wo wir in der schmutzigen, von Ungeziefer heimgesuchten Herberge ein sehr frugales Nachtessen und ein sehr unangenehmes Nachtlager erhalten. Hier ist es schon frisch. Große Kaffeepflanzungen, in denen prächtige Landhäuser stehen, reichen Bogotanern gehörig, Viehherden von schöner und starker Rasse ziehen die Aufmerksamkeit auf sich. Nach und nach ändert sich

Station Facatativá

auch die Vegetation. Nebel hüllen die obersten Gipfel ein. Wir gelangen nach *Agua larga,* wo eine Schuhfabrik erstellt ist. Eine Menge großer, schwerer, ächzender Karren, mit unter das Joch gebeugten Ochsen bespannt, warten hier auf die Waren, um sie auf der bis Bogotá gehenden Fahrstraße, welche breit und solid angelegt scheint, nach der Hauptstadt zu transportieren. In der als Hotel dienenden großen Posada nehmen wir ein reichliches Frühstück ein. Dann klimmen wir gegen die letzte Anhöhe der Cordilleren hinauf. Es ist ein prächtiger, frischer Morgen. Nackte Felsen kommen zum Vorschein; auf denselben zeigt sich Eichen- und Tannenwald. Kaltes, helles Wasser rieselt in Hülle und Fülle in muntern Sprüngen dahin. Rückwärts unter uns zeigt sich das endlose Gewirr der Cordilleren, vor uns ein enges Felsdéfilé. Es ist die einzige Landschaft, welche mit unsern schweizerischen Gebirgslandschaften größere Ähnlichkeit hat, und fast ohne es zu wissen, entriß sich meiner endlich von der Hitze der Tropen entlasteten Brust ein lustiger Jauchzer, der an den Felsen wiederhallte, aber meine Reisegefährten nicht wenig in Erstaunen setzte.

Die Anhöhe ist erklommen. Wir stehen auf dem *Alto del Roble* (Eichenhöhe), 2745, nach andern 2767 m über Meer. Ein ganz seltsames Schauspiel erwartet den Wanderer. Vor ihm dehnt sich eine grüngraue Ebene von beinahe 9 Stunden Breite aus, deren östlicher Rand von einem niedrig scheinenden Bergkamm eingesäumt ist. Es ist die langersehnte *Sabana,* die Hochebene von Bogotá, aus einem früheren auf den Anden gelegenen See von 90,000 Hektaren gebildet, mit Weiden und Feldern, welche Getreide und andere Feldfrüchte tragen, bedeckt! Nur wer diese Ebene so hoch in den Anden versteckt gesehen hat, begreift den gewaltigen Eindruck, den sie macht, wenn heller Himmel über ihr lacht, wenn die Sonne sie beleuchtet und alles so klar, so scharf abgrenzt erscheinen läßt; nur der begreift das Gefühl der Neubelebung, der geistigen Auffrischung und Rührigkeit, das sich wieder in dem bei der Hitze beinahe eingeschlafenen Denksystem geltend macht!

Bald sind wir nach *Los Manzanos* galoppiert, wo eine Kutsche unser wartet. Sie führt uns nach dem nur eine halbe Stunde weiter gelegenen *Facatativá,* einem Städtchen von 5000 Einwohnern, dem

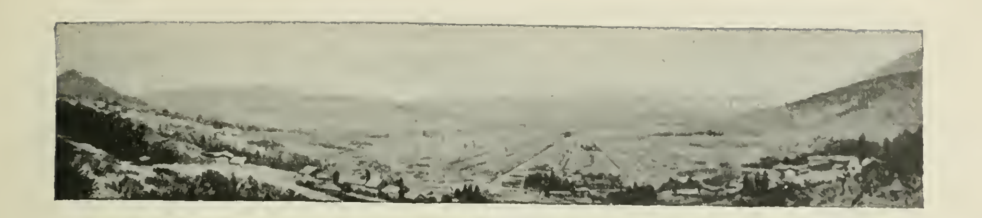
eigentlichen Eingang der Sabana. Es ist Markttag. Der Platz vor der Kirche und dem Hotel ist dicht besetzt mit Gruppen von Weißen und Indianern; jedermann trägt in dieser kältern Zone schon schwerere, wärmere und dunklere Kleider. An einer Ecke der Plaza steht eine ziemlich armselige Kirche ohne eigentlichen Glockenturm, sondern nur mit einer Façademauer, in deren durchlöcherten Fensterlucken Glocken hängen. Heute wird daneben eine neue Kirche aus Stein gebaut, die aber eher einem großen Schulhause ähnlich sieht, als einem katholischen Tempel. Hinter dem Hotel der Plaza stand schon damals der Bahnhof (s. Bild) für die viele Jahre später eröffnete Eisenbahnlinie der Sabana nach Bogotá! Der Schienenstrang war zwar damals nur auf einen oder zwei Kilometer weit gelegt. Man hat berechnet, daß die Kosten des Transports dieser wenigen Schienen von Europa her auf den schlechten Wegen nach Facatativá hinauf dieselben so verteuert hätten, daß man sie aus Gold hätte gießen können! Eine nette aber bezeichnende Übertreibung, wobei jedenfalls die Summen mitgerechnet waren, die bei dieser Sabanabahn an Beamte und Unternehmer verschleudert wurden.

Glücklicherweise haben wir diesmal nicht die unwohnlichen, kalten Schlafzimmer des Hotels in Facatativá zu beziehen, sondern unsere Kutsche rollt weiter nach dem noch 5 Stunden entfernten Bogotá zu. Die etwa 5 m breite, aber holperige Landstraße ist ebenfalls glücklicherweise trocken, wenn auch staubig in dieser Jahreszeit. Nach zweistündiger Fahrt blinken in der Ferne die Türme und Gebäude Bogotás in der Abendsonne, als würde man sie in wenigen Viertelstunden erreichen. Die Lage der Stadt, die an die Ostcordillere angelehnt ist, scheint entzückend. Es wird aber tiefe Nacht, bis unser Wagen den 11. Januar 1882 in Bogotá einfährt. Mein Reisebegleiter, Herr Paris, führt mich durch schlecht gepflasterte Straßen nach einem Hotel, übergiebt mich dort der spanisch sprechenden Wirtin wie einen Gegenstand, ich werde in ein kleines kaltes Zimmer geführt und bin allein nach einer Reise, die 51 Tage gedauert hat.

Was sage ich? allein! Die Erinnerungen an Familie und Freunde umspielten mich. Alles das Gute, das mein Heimatland, die Schweiz, an meinem Geist und Körper durch Erziehung, Bildung,

seine Freiheiten und seine Schönheit gethan, kam mir nun erst recht zum vollen, klaren Bewußtsein, und mein Vaterland erschien mir in verklärterem Lichte wie ein Gemälde Raphaels oder Titians mit seiner Harmonie, der Reinheit seiner Züge und seiner meisterhaften Ebenmäßigkeit.





III.

Columbien und seine Hauptstadt

Der Fremde, der nach einer langen und kostspieligen Reise auf die Hochebene von Bogotá gelangt ist, empfindet vor allem ein gerechtes Erstaunen. Treffend hat man gesagt, daß der Eindruck, den er empfängt, demjenigen gleichen müsse, welchen auf ihn ein plötzlicher Übertritt aus einer centralafrikanischen Wildnis in eine Ebene der Normandie machen würde. Wie ist es möglich, daß solche in der Regenzeit noch beschwerlichere Wege nach einer der bedeutendsten Städte Südamerikas führen, in welcher so viele reiche und gebildete Leute wohnen, in welcher so viele Kapitalien und Geistesschätze aufgespeichert liegen? Schon hier zeigt es sich, daß Columbien ein Land schroffer Gegensätze ist. Diese Gegensätze offenbaren sich in seiner physikalischen Gestaltung, in den Klimaabstufungen, in den Rassenverschiedenheiten, in seinem ethnographischen und politischen Entwicklungsprozeß.

Bevor wir zur Beschreibung der Hauptstadt übergehen, seien hier kurz einige allgemeine geographische Angaben eingeflochten, welche zum Verständnis des folgenden notwendig erscheinen. Nicht als ob dieses Buch etwa den Zweck verfolgen sollte, aus den fachwissenschaftlichen Werken des Landes allerlei Daten zu schöpfen und an den Mann zu bringen. Der Leser soll vielmehr

seine Kenntnisse über Columbien dadurch erweitern, daß er uns auf unsern Streifzügen folgt, mit uns beobachtet und Momentphotographien aufnimmt und unsere Erlebnisse teilt. Die folgenden Andeutungen seien daher nur auf Rechnung der Vorbereitung zu diesen Wanderungen gesetzt.

Die Republik Columbien liegt in der nordwestlichen Ecke Südamerikas; in sehr günstiger Weise zwischen dem atlantischen und stillen Ocean eingeschlossen, begreift sie noch den Isthmus von Panama bis zur Grenze von Costa Rica in sich; im Osten und Südosten und Süden grenzt sie an Venezuela, Brasilien und Ecuador. Columbien umfaßt ein Gebiet von 1 331 875 Quadratkilometer oder rund 133 200 000 Hektaren Oberfläche,[1]) mit einem Perimeter von 9915 Kilometer. Dieses Gebiet ist somit etwa 2½ mal größer als Frankreich, 23 mal größer als die Schweiz und 40 mal größer als Belgien. Die Länge der Küste am atlantischen Ocean mit Einschluß des Golfes von Darien beträgt 2252 Kilometer, diejenige der Küste am stillen Ocean 2595 Kilometer. Ferner gehören zum Lande eine Anzahl Inseln mit einer Oberfläche von 6525 Quadratkilometer.

Der ganze Aufbau Columbiens wird bedingt durch die eigenartige Struktur seiner Gebirge, insbesondere, wenn wir von dem an der atlantischen Küste liegenden, völlig isolierten Gebirgsstock der *Sierra Nevada de Santa Marta* (nur viermal kleiner als die Schweiz) absehen, durch die Cordilleren oder Anden. Von Süden her aus Ecuador laufen diese Anden in zwei Ketten nach Columbien hinein, die sich auf dem Plateau von Pasto einander sehr nähern, ohne sich aber zu vereinigen, so daß man mit Unrecht von einem einzigen Gebirgsknoten von Pasto, dem Gotthard der Anden, gesprochen hat. Da sich aber die östliche dieser beiden Cordilleren etwas weiter im Norden beim *Páramo de las Papas* (4400 Meter, wo die Kartoffel wild wächst) noch einmal teilt, so ergiebt sich für Columbien eine fächerartige *Dreiteilung* des Andengebirges. Die westliche dieser drei Cordilleren, weiterhin durch die Thäler der Flüsse San Juan und Atrato vom stillen Ocean ferngehalten, erstirbt im Norden gegen den Golf von Darien zu. Die Gebirge

[1]) Nach einer neuen planimetrischen Berechnung (Petermanns Mitteilungen, 1889, IV) wären es nur 1 203 103 Quadratkilometer.

um diesen Golf und die Berge auf dem Isthmus von Panama gehören nicht mehr zur Kette, sondern sind isolierte Gebirgszüge. Die mittlere oder Central-Cordillere ist die mächtigste und metallreichste; sie weist die höchsten Gipfel auf, so die Vulkane von *Puracé* (4900 m) und *Huila* (5700 m), und die Gipfel, die wir schon beim Aufstieg von Honda bewundert haben (pag. 44). Diese Cordillere durchzieht den Staat Antioquia und verliert sich im Küstenstaat Bolivar. Die Ostcordillere endlich ist die einzige, welche das System der Hochebenen (u. a. derjenigen von Bogotá) aufweist, indem sie sich im Knoten von *Sumapaz* (4810 m) teilt. Sie ist aber auch die bevölkertste und die gesundeste. Im Norden erheben sich in dieser Cordillere wahre Bergriesen; so wäre die Sierra Nevada von *Cocui* oder *Chita* nach den einen der höchste Berg Columbiens, 5983 m, nach andern aber nur 5583 m hoch. Sie verästet sich besonders im Staate Santander. Ein Teil trennt das Thal des Zulia und das Gebiet der Bai von Maracaibo vom Magdalena und verliert sich bei der Halbinsel Goajira; ein anderer geht bis tief nach Venezuela hinein.

Die Anden bergen fast überall Metalle (Eisen, Kupfer, Blei etc.); besonders groß ist der Reichtum an Gold- und Silberminen, speciell im Staate Antioquia, doch fehlt noch viel, bis diese Minen durch die vervollkommneten Maschinen, wie die moderne Technik sie kennt, ausgebeutet werden. Immerhin haben fremde Kapitalien schon manchen Fortschritt erzielt, und die Gold- und Silberbarrenausfuhr nimmt stetig zu. Erwähnenswert sind noch die Smaragdminen von Muzo (Departement Boyacá), die wichtigsten der ganzen Welt.

Die Wasser, welche durch diese Gebirgsformation ihren Lauf angewiesen erhalten, ergießen sich teils in den stillen Ocean — es sind deren nur wenige, so der *San Juan* und der *Patia* — teils in den atlantischen Ocean. Einige Ströme mit ganz nördlicher Richtung fließen zwar nicht direkt in dieses Meer, sondern in den *mexikanischen Golf* oder in das Meer der Antillen. So, außer dem wasserreichen *Atrato*, der *Magdalena* mit seinem großen Nebenfluß *Cauca*, letzterer zwischen West- und Central-Cordillere eingebettet, ersterer zwischen Central- und Ostcordillere tief ein-

gefressen. Diese Ostcordillere trennt auch das Andengebiet von den ungeheuren Ebenen der Llanos oder Pampas, in welche sich teilen das Stromgebiet des *Orinoco* mit seinen Hauptnebenflüssen *Apure*, *Arauca*, *Meta* und *Guaviare*, und das Gebiet des *Amazonenstromes* mit seinen Vasallen *Rio Negro*, *Caquetá* oder *Yupura* und *Napo*. Dieses Flußnetz ist außerordentlich reich, ja die beiden Stromgebiete des Orinoco und Amazonenstroms sind sogar an der columbianischen Grenze durch den *Casiquiare* mit einander verbunden.

Durch diese orographische und hydrographische Gliederung bedingt, ist die Verteilung des Landes folgendermaßen berechnet worden: 805 640 Quadratkilometer oder fast zwei Drittel kommen auf die Llanos; 408 875 Quadratkilometer oder fast ein Drittel auf das Bergland mit verschiedenen Klima, 32 700 Quadratkilometer auf die eigentlichen Hochplateaux, 24 600 Quadratkilometer auf die kalten und unwirtlichen Gebirge oder Páramos, endlich 52 685 Quadratkilometer auf Seen, Lagunen und Moräste.

Die äquatoriale Lage des Landes, verbunden mit dem Auftreten so kolossaler, mit ewigem Schnee bedeckter Gebirgszüge, erzeugt nun eine ganze Skala der verschiedenartigsten Klimate. Je nach der Höhendifferenz herrscht die Tropen- oder die Gebirgslandschaft vor. Obschon die lokalen Verhältnisse jedes Orts eine Systematisierung eigentlich verhindern, hat man doch drei große Regionen unterschieden: die Höhenregion oder das kalte Land ((*tierra fria*), die Mittelregion oder der gemäßigte Landstrich (*tierra templada*) und die Tiefregion oder das heiße Land (*tierra caliente*).

Diese letztere tropische Gegend, welche die Länderstrecken bis auf eine Höhe von zirka 1000 m umfaßt und deren mittlere Temperatur sich zwischen 23 und 30 Grad bewegt, manchmal aber auch 30 Grad, besonders in den Llanos, übersteigt, haben wir schon kennen gelernt, als wir den Magdalenastrom hinauffuhren. Hier wachsen die mächtigen Palmen, die großen Bananen, die Wurzelbäume (*mangos*), das Zuckerrohr, der Tabak; hier gedeiht das beste Mais und Reis, der Indigo, die Baumwolle, der Kautschuk, das vegetabilische Elfenbein, die Vanille, die edlen und nützlichen Holzarten der *ceiba*, des *higueron*, *caracoli*, *guayacan*, *cumulá*, die Cedern; alle diese Bäume werden durch ungeheure

Lianen umschlungen und in buntem Gewirr zusammengehalten. Hier findet man auch die vielen Medizinalpflanzen, die *Sarsaparilla*, den *Bálsamo de copaiba*, den Balsam von *Tolú*, die *Ipecacuana*. Diese Zone ist das Land der Urwälder, der großen Plantagen, der großen Kunstweiden, der schönen Orangen- und Citronenbäume.

Der zweiten oder Mittelregion gehören alle diejenigen Landstriche an, welche etwa zwischen einer Raumgrenze von 1000 bis 2300 m, also hauptsächlich in den Abhängen der Cordilleren liegen. Die mittlere Temperatur beträgt hier 17—23 Grad. In dieser Italien ähnlichen *tierra templada* ist das Klima sanft und gleichartig, gesund und stärkend. Es gleicht etwa demjenigen bei uns zu Ende Mai, in guten und warmen Jahren. In dieser Mittelzone ist der Himmel strahlend, die Luft gesättigt mit den Düften der Fruchtbäume. Eine reiche Flora, namentlich Orchideen, entzückt uns. Hier treffen wir die großen Farrenkräuter, die Quinquina, den Chinarindenbaum. Statt der Kartoffel ißt man hier die *arracacha*, ein Mittelding zwischen der dicken Rübe und dem Rübchen; statt des Getreides die *yuca*. Diese Zone ist die Heimat des Kaffees, des Zuckerrohrs, der Erdbirne *(patata)*, des weissen Maises, der Bananenart *plátano guineo*. Charakteristisch für diesen Strich sind die großen Bambusbäume *(guadas)*.

Steigen wir noch mehr in die Höhe, so kommen wir in die dritte Zone der *tierra fria;* dieser gehören in Columbien die zwischen 2300—4300 m gelegenen Ländereien an. Die mittlere Temperatur schwankt hier zwischen 5—15 Grad. Die Sabana von Bogotá ist ein typisches Beispiel des sogenannten kalten Landes. Hier herrscht ewiger Frühling; die Tage sind ähnlich unsern herrlich frischen Tagen zu Anfang April oder zu Anfang Oktober. Ist der Himmel auch nicht strahlend, so ist er klar und hell. Oft steigen aber auch kalte und feuchte Winde aus den Thälern empor, Nebel ziehen sich den Gebirgsrücken entlang. Diese Zone ist besonders reich an Grasarten und Leguminosen, welche die spanischen Eroberer eingeführt haben. Sie ist das klassische Land der Kartoffel, welche von hier im Jahre 1563 durch den Engländer Hawkins nach Europa gebracht wurde. Hier gedeiht das Getreide, die Gerste, der Hafer, die Luzerne, der Klee. Hier blühen Blumen,

Rosen, Lilien, Nelken, Veilchen, Geranien. Hier wachsen die großen Weiden *(salix Humboldtii)*, die Nuß-, Kirsch-, Äpfel- und Pfirsichbäume.

Schon in einer Höhe von 3000 m aber werden diese Pflanzen seltener. In den von Menschen verlassenen, nur von Orkanen heimgesuchten Gegenden entstehen noch die kleinen Farrenkräuter, die Moosflechten, die Zwergcichorien und jene seltsam geformte graue, Terpentin erzeugende Pflanze, die man *frailejon* nennt. Bei 4300 m hört jede Vegetation auf. Aber erst zwischen 4700 und 4800 m, also über der Höhe unserer stolzesten Alpengipfel, beginnt die Schneegrenze, über welcher einige majestätische Riesen der Central- und Ostcordillere sich erheben. Über dem Leichentuch dieser tropischen Gebirgslandschaften schwebt einzig der Condor kühn in der Luft.

Was nun die Vorzüge und Nachteile des eigentlichen Klimas der verschiedenen Striche und auch die einzelnen endemischen Krankheiten betrifft, so wollen wir uns davor hüten, zu sehr zu verallgemeinern, und unsere Bemerkungen im Zusammenhang mit der Beschreibung der einzelnen von uns besuchten Orte und Landschaften anbringen. Im Durchschnitt darf jedoch gesagt werden, daß das Land da gesund ist, wo der Mensch durch seine Arbeit und Civilisation es gesund macht. Eigentlich ungesunde, gefährliche Gegenden sind in Columbien nur auf dem Isthmus von Panama, im Chocó, im nördlichen Teile des Magdalenathales, im Staate Bolivar und in den Llanos zu finden.

Natürlich hängt die mehr oder weniger große Geschütztheit des Menschen gegen Krankheiten zum großen Teil auch ab von den Jahreszeiten. Man thut diesen Teil der Geographie in den Lehrbüchern meist sehr kurz ab, indem man schreibt, in Columbien wechseln zwei Jahreszeiten zweimal miteinander ab, die trockene und die Regenzeit, und zwar herrsche Sommer in den Monaten Dezember, Januar, Februar und dann wieder im Juni, Juli, August; Winter oder Regenzeit im März, April, Mai und im September, Oktober, November. Allein diese Ablösung von *verano* (Sommer) und *invierno* (Winter) ist keineswegs eine so regelmäßige. Wie wir sehen werden, giebt es Regionen wie die Llanos, wo es viel länger regnet als während



TYP. OBRECHT & KASER, BERN

PARK DEL CENTENARIO IN BOGOTA

sechs Monaten, und umgekehrt sind andere Striche auch während der Regenzeit verhältnismäßig trocken. Sogar an ein und demselben Orte kommen, wie bei uns in den letzten Jahren, große Schwankungen und Verschiebungen der Jahreszeiten vor.

Die Bevölkerung dieses gewaltigen Gebietes beträgt nur cirka 4 Millionen, was $3^1/_4$ Seelen auf den Quadratkilometer ergeben würde. Man muß aber bedenken, daß vom ganzen Territorium bloß 295 612 Quadratkilometer mehr oder weniger gut angepflanzt und besiedelt sind, während 1 033 412 Quadratkilometer aus unbewohntem und unbebautem Land bestehen. So kommt es, daß einige Orte fast so dicht bevölkert sind wie Frankreich, daß die meisten Bewohner sich hauptsächlich auf eine Höhe von 800 bis 2800 Meter verteilen, während ganze Länderstrecken, besonders in den Niederungen, Wildnis sind.

Diese Bevölkerung setzt sich aus drei Rassen und ihren Mischungen zusammen. Es sind dies die amerikanische oder indianische Rasse, deren Ursprung entweder im Lande selbst oder auch in der mongolisch-chinesischen Rasse gesucht wird. Diese Ureinwohner machen wohl 30 bis 35 % der Gesamtbevölkerung aus und sind vornehmlich in den Hochebenen und den Thalabhängen der Cordillere zu finden. Die größte Mehrzahl davon ist civilisiert, nur etwa 200 000 Indianer leben noch im Urzustand als Wilde in den Pampas, in den Sumpfebenen von Chocó im Norden, im Thale des Atrato und um den Golf von Darien herum, endlich auf der Halbinsel Goajira.

In zweiter Linie kommt die schwarze Rasse. Die Neger, im Anfange des 16. Jahrhunderts aus Afrika als Sklaven eingeführt, um die für die Indianer verderbliche Arbeit in Minen und Plantagen zu verrichten, betragen etwa einen Zehntel der Gesammtbevölkerung und halten sich namentlich in den Niederungen und in den heißesten Teilen des Landes, an der Küste und an den Flüssen auf.

Die dritte Rasse endlich sind die Weißen, d. h. die seit der Eroberung des Landes eingewanderten Europäer, insbesondere Spanier und deren Abkömmlinge. Da jede Statistik über die Zahl der Einwanderer, namentlich aber über die (gewiß relativ geringe)

Zahl der eingewanderten Europäerinnen fehlt und da auch viele Spanier nach erfolgter Bereicherung wieder in ihre Heimat zurückkehrten, so kann man den Prozentsatz dieser weißen Rasse nicht bestimmt ermitteln. Jedenfalls ist viel weniger reine weiße Bevölkerung vorhanden, als dies der Stolz der Columbianer zugeben will. Die einen nehmen nur etwa 5 % der Gesamtbevölkerung als Weiße an. Sicherlich geht man hoch genug, wenn man einen Zehntel der Bevölkerung als Creolen, d. h. Leute von reiner europäischer Abkunft, aber in Amerika geboren, taxiert. Dabei ist nicht zu übersehen, daß auch die Einwanderer hinsichtlich ihrer Abstammung und ihres Charakters gar verschieden waren. Die Spanier selbst sind durchaus keine in sich geschlossene Rasse. Maurisches und jüdisches Blut hat besonders in Mittel- und Südspanien den Volksschlag durchsetzt, und auch sonst sind Andalusier, Castillaner, Arragonesen, Catalonier, Basken, Navarresen, Galicier grundverschiedene Typen.



Junger Kreole

Der Rest der Bevölkerung, 45 bis 50 %, ist aus Mischlingen zusammengesetzt, Mischlingen aus weißem und schwarzem Geblüt *(Mulatos)*, aus weißem und indianischem Blute *(Mestizos)* und aus schwarzem und indianischem Blute *(Zambos)*. Am zahlreichsten sind der Zusammensetzung und dem Zusammenwohnen der Rassen nach natürlich die Mestizen vertreten.

Nun haben wir die allgemeine Einrahmung gewonnen, in welcher das Bild der Lage, des äußern Anblickes und des materiellen Lebens der Hauptstadt Bogotá klarer hervortritt.

Im Jahre 1538 von einem der spanischen Eroberer, Quesada, gegründet — wir werden auf diese wunderbare Gründung noch zurück-

kommen — erhielt die Stadt schon 1540 durch Kaiser Karl V. das Stadtrecht, den Titel *Muy noble, muy leal y mas antigua,* sowie den Namen *Santa Fé de Bogotá,* letztern in Erinnerung an den frühern Vergnügungsort der Zipas oder Oberhäupter der Ureinwohner, der Chibchas, welcher *Bacatá* (äußerstes Ende der Felder?) hieß. Nach 135 Jahren hatte Bogotá erst 3000, im Jahre 1797 17 000 Einwohner. Im Jahre 1881 aber schätzte ein Adreßbuch die Zahl derselben auf 84 000, wovon 39 000 Männer und 45 000 Frauen. Heute zählt die Stadt gewiß über 100 000, nach Angaben aus dem Jahre 1894 gar 120 000 Seelen.

Bogotá liegt 4° 36′ 6″ nördlicher Breite und 67° 34′ 8″ östlicher Länge vom Meridian von Paris. Der Zeitunterschied zwischen Bogotá und Paris beträgt 5 Stunden, 6 Minuten und 17 Sekunden. Bogotá ist die Hauptstadt der Republik und heute des *Distrito federal,* während es früher noch zugleich Hauptstadt des Staates Cundinamarca war. Dieser letztere Name, indianischen Ursprungs, soll so viel heißen als «hohe Gegend, wo der Condor oder Adler thront». Damit wollten die Ureinwohner den Eroberern die Sabana von Bogotá und das Reich der Chibchas bezeichnen. Ferner ist Bogotá Sitz des Erzbischofs. Die Stadt liegt auf einer Höhe von 2611—2700 m, also 9000 Fuß über Meer, somit ungefähr 300 m oder 1000 Fuß höher als der Niesen im Berner Oberland. Die mittlere Temperatur beträgt 15° C., die größte Hitze 22°, die niedrigste Temperatur 6°. Nur ausnahmsweise sinkt das Thermometer auf 0° herunter und verdichtet sich das Wasser ein bischen. Öfen sind daher in Bogotá nicht notwendig.

Im Westen liegt die weite Sabana ausgebreitet. An die Ostcordillere der Anden angeschmiegt und durch sie von den Llanos, vom Stromgebiet des Meta und Orinoco getrennt, dehnt sich Bogotá von Norden nach Süden zirka ¾ Stunden, von Westen nach Osten zirka 25 Minuten aus und bedeckt in der Form einer Raute ungefähr 10 Quadratkilometer. Über Bogotá scheint sich die Cordillerenkette zu verdichten und zu erhöhen; es bilden sich in derselben kurze Querthäler und Mulden, aus welchen vier die Stadt durchströmende oder einfassende Bergbäche hervorbrechen: *Los rios de Fucha, San Agustin, San Francisco* und *del Arzobispo*

(des Erzbischofs). Über diese Bäche, die je nach der Jahreszeit stark angeschwollen oder beinahe wasserlos sind, führen einige kleinere Brücken, von denen nur eine ganz aus Eisen erstellt ist, und verbinden so die verschiedenen Stadtteile miteinander. Der Hauptausbruch aus der Cordillere, gebildet durch den Fluß San Francisco, läßt eine sogenannte Klus oder einen *Boqueron* (Bresche) offen. Die nördlich von dieser Klus gelegene Felsenerhebung, die sehr schroff ansteigt, heißt *Monserrate*. Sie liegt 521 m über der Stadt, also im ganzen 3165 m über Meer, während die südliche Erhebung *Guadalupe* genannt wird und 610 m über der Stadt oder 3255 m über Meer sich erhebt. Auf jedem der beiden Berge, welche in ähnlicher Vegetation und Form wie die Pyrenäen ins Thal fallen, stehen weithin sichtbare Kapellen, von denen jedoch nur diejenige von Monserrate, wo ein wunderthätiges Christusbild steht, Sonntags die Gläubigen und Büßenden oder diejenigen, welche sich einmal im Jahr zur Kirmeß versammeln wollen, durch ihre im Thal gehörten Glocken zu sich heraufruft. Dicht am Ausgang des Boqueron liegt das nördliche Quartier *Las Nieves*. Die eigentliche Stadt hat sich mehr gegen Süden ausgebreitet und an den Guadalupe angelehnt, welcher viel weniger schroff abfällt als sein Nebenbuhler und noch verschiedene Vorhügel bildet, ehe er sich in sein Schicksal, der alles nivellierenden Ebene zum Opfer zu fallen, ergiebt. Auf diesen Vorhügeln stehen ebenfalls einige von der Ebene aus wie Schlößchen anzusehende, kleine, weißgetünchte Kapellen, recht poetische und reizende landschaftliche Beigaben.

Dieser Lage gemäß gestaltet sich die Einteilung und Abgrenzung der Stadt einfach und fast eintönig regelmäßig. Die von Süden nach Norden laufenden Straßen, die Hauptverkehrswege und die Aristokraten unter ihren Genossen, heißen *Calles;* die dieselben im rechten Winkel schneidenden, von West nach Ost, von der Ebene aus gegen den Berg ziemlich steil ansteigenden Straßen werden *Carreras* genannt. Alle Straßen sind nach unsern Begriffen sehr eng, nur 5 bis 8 Meter breit. Die meisten, aber nicht alle, sind mit Miniaturtrottoirs versehen, auf denen man stetsfort ausweichen muß. In der Mitte der meisten der vom Berge herunterkommenden Straßen floß damals der *Caño*, ein offener, kleiner, nicht

tiefer Abzugsgraben. Diese Caños sandten namentlich bei längerer Trockenheit schreckliche Ausdünstungen aus, schwollen hinwieder bei den gewaltigen Wolkenbrüchen zu Bächen an und hinderten den Verkehr vielfach. Durch diese Caños, die zur Unreinlichkeit geradezu herausforderten, wurden auch die vielen animalischen und vegetabilischen Reste zur Stadt hinausgeschwemmt. Es war dies einer der unangenehmsten Nachteile Bogotás. In der Mitte der 80er Jahre begann man an der freilich sehr kostspieligen Kanalisierung der Stadt allmählich, jedoch mit geradezu lebensgefährlicher Langsamkeit zu arbeiten und ein Kloakensystem zu erstellen. Heute sind diese Caños zum größten Teil endlich verschwunden, wenn auch über die zu kleine Röhrenleitung Klagen herrschen.

Die Häuser sind von außen betrachtet meistenteils unschön und unansehnlich. Ihre Fenster sind wie in den Herrschaftshäusern gewisser Gegenden der Schweiz mit unten auswärts geschwungenen Gittern versehen. Einige wenige haben Erker *(miradores)*. Fast nur in den zwei Hauptstraßen, in der *Calle Real* und der *Calle Florian*, sind eine Anzahl hübscher Gebäude zu verzeichnen, obgleich sie wegen der engen Straßen nicht recht zur Geltung kommen; so das große Postgebäude, das Haus, in welchem der deutsche Minister wohnte, dasjenige des französischen Weinhändlers Féty, die neue columbianische Bank mit korinthischen Säulen und einzelne kürzlich von in Europa gebildeten Architekten aufgeführten Privatbauten. Die größte Mehrzahl der Häuser besteht nur aus einem Erdgeschoß, eine Anzahl ist einstöckig, nur wenige haben sich zu dem heroischen Entschluß aufgeschwungen, zweistöckig zu werden. Dreistöckige Häuser gar wüßte ich nur etwa drei aufzuzählen; denn Bogotá kann diese Bauart nicht anwenden aus Furcht vor den Erdbeben und Erdstößen. Wirklich fanden während meines Aufenthaltes zwei stärkere und anhaltendere Erdstöße statt, und ich fühlte da jenen Schlag auf das Kleingehirn, der von Bain als eine besondere physiologische Sensation aufgefaßt und unterschieden wird, deutlich genug.

In den Außenquartieren sind natürlich die Häuser zu Hütten geworden, so daß derjenige, der in Bogotá von einer der vier Seiten her seinen Einzug hält, sich des peinlichen Gefühles nicht

erwehren kann, das Herrn Cané den Ausruf entlockte: »*Mais c'est un faubourg indien.*« Als Thüre dieser Hütten dient eine wirklich sehr spanische, nur aus Leinwand auf Rahmen aufgespannte Wand, welche einen Einblick in das traurige Innere gestattet; von Fenstern aus Glas ist da keine Rede; die Luftlöcher werden durch hölzerne Läden verschlossen. Während die armen Leute ihre Wohnungen mit »Steinen« aus getrockneter Erde *(adobe)* errichten, sind die meisten Wohnhäuser aus Backstein gebaut, da die Steine der schlechten Verkehrsmittel wegen nur mit großer Schwierigkeit auf Maultieren herbeigeschafft werden. Deshalb besitzen auch nur einige Hauptstraßen das Privilegium festgefügten Pflasters. Die übrigen Wege aber sind ganz rudimentär gelassen und erschweren oft mit ihrem schrecklichen Kot die Durchfahrt der Omnibusse außerordentlich. Die Dächer sind aus runden, helmartig einander überdeckenden Ziegeln zusammengefügt.

Im Centrum der Stadt befindet sich der Hauptplatz, die *Plaza de Bolivar* oder *de la Constitución*, ein Rechteck, dessen Seiten 80 Meter Ausdehnung haben. In der Mitte steht das sehr gelungene eherne Standbild des großen Simon Bolivar († 1830), des Libertadors oder Befreiers. Tenerani hat das Standbild in Europa gemodelt.[1]) Um diese nur durch das zuckerwerkartige Piedestal verkümmerte Statue herum ist jetzt ein sehr hübscher Garten angelegt, in welchem das ganze Jahr Blumen sprießen. Die Plaza sieht recht stattlich aus. Gegen Osten begrenzt dieselbe die Kathedrale, mit breiter Façade nach verschiedenen Stylen und mit zwei Thürmen, überragt von einer Kuppel. Das Innere ist nach meinem Geschmack weder großartig, noch schön zu nennen. Die drei Schiffe sind durch 13 Meter hohe, plumpe Säulen getrennt, deren Kapitäle nach dem bekannten Rezept vergoldet sind, was wie ein Hohn auf die einzig durch Formenschönheit wirkende korinthische Verästung aussieht. An der Seite sind noch sechs verschiedene Kapellen und viele Altäre und Bilder angebracht. Nur durch ein Pfarrhaus von der Kathedrale getrennt, steht die Kapelle *del Sagrario*, deren Kuppel im Jahre 1827 beim Erdbeben einfiel und leider den Haupt-

[1]) Während meines Aufenthaltes verirrte sich eines Tages ein Pampasbewohner in Bogotá, konnte sich aber wieder orientieren, als er auf den Platz kam, wo, wie er sich ausdrückte, »jener Neger« — gemeint war die Statue des Befreiers — stehe!

altar mit seinen aus Schiltkrötenschalen und Marmor prachtvoll geschmückten Säulen zerstörte. Freilich ist er jetzt so ziemlich wieder restauriert. In der Kapelle hängen Bilder des columbianischen Malers Vasquez († 1711).

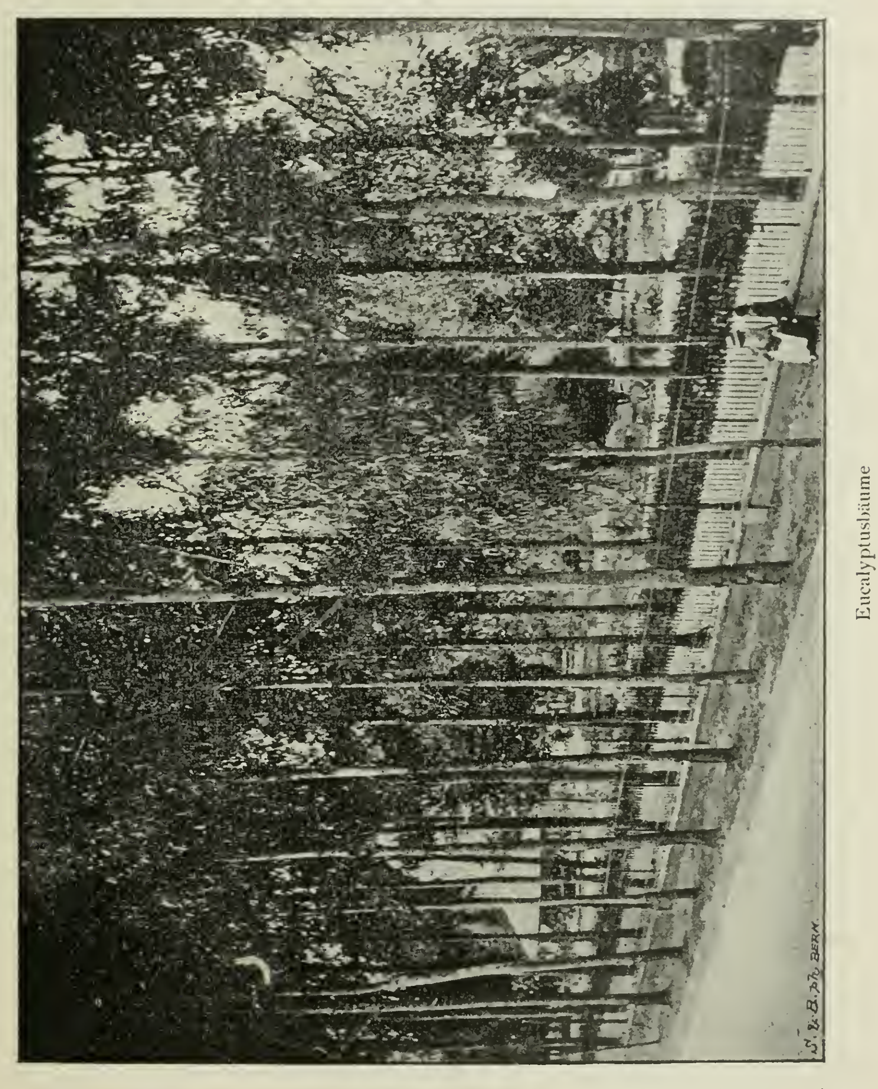


Kathedrale in Bogotá

Vor der Kathedrale und in der ganzen Längsfront dieser östlichen Seite der Plaza läuft eine Art Terrasse, zu welcher man auf Stufen emporsteigt, der *Altosano*, das Rendez-vous aller Politiker und Schwätzer der Stadt. Den nördlichen Teil der Plaza umgrenzen Privathäuser. Der Kathedrale gegenüber gegen Westen stehen die sogenannten *Portales* (die Lauben), ein mächtiges, tiefes, zweistöckiges, von weitem ziemlich imposantes, in der Nähe aber plump anzusehendes und schlecht gebautes Gebäude, eine wahre Kaserne. Im Erdgeschoß befinden sich die Lauben, wo die Menge zirkuliert und die vielen Magazine beguckt. Im ersten Stock über den Lauben ist ein offener Korridor angebracht. In diesem Gebäude befand sich neben Privatwohnungen ein Hotel und die Stadtverwaltung mit Arrestlokalen.

Gegen Süden erhebt sich das Regierungsgebäude, das *Capitolio*, schon 1849 begonnen, aber noch immer nicht beendet. Es wird dies vielleicht auch nicht so bald werden, denn das Gebäude droht an einigen Stellen schon dem Zerfalle. Die Architektur ist aber auch vom sonderbarsten Geschmack: die zwei Flügel würden unsern Schulhausbauten alle Ehre machen, nur ist ihr Dach, so weit es vorhanden und nicht provisorisch ist, flach und mit hohem Fries versehen, auf dessen südlichem Ende einsam und verdrossen eine Statue steht, die träumerisch nach neuen Nachbarinnen sich sehnt. Durch den Fries mit den prosaischen Seitenflügeln verbunden, steht in der Mitte eine Säulenreihe, ein Portal vorstellend, und hinter derselben zwei andere Reihen, deren Säulen aber unvollendet in den blauen Himmel ragen. Man dachte daran, diese Vorhalle auf den Platz hinauszubauen, aber die Häßlichkeit, Abgebrochenheit und Unvollendetheit des ganzen Baues würde dadurch nicht verschwinden. Im Hof, in welchen man durch die Säulenreihen eintritt, steht die wohlgelungene Broncestatue des Generals Mosquera, welcher nach dreijährigem blutigem Bürgerkrieg im Jahre 1863 der liberalen Partei den Sieg verliehen. In den Seitenflügeln sind die Regierungsbureaux eingerichtet: hohe Zimmer, oft mit sehr schönen Stukkaturen und prächtigen Malereien ausgeschmückt. Im Erdgeschoß hinter dem Hofe befand sich eine Zeit lang der Sitzungssal des Senates, ein architektonisches Monstrum, im ersten Stocke der Saal der Deputiertenkammer, den diese aber

verlassen mußte, weil er zu unakustisch war und die Decke teilweise dem Einsturze drohte. An gewichtigen Geldsummen und



Eucalyptusbäume

gutem Willen hat man es bei diesem Bau nicht fehlen lassen, aber doch nur ein mittelmäßiges Ergebnis erhalten. Dies ist der Hauptplatz der Stadt.

Von andern Plätzen erwähnen wir denjenigen von *San Victorino*, durch einen grossen Brunnen ausgezeichnet; denjenigen *de los Mártires*, von bescheidenen Häusern, aber von einem schönen Garten umgeben. In der Mitte steht ein Obelisk, ein Polylith, von den Statuen der Gerechtigkeit, des Friedens, der Freiheit und des Ruhmes und mit Urnen umstellt (s. Kap. IX). Am Obelisk sind Marmortafeln angebracht zum Andenken an die Märtyrer des Unabhängigkeitskrieges. Der Mann, der diese Statuen gebildhauert hat, möge von der Göttin der Kunst nie zur Rechenschaft gezogen werden! Dennoch machte dieser Platz auf mich stets einen feierlichen Eindruck. Er ist durch das Blut der Freiheitskämpfer geheiligt. Nachdem die Stadt am 20. Juli 1810, dem seitherigen Hauptfeiertag der Nation, in offene Empörung gegen die Spanier geraten, den Vizekönig verjagt und eine provisorische Regierung eingesetzt hatte, wurde sie 1816 von den Spaniern wieder erobert, welche hier 135 Notable, worunter auch Frauen, standrechtlich erschießen liessen.

Einen angenehmen Kontrast bietet die *Plaza Santander*, eine kleine, aber sehr gut unterhaltene Gartenanlage mit hübschem Gitter, in der Mitte das Standbild des Generals Santander, des schneidigen und energischen Organisators der neuen Republik und Präsidenten bis 1837 (s. Kap. X). Es ist verblüffend zu sehen, wie schnell ein solcher Park emporwächst. Allerdings pflanzt man, um Blätterwerk zu erhalten, hauptsächlich den Eucalyptus in Bogotá und Umgebung, der in wenigen Jahren zum großen Baum wird. Der Eucalyptus, mit dem man eigentlich die kahlen Höhen oberhalb Bogotá wieder bewalden sollte, hat nur den Nachteil, daß er zu große Wurzeln treibt und in der Nähe von Häusern deren Fundamente untergräbt.

Ebenso hübsch verspricht der am nördlichen Teile der Stadt gelegene Platz *del Centenario* oder *San Diego* zu werden, ein schöner Garten, in dessen Mitte ein kleiner durchbrochener Siegestempel aus weissem Stein errichtet worden ist, zur Aufnahme einer neuen Statue für den Befreier bestimmt.

Besonders hervorragende Gebäude zählt also Bogotá keine, es seien denn vom konfessionellen Standpunkt aus die Kirchen dazu gezählt, deren jetzt 32 da sind, nebst 12 Kapellen und Ora-

torien, sowie eine kleine presbyterianische Kapelle. Äußerlich sind es aber meist häßliche, absolut keinen Baustil offenbarende Bauwerke. Nur *San Cárlos* (heute San Ignacio) zeichnet sich durch ein großartig geschweiftes Bogenschiff und die Kirche *La Tercera* durch Holzskulpturen aus, die aber ein barbarisches Kirchenkapitel früher hat übertünchen lassen. Im übrigen sind noch die großen Klosterbauten zu erwähnen. Im Jahre 1861 beherbergte Bogotá acht Männer- und sechs Frauenklöster, die alle aufgehoben wurden. General Mosquera bestimmte dieselben zur Aufnahme öffentlicher Anstalten. So wurden untergebracht die Nationalbibliothek, in deren Erdgeschoß die Aula der Universität und das Museum sich befinden; die Universität selbst, teils im frühern Jesuitenkloster *San Bartolomé*, teils in *Santa Ines;* das Lehrerinnenseminar in *Santa Clara;* die Post und Nationalbank in *Santo Domingo. San Agustin* und *San Francisco* wurden in Kasernen verwandelt. Letztere Gebäude dienten damals auch der Regierung des Staates Cundinamarca. Alle diese Bauten haben den nämlichen Charakter. Sie umgeben einen oder mehrere quadratförmige Höfe, umrahmt mit Galerien, welche Kreuzgängen ähnlich sehen. Mehrere dieser Höfe, wie derjenige der Post, sind mit hübschen Gartenanlagen geziert.

Endlich erwähnen wir noch die Sternwarte, einen festungsähnlichen Turm, nach den einen 2615, nach andern 2632 Meter hoch gelegen und 1802 durch Mutis gegründet. Da ihre Lage zur Erforschung des nördlichen und südlichen Sternenhimmels besonders günstig ist, sollte sie Bogotá geradezu Ruhm bringen; sie ist aber nur eine meteorologische Station. Die nötigen Instrumente fehlen, und die Zeitschrift «*Papel periódico*» sagte 1884 treffend: «Wir finden es unpassend und unehrenhaft, uns mit einem Observatorium zu brüsten, in dem fast alles Notwendige fehlt. Es könnte ja vorkommen, daß plötzlich eine astronomische Kommission nach Bogotá heraufkäme und dann unsern verlassenen Turm anträfe.» Ebenso bescheiden wie die Sternwarte ist der *Palacio*, der Palast des Präsidenten, welchen derselbe damals offiziell zu bewohnen hatte. Er befindet sich in einer engen Seitenstraße und macht äußerlich seiner Bezeichnung gar keine Ehre, denn es ist ein einfaches, weißgetünchtes Haus, in dessen Erdgeschoß eine Wache sich aufhält, mit kleinen, unästhetischen, unregelmäßigen

Fenstern und mit etwas größerm Eingangstor. In der Nähe befindet sich das Theater, damals ein ganz unbedeutender Bau, heute mit übertriebenem finanziellem Aufwand (1 Millionen Piaster!) zu einem schönen luxuriösen Schauspielhaus umgebaut. Noch müssen wir eines in der Ecke der *Plaza de las Nieves* gelegenen unscheinbaren Hauses mit einem ganz charakteristischen Balkon aus der Zeit Philipps II. Erwähnung thun. Es war der «Palast» der frühern spanischen Vicekönige.

Diese ganze Beschreibung schließen wir ab mit dem *Panóptico* oder Zuchthaus, das, eine Viertelstunde außerhalb der Stadt liegend, obschon noch unvollendet, doch die Grundform eines Centralbaues mit Rotunde und spiralförmig auslaufenden Flügeln nach dem Muster des Zellengefängnisses von Philadelphia zeigt.

Wer die Stadt auf einem etwa 100 Meter oberhalb derselben laufenden Wege betrachtet, der kann sich beim Anblick des Gewirrs der Dächer, der eng aneinander gerückten Straßen, der verhältnismäßig kleinen Plätze eines Gefühls der Melancholie nicht erwehren; denn der Abstand gegenüber unsern neuern, durchsichtigen europäischen Städten ist zu groß und wirkt beengend. Doch hat die Lage Bogotás auch ihre Schönheiten. Namentlich ist die Beleuchtung der sich zu Thal senkenden Cordillerenkette zu jeder Tageszeit eine wechselreiche und bildet für das Auge des Schweizers einen wahren Genuß. Bald zeigt sich der nämliche Lichteffekt wie bei uns im Sommer; die Berge treten zurück und erscheinen weniger modelliert. Bald wieder, und zwar gegen Abend, umhüllt sie ein eigentümlicher herbstlicher Duft; die Formen der Klüfte treten scharf hervor, wie die Alpen in den Septembertagen. Bald auch atmen die Berge Frühlingsluft und Maienfreundlichkeit. Diese Mannigfaltigkeit der Beleuchtung, die in Bogotá an einem Tage genossen werden kann, während sie bei uns auf die verschiedenen Jahreszeiten verteilt ist, entschädigt die Berge einigermaßen für den Baumschmuck, dessen sie infolge barbarischer Abholzung gänzlich entbehren, und für die spärliche grüne Vegetation, welche sie nur mit einem dünnen Kleide bedeckt.

Nach diesem Rundgang sehen wir uns nun nach den Erscheinungen in den Strassen Bogotás um.

Welche Mannigfaltigkeit der Figuren, vor allem der Vehikel! Da ziehen mächtige Ochsen, den Nacken unter ein wuchtiges Joch gespannt, je parweise die in der Sabana gebräuchlichen schwerfälligen, auf zwei hohen massiven Rädern ruhenden Lastwagen, welche, weil sie das gute Straßenpflaster in einigen Straßen ruinierten, jetzt nicht mehr überall zugelassen werden. Besonders aber ist die Strasse, welche zum Marktplatz führt, von diesen Fuhrwerken angefüllt. Andere Gefährte sieht man kaum, etwa hie und da einen mächtigen Omnibus, welcher eine Familie oder eine Schar Freunde aufs Land führt, Ungetüme, welche bis 12 Personen fassen und in welchen man positiv seekrank werden kann, oder dann alte Kasten, welche Kutschen vorstellen und worin 4 Personen eingepfercht sind. Moderne Kutschen aber oder geradezu Kaleschen gab es damals in Bogotá sehr wenige; jetzt sind sie dagegen mit zunehmendem Luxus und beim Verschwinden der Straßenbäche zahlreich geworden und ist sogar ein Fiakerdienst eingerichtet. Der Präsident der Republik machte in ziemlich nobler Kutsche, etwa einer Hochzeitskutsche ähnlich, seine Ausfahrten. Ich erinnere mich noch ganz gut, welch einen Auflauf das Erscheinen einer wirklich feinen Kutsche vor dem Hause des deutschen Konsuls, Herrn Koppel, im Jahre 1882 hervorrief und wie große Sensation sie erregte. Was Wunder, wenn in Bogotá auch noch ein Möbel auftaucht, das dem grauen Altertum besondere Ehre machte, die Sänfte. Diese Kasten, von einem zudem noch verhüllten Fensterchen dürftig erhellt, werden von zwei stämmigen Lastträgern geschleppt und dienen zur Weiterbeförderung Kranker, Gebrechlicher, von Damen und alten Leuten. In der Revolution von 1885 — so wurde mir versichert — machten die Häupter der radikalen Partei, welche gegen die Regierung die Revolution leiteten und deren man trotz aller Nachforschungen nicht habhaft werden konnte, in diesen Sänften ihren Anhängern Besuche, ein Geheimnis, um das nur einige wenige Eingeweihte wußten, sonst wäre die Verschwörerarche angehalten und die Insassen wären verhaftet worden. Im allgemeinen aber hat in Bogotá jedermann die Tugend, zu Fuß zu gehen. Das Velozipedglöckchen umtönte uns damals noch nicht. Gegenwärtig freilich werden Fahrräder in großer Anzahl eingeführt, sogar für Damen. Auch ein Tram fährt

durch die Hauptstraßen und verbindet den Hauptplatz mit dem Bahnhof der Sabanaeisenbahnen.

Aus Vergeltung dafür, daß jeder Fremde und Neuangekommene mit der äußersten Neugierde beguckt, gemustert und kritisiert wird, sollen die verschiedenen Straßentypen nun auch vor uns defilieren. Das Straßenleben ist schon deshalb sehr bewegt, weil die Magazine mit einer oder zwei breiten Thüren sich auf die Straße öffnen, ohne daß bei den kleinsten und kleinern irgendwie Schaufenster da wären, so daß ein Teil des Lebens in die Öffentlichkeit hinausgespielt wird.

Vor allem ist bemerkenswert, daß in Bogotá sehr selten Neger zu sehen sind. Zudem kommt es vor — ich habe die Erscheinung bestimmt beobachtet und könnte Namen nennen — daß, wenn ein Neger sich längere Zeit in der Hochebene aufhält, das Ebenholzschwarz seiner Haut entweder einem schokoladefarbigen Braun oder auch einem dunkleren Aschgrau Platz macht. Einen solchen klärenden Einfluß auf die Hautfarbe übt die hohe Lage Bogotás auch sonst noch aus. Wie wir gesehen, ist die rein weiße Rasse nicht besonders zahlreich vertreten. Ich habe oft lächeln müssen, wenn mir in Bogotá eine Familie den weißen Stammbaum vordozierte, plötzlich aber irgend ein Familienglied eintrat, welches eine offenbar indianische Gesichtsfarbe oder Haarschattierung aufwies und die Theorie des weißen Blutes Lügen strafte. Die weitaus größte Zahl der in den Hauptstraßen Bogotás verkehrenden Bewohner sind eben Mischlinge zwischen Indianern und Weißen; doch tritt der Mischungsgrad nicht so schroff hervor, denn die Hälfte aller Gesichter, die man hier sieht, sind ziemlich oder ganz weiß, von unseren europäischen, im Grunde ja auch recht stark nüancierten Gesichtern nicht verschieden.

Diese Leute, deren spanisches Blut mit mehr oder weniger zahlreichen Tropfen indianischen Blutes vermischt ist, unterscheiden sich nun auch in der Kleidung keineswegs vom Europäer, ja suchen denselben in raffinierter Potenz darzustellen. In der That fällt dem Fremden sofort die große Zahl feingekleideter, geputzter, nur im Cylinderhut und meist in schwarzem Anzuge einhergehender Herren auf. Sieht man ab von den Mitgliedern des Kongresses, des Senates

und der Deputiertenkammer, welche durch dieses Kostüm ihre stark gesunkene Würde herzustellen bestrebt sind; sieht man ab von der sehr beträchtlichen Zahl von Bundes- und Staatsbeamten, so bleibt noch eine große Menge dieser becylinderten, mit der



Kreole

modernen Totengräber- und Leichenbitterkleidung angethanen Figuren übrig. Da sind die Kaufleute, die beim Mangel an einer Börse in Gruppen auf der Straße oder vor dem Gebäude der Regierung und vor den Banken zusammenstehen. Dann die Legion

unbeschäftigter, unberufener Politiker, die Plage dieses schönen und guten Landes, welche etwa unter einer frühern Verwaltung irgend ein Amt bekleidet haben und nun zuwarten und intriguieren, bis eine neue, gewöhnlich alle Stellen anders besetzende Verwaltungsperiode sie wieder zu irgend einem Pöstchen bringt. Ferner die Studenten und Zöglinge der verschiedenen Mittelschulen *(los alumnos)*, die möglichst gut gekleidet gehen wollen und das Straßenleben nicht ungern haben. Die schwarze Kleidung ist sogar in den meisten Schulen für die Internen bei jedem öffentlichen Akte obligatorisch, so daß auch das kleine Studentlein, der Progymnasianer und Gymnasianer, Sonntags und bei officiellen Ceremonien schwarz gekleidet und mit dem Kulturhelm auf dem Kopf aufzurücken sich bewogen fühlt. Dazu kommen die Professionsdichter, die vielen Lehrer *(maestros)* und Professoren *(catedráticos)*, die Zeitungsredakteure, die Advokaten, Ärzte, Agioteurs etc. etc., nicht zu vergessen diejenigen Privilegierten, die absolut nichts thun und deren geschniegelte Existenz das größte Rätsel der Welt ist. Etwas weniger eintönig ist allerdings das Kostüm desjenigen, welcher die *capa*, den spanischen Mantel, umgeworfen trägt und sich mit Verständnis in denselben zu drapieren weiß, was nicht leicht ist. Unter den Kreolen *(criollos)* finden sich viele edle, schöne Erscheinungen, Männer von starker und doch zierlicher Statur, mit durchsichtiger, etwas gebräunter Haut, schöner Nase, reichem schwarzem Haar und dunklem Bart; hie und da auch hellblonde oder fatalblonde, normannenähnliche Leute *(monos)*. Ihr Schritt ist elegant, ihre Stimme angenehm, ihre Diktion lebhaft und doch ewas nachlässig. Die ganze Erscheinung hat etwas Ruhiges, Offenes, Kordiales, Sympathisches.

Hie und da sprengen Reiter in ihrem malerischen Reit- oder Reisekostüm auf den meist edlen, bald kleinen, bald schlank gehobenen Pferden mit prächtig geschweiftem Nacken einher. Die europäische Reitertracht kommt erst nach und nach auf und wird natürlich nur bei Ausflügen in nächster Nähe der Stadt getragen. Andere besteigen die Pferde ohne ein besonderes Kleid, so namentlich Ärzte, welche sogar in der Stadt für die schnellere Erledigung ihrer Besuche Pferde benützen. Zuweilen sieht man auch Amazonen mit Eleganz und Geschick ihre Reittiere lenken.

Die jungen Bogotanerinnen weißen Stammes, die wir auf ihrem Ausgang in die Magazine und in die Kirchen treffen, sind meist recht schön zu nennen. Sie sind klein, aber von elegantem Wuchse, der allerdings in ihrer Tracht nicht so recht zur Geltung kommt; denn die Bogotanerin kleidet sich auf der Straße sehr einfach und zwar schwarz; ihre Prachttoiletten spart sie für den Salon oder das Theater. Den Oberkörper bis zum Kopf, manchmal aber diesen selbst umhüllt die unvermeidliche schwarze Mantille, die oft mit kostbaren Spitzen umsäumt ist nnd deren zierlicher Faltenwurf das Unnahbare und zugleich Nahbare ihres Wesens andeutet. Aus dieser schwarzen Umhüllung schaut das Gesicht ausdrucksvoll heraus. Der Teint ist bei den richtigen Bogotanerinnen, deren Familien schon lange die Hauptstadt bewohnt haben, bleich, durchsichtig und matt. Bei denjenigen Fräulein, deren Eltern erst etwa seit einer oder zwei Generationen vom Lande her in die Stadt gezogen, heben sich auf der weißen Haut die zartesten roten Wangen blühend wie Rosen ab. Die Augen sind stets gefährlich schön, liebenswürdig und etwas neckisch, dunkelbraun oder schwarz und von hohem Glanz. Brünetten oder Blondinen sind seltener. Viele der jungen Damen haben die blöde Sitte des Schminkens von Lippen und Wangen angenommen und blicken aus ihrer Mantille wie gemalte Puppen hervor.





Die ältern Damen und die Matronen, welche ich respektwidrig erst jetzt erwähne, sind ebenfalls schwarz gekleidet, was ihnen bekanntlich sehr gut geht, und stehen

an Würde und noblem Aussehen den richtigen Europäerinnen nicht nach. Übrigens sind die Parisermoden hier genau bekannt, und der geduldige Ehemann hat unter dieser Bekanntschaft auch schwer genug zu leiden.

Weit weniger Aufmerksamkeit schenkt der Fremde, welcher hauptsächlich durch die weiße oder Mischlingsrasse angezogen wird, zuerst den armen Indianern reinen Geblütes; denn er fühlt instinktiv, daß er hier weniger Individuen als einer Masse gegenübersteht, welche am liebsten so geräuschlos und demütig als möglich vorbeigeht. Der »civilisierte« und zum Christentum »bekehrte« Indianer ist in grobe, aus einheimischem Tuche gemachte Hosen gekleidet. Sein Hemd ist meist schmutzig. Über demselben trägt er die *Ruana*, den quadratförmigen, starken und dunklen Überwurf, in dessen Mitte sich ein Loch befindet, durch welches der Kopf hindurchgesteckt wird (der mexikanische *poncho)*. Er geht barfuß oder mit einer Art Sandalen *(alpargates)* angethan. Meist solid gebaut, hat der Indianer kupfer- oder olivenbraune Gesichtsfarbe, schlaffes, kurzes Haar, wenig oder gar keinen Bart und zwei glänzende, lebhafte Augen, die seine verschmitzte, etwas trägsinnliche, aber sehr mißtrauische Art zum Ausdruck bringen. Die jüngern Indianerinnen sind selten über mittelgroß, aber ziemlich wohlgestaltet, obwohl etwas zu plump, mit regelmäßigem, manchmal sogar schönem Gesichtsausdruck und rabenschwarzem, wenn auch nicht sehr gepflegtem Haare. Ihr Kostüm ist übereinfach. Der Körper ist nicht durch viele Röcke beschwert, die Büste manchmal nur mit einem Hemd bekleidet, gewöhnlich aber noch in die schwarze grobe Mantille gehüllt.



In der Stadt dienen diese Indianerinnen als Dienstmägde und Wäscherinnen und sind dann auch besser und sauberer gekleidet.

Die ältern Indianerinnen aber sind meist in sehr vernachlässigtem Zustande und von ausgesprochener Häßlichkeit.

Diese Indianer sehen wir namentlich in den Außenquartieren zu Dutzenden in einer der vielen, erst in letzter Zeit etwas besser gehaltenen Pinten *(tiendas)* am Schanktisch stehen, das Volksgetränk, die *Chicha*, trinken, eine aus gegohrenem Mais bereitete, gelbliche, dicke, neuem Wein gleichende Flüssigkeit, die sehr berauschend wirkt. Andere treiben ihre schwerbeladenen Maultiere durch die Stadt. Wieder andere tragen Hühner in großen Käfigen, große Lasten von Holz, Kohlen oder Naturalprodukten auf dem Rücken (s. S. 82 u. 83). Das Bündel wird zugleich durch einen über die Stirn laufenden Riemen festgehalten. So gebeugt, eilen diese Gestalten in kurzem, hastigem Trotte dem Marktplatz zu, wo sie die Hauptfigur bilden und als Masse etwas selbstbewußter auftreten; denn das dort herrschende Geräusch ist dem Summen eines Bienenkorbes vergleichbar.

Der Marktplatz giebt uns Gelegenheit, zur Schilderung des materiellen Lebens in Bogotá überzugehen. Dasselbe ist natürlich abhängig von den besondern klimatologischen Verhältnissen der Stadt. Wir haben schon kurz erwähnt, daß im allgemeinen zwei Jahreszeiten, eine trockene und eine regnerische, sich in Columbien ablösen. Auf der Hochebene von Bogotá nun beginnt die erste Regenzeit, während welcher ungefähr zweimal so viel Wasser fällt als in Paris Mitte oder Ende Februar. Man würde sich jedoch täuschen, wenn man glaubte, während dieser Zeit ergieße sich ununterbrochener Regen. Es erfolgen vielmehr unter Donner und Blitz große wolkenbruchähnliche Niederschläge. Während einer Stunde öffnet der Himmel alle seine Schleusen, dann wird es meist wieder klar. Nur einmal während meines Aufenthaltes regnete es in Bogotá ununterbrochen und ganz ausnahmsweise während zirka 36 Stunden. Manchmal fällt auch starker Hagel, so daß einige Hügel oberhalb der Stadt in weißes Gewand eingehüllt scheinen und die Temperatur sehr kühl wird. Eines Tages sah ich in den Höfen verschiedener Häuser der Stadt eine Hagelschicht von 1 Fuß Höhe. Merkwürdig ist, daß die armen Leute die Körner ein-

sammeln und daß es dann in Bogotá Gefrornes *(helado)* giebt, das nicht aus den verschiedenen Eisfabriken stammt.

Diese Zeit der trombenartigen Gewitter dauert bis in den Mai hinein. Juni, Juli und August sind gewöhnlich schöne Monate, doch fallen hier, namentlich im Juni und Juli, die *Paramos*, eiskalte Rieselregen, auf Bogotá hernieder. Die schweren Feuchtigkeitsmassen, die sich über den Pampas erheben, werden nämlich durch Ostwinde über die Cordilleren geblasen. Dort erlangen sie bei der auf den Gipfeln herrschenden Kälte die nötige Verdichtung und Schwere und verwandeln sich in feine Regenschauer. Im September sollte die eigentliche Regenzeit wieder beginnen; aber oft dauert die Trockenheit noch an, ja bis in den Oktober hinein, so daß dann die Sabana ganz verdorrt dasteht und das Vieh aus Wassermangel furchtbar mitgenommen und abgemagert aussieht. In normalen Verhältnissen aber kommt der Winter oder die Regenzeit im September wieder und dauert die Monate Oktober und November hindurch bis anfangs Dezember. Dieser letztere Monat, ebenso wie Januar und Februar sind die schönsten, hellsten, aber weisen auch die kältesten Morgen des Jahres auf. Im Dezember beträgt die mittlere Temperatur 14°, im Februar aber 16°. In diesen Monaten lacht der Himmel in ungetrübtem, herrlichem Blau. Im übrigen Jahre macht er die verschiedensten atmosphärischen Wandlungen durch; denn da Bogotá auch noch die über den heißen Zonen des Magdalenenflusses aufsteigenden Dämpfe durch Winde zugetrieben erhält, so beschattet bald dickes, schweres Gewölk einen Teil der Sabana, bald hellt sich der Himmel wieder auf.

Den Jahreszeiten entsprechend gehen auf der Sabana zwei Ernten im Jahre auf. Man säet Ende Februar, um im Juli, man säet im September, um im Januar einzuheimsen. Rechnet man zu diesem natürlichen Reichtum der Sabana noch den Umstand hinzu, daß nach der Hauptstadt die Produkte nicht nur der gemäßigten, sondern auch der heißen Zone aus den Abhängen der Cordilleren gegen den Magdalena hin und aus den heißen Thälern der Zuflüsse des Orinoco in verhältnismäßig kurzer Zeit auf Maultieren heraufgebracht werden können, so wird man begreifen, daß der Markt von Bogotá einer der reichsten ist, den irgend eine Stadt der Welt besitzt. Daselbst treffen wir Walderdbeeren und große

Erdbeeren, Brombeeren, eine Art wilder Kirschen, Pfirsiche und Pflaumen, Äpfel, die aber in schönen Exemplaren bei 5 Franken kosten, Ananas *(pinas)*, Mangos, Kokosnüsse, Melonen, Wassermelonen, Gurken, Granaten, die *granadillas*, eine sehr schmackhafte Frucht, die wir leider in Europa nicht haben, ebensowenig den Rahmapfel *(chirimoya)* mit seinem reichen Parfüm, eine ganze Reihe von Früchten mit rein exotischem Namen,[1] ferner Feigen, Orangen in größter Fülle, so daß man ihnen beinahe keinen Wert beilegt, Citronen, Datteln, die saftige *aguacate* oder die vegetabilische Butter, von den Franzosen avocat genannt, Tomaten, Tamarinden, Kürbisse, Blumen und Heilpflanzen. Als Gemüse hat man Zwiebeln, Knoblauch, Blumenkohl, Kohl, Spargeln, Rüben, kleine Rüben, gelbe Rüben, Runkelrüben, Rettig, Cichorien, spanischen Pfeffer, Salat, Artischoken etc. Neben dem Getreide gelangen zum Verkauf Mais, ausgezeichnete Kartoffeln und Erdbirnen, *arracachas*, *yuca* und *mani*, ferner Reis, Erbsen, Bohnen, Linsen, Hafer, Zuckerrohr, Kakao, Kaffee, Sago, Tabak, Anis, Leinsamen, auch Butter, weißlicher, gesalzener Käse, Eier, Fett, Wachs, Seife. Daneben wird feilgeboten das ausgezeichnete Fleisch von Cipaquira, außerordentlich viel Geflügel, trockene Fische vom Magdalena und der frische Fisch, genannt *Capitan*, aus dem Flusse Funza, ein Fisch, welcher, gut zubereitet, recht schmackhaft ist; Hasen und Kaninchen; Zucker, Panela oder Rohzucker, Salz; sodann im Lande selbst verfertigte Tücher und Bänder der verschiedensten Art, Nastücher, Strohhüte, Talgkerzen in großer Menge, kleine Spiegel, Spielzeuge für junge Indianer und endlich in buntem Durcheinander Geschirr, Schnüre, Säcke, Sandalen, im Lande gewobene Bänder und Riemen etc. Beim Handeln und Feilschen geht es stets sehr lebhaft zu, und die Sprache, welcher sich die Verkäuferinnen bedienen, ist, wie anderswo, ziemlich gepfeffert, auch der Konsum von Branntwein in den umliegenden Pinten ein bedeutender.

Gegenwärtig ist der Markt in langen Schirmhallen untergebracht und ziemlich rein gehalten, doch fehlt noch immer der Aasgeier, um alle Überbleibsel wegzufressen. Diesen Sanitätspolizeier der Südamerikaner haben mutwillige Buben durch Stein-

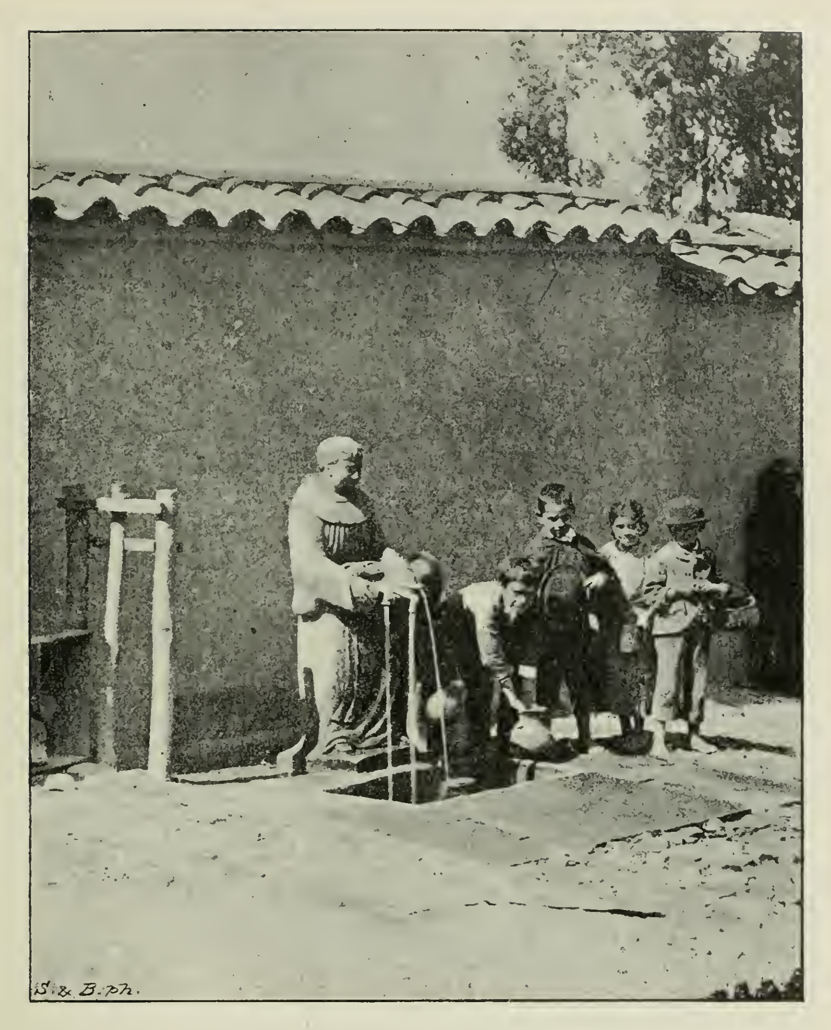
[1]) Curubas, tunas, nísperos, mameyes, zapotes, anones, uchuvas, papayas, guanábanas, mortiños, guamas, guayabas, caimitos, madroños, hicacos etc.

würfe aus Bogotá fast ganz verscheucht, und die Stadt leidet sehr unter seiner Abwesenheit. Es fehlen überhaupt daselbst Vögel, nur der kleine graurote, zutrauliche Sperling ist da. Fliegen können wegen der großen Höhe sich fast nicht in die Luft erheben.

Bei diesem reichhaltigen Markt ist es leicht möglich, einen wirklich guten Tisch zu bereiten, und in den bessern Familien ißt man denn auch vorzüglich. Wer das Gegenteil gesagt hat, ist eben bei denselben nie eingeladen worden. Namentlich ist der Nachtisch durch den Reichtum der eingemachten Früchte *(dulces)* und durch die frischen Früchte ausgezeichnet. Die vielen Süßigkeiten, die zuerst dem Europäer fremd vorkommen, munden schließlich sehr, namentlich wenn auf dieselben ein Glas kalten Wassers getrunken wird, das alsdann herrlich schmeckt.

Gefrühstückt wird gewöhnlich von den echten Bogotanern zwischen 10 und 11 Uhr. Das Frühstück besteht aus der Landessuppe, aus Bananen, geschwelltem Reis und aus einem Beefsteak oder sonstigem Fleisch mit einer Eierspeise; es wird beschlossen durch eine Tasse Schokolade. Das Diner wird zwischen 4 und 5 Uhr eingenommen. Abends um 8 Uhr wird noch als *refresco* (Erfrischung) eine Tasse Schokolade oder auch Thee mit Backwerk oder Früchten genossen. Die altspanische Sitte, wonach man alle Mahlzeiten früher einnahm und nach der Hauptmahlzeit auch Siesta hielt, ist verschwunden.

Die Klagen der Fremden über schlechte Ernährung rühren vom primitiven Zustande der Hotels her. Hier wirkt schon der Schmutz der Küchengeister und dann der männlichen Aufwärter, gewöhnlich Indianer, abstoßend, und es wird nicht mit besonderer Aufmerksamkeit gekocht, so daß Magenkatarrhe der Gäste nicht zu den Seltenheiten gehören. Die zahlreichen Ratten sind auch keine angenehmen Mitbewohner. Das Leben in diesen Hotels und überhaupt das Leben des Fremden in Bogotá ist sehr teuer zu nennen; denn ich rechnete für einen bescheidenen, aber meiner Stellung angemessenen Unterhalt beinahe das Dreifache von dem, was ich in der Schweiz gebraucht hätte, ohne dabei die hiesigen Annehmlichkeiten zu genießen. Als Beispiel meiner Ausgaben führe ich nur an das Petrol à cirka 2 Fr. 50 die Flasche; obschon das Petrol im Land selbst zu gewinnen wäre, da die Cordillere



Pila (Brunnen) del Padre Quevedo in Bogotá

dasselbe reichlich enthält, läßt man es eben aus den Vereinigten Staaten kommen. Das Papier war ebenfalls außerordentlich teuer.[1])

[1]) Jetzt ist infolge der ungünstigen Lage und der Papiergeldwirtschaft die Teurung noch größer geworden; für ein Pfund Rindfleisch zahlt man in Bogotá 40 *centavos* (nominell 2 Franken), für ein Pfund Butter einen halben Piaster, für Kartoffeln 4 Piaster den Zentner! Samper, *Libertad y Orden*, pag. 55.

Als Getränk figuriert in erster Linie das Wasser, das glücklicherweise aus einer hellen Quelle des Monserrate hervorsprudelt und vom Fremden nach kurzer Zeit der Akklimatisation mit Freuden genossen werden kann. Dann das Bier. Das ausländische Bier kam in kleinen Schoppenfläschchen auf cirka 2 Fr. 50 zu stehen; das inländische Bier kostet 1 Fr. die Flasche. Würde es abgelagert und nicht sofort in ganz trüber Maße ausgeschenkt, hätte es mehr Hopfen- und nicht so viel Weidengehalt, so wäre es ein angenehmes Getränk; so aber verdirbt es leicht den Magen und verursacht, auch nur in geringer Quantität genossen, starkes Kopfweh. Heute besitzt Bogotá eine bayrische Bierbrauerei, die sehr floriert und gutes Bier viel billiger abgiebt. Der Wein ist verhältnismäßig sehr teuer, indem eine gute Flasche Bordeaux im Hotel uns zwischen 15 bis über 20 Fr. kostete. Im Jahre 1884 kam dann leichter Bordeaux oder südfranzösischer Wein in Fäßchen nach Bogotá hinauf, und man betrachtete das Ausschenken einer Flasche um 5 Fr. als einen wahren Fortschritt. Der spanische Wein, sogenannter *catalan*, ist billiger, aber so sehr alkoholisiert, daß er zu hitzig ist. Im übrigen werden in Bogotá viele feine Schnäpse als sogenannte appetiterregende *Apéritifs* getrunken. Bei jedem feierlichen Anlaß wird der Champagner als Inbegriff des Nobeln hervorgeholt und trotz schlechter Qualität heruntergegossen. Der verständige Mann sollte sich in Bogotá der äußersten Mäßigkeit befleißen, da nur zu leicht das Trinken über den Durst angenommen wird und der Alkohol bei dem ewigen Frühling und der natürlichen Abspannung der Kräfte des Europäers als ein gefährlicher, verlockender Freund erscheint. Eine Anzahl Fremder sind denn auch dem Trunke ergeben, was um so mehr bemerkt wird, als die Fremden nicht sehr zahlreich sind und selten den untersten Klassen angehören. Aber auch viele Einheimische, gerade Leute höherer Stellung, die sich speciell mit geistigen Arbeiten beschäftigen, fallen dem tückischen Laster zum Opfer.

Die allgemeine teure Lebenshaltung hat ihren hauptsächlichsten Grund in dem Charakter der Stadt. Bogotá ist eigentlich gar kein Handelscentrum, so viele Kaufleute auch da sein mögen; bis Ende der Achtzigerjahre wurden die meisten Waren auf die Sabana hinauftransportiert, um dann von hier nach den Staaten des Nordens

und des Südens geschickt zu werden; jetzt ist vernünftigerweise der Verkehrsstrom mehr ins Magdalenenthal gezogen, und von da aus erhalten die betreffenden Staaten ihre Produkte direkt. Bogotá ist also im Grunde eine Konsumstadt, die nichts produziert und nur verzehrt.

Nicht wenig tragen zur Verteurung die gänzlich ungesunden Münzverhältnisse des Landes bei. Wenn der Indianer jedes Geldstück mißtrauisch ansieht, so hat das seinen guten Grund, denn der Wirrwarr ist groß. Goldmünzen sind ganz selten; sie sind zum Lande hinausspaziert. Die Münzeinheit ist der Silberdollar oder Piaster zu $^{900}/_{1000}$ Feingehalt, nominell 5 Franken wert; es ist dies der *peso fuerte* (harter Thaler) mit der Teilung ($^{835}/_{1000}$) in den halben Thaler (2 Fr. 50), in 2 Reales (Einfrankenstück oder *peseta*), 1 Real (Fünfzigcentimesstück) und 1 Medio real (25 Cts., schon selten). Doch rechnet das Volk noch oft nach den sogenannten *peso sencillo*, dem weichen oder schwachen Thaler zu nominell 4 Franken (8 Reales). Als Scheidemünze hat man Kupfer- und Nickelmünzen. Die kleinste Silbermünze ist der *cuartillo*, d. h. der Viertels-Real oder das 12½ Centimesstück. Ganz bezeichnenderweise giebt es keine Rappen, so daß also das Sparen erst bei 10 Pfennig anfängt! Seit der Revolution von 1885 cirkuliert noch eine entwertete Silbermünze und namentlich viel, unendlich viel schmutziges, zerfetztes, zusammengeklebtes Papiergeld der *Banco Nacional*, von allen möglichen Werten. Die Unsicherheit im Handel ist deshalb wegen der schwankenden Kurse dieser Papiere, bei deren Kursdifferenz nur die Geldmakler hohe Summen einstreichen, zur Kalamität geworden, besonders seitdem infolge der wirtschaftlichen und politischen Lage der Wechselkurs auf Europa so sehr gestiegen ist.

Natürlich leiden unter den hohen Preisen der Nahrungs- und Genußmittel, sowie der Kleidung hauptsächlich die ärmern und ärmsten Klassen; daher ist auch der Gesundheitszustand in Bogotá kein geradezu glänzender. Allerdings leben die Indianer genügsam, und die Natur liefert ihnen auch billige Bananen, Kartoffeln, Yuca, Reis und Mais. Allein bei den vielen Entbehrungen dieser Leute, bei ihrer schlechten, nicht genügend warmen und wollenen Kleidung, beim Mangel an gutem Obdach auf dieser Höhe ist nun auch ihre Ernährung — fast kein Gemüse, sehr wenig Fleisch und

zwar von schlechter Qualität, dagegen viel Maisschnaps — fast immer eine ungenügende, die Inanspruchnahme der Kräfte eine übermäßige. Da es ferner mit der Reinlichkeit des Körpers schlimm steht, haben die Krankheiten mit diesen in ihren miserablen Häuschen zusammengepferchten Massen leichtes Spiel. Die Blattern hausen in Bogotá unter diesen Bevölkerungsschichten sozusagen beständig. Hie und da lodert die Epidemie auf und vermag nur durch ganz energische Maßregeln wie Zwangsimpfung (mit der Lymphe von Lancy) und durch sanitätspolizeiliche Vorkehr wie Reinigung und Übertünchung der Häuser zeitweilig eingedämmt zu werden.



Indianerin

Zahlreiche Leute gerade dieser Klasse leiden an der Schwindsucht. Man hat lange das Auftreten der Tuberkulose auf der Hochebene von Bogotá in Abrede gestellt, und sogenannte Spitzen der medizinischen Wissenschaft haben das Vorhandensein dieser Krankheit einfach bestritten. Erst Mitte der 80er Jahre vollzog sich ein Umschwung der Meinungen, als der von der Regierung berufene französische Tierarzt Véricel auf dem Markt in Bogotá viel perlsüchtiges Fleisch, namentlich Eingeweide und Lungen, welche von den Armen gekauft werden, entdeckte und zwar besonders bei Vieh, das aus den Tropen heraufgebracht und in der kalten und rauhen Sabana sich nicht genügend an die neuen Existenzbedingungen hatte anpassen können. Das Vieh wird übrigens vielfach zu stark gemolken, ist fast stets Tag und Nacht draußen und muß auch zu angestrengt arbeiten. Später wurden eingehende mikroskopische Untersuchungen auf der Anatomie vorgenommen, und der junge Dr. Albert Restrepo (s. Bild, S. 217) veröffentlichte seine

genauen anatomischen Beobachtungen im gleichen Sinne. Nach diesem Forscher ist die tückische Krankheit sogar sehr verbreitet, aber nur unter den niedrigen Volksklassen; wohl die Hälfte der im Spital verstorbenen und diesen Klassen angehörigen Personen hat mehr oder weniger starke tuberkulöse Verletzungen und Veränderungen aufzuweisen. Dagegen ist, dank dem Höhenklima, der Verlauf dieser Krankheit ein sehr schleichender, langsamer; sie weist wenig energische Symptome auf, und Dr. Restrepo glaubt versichern zu können, daß wenige Personen an Schwindsucht als direkter Todesursache sterben.



Indianischer Kohlenträger.

Im allgemeinen wird es gut sein, wenn der Fremde nicht zu sehr darauf pocht, daß er nun in einem Klima ewigen Frühlings lebe, muß er ja zuerst alle Energie zu Hülfe nehmen, um sich aus dem behaglichen Bett an die im Gegensatz zum verlassenen tropischen Lande empfindlich kalt erscheinende Luft zu wagen. Die Sonne brennt ihn wohl, aber erhitzt und durchwärmt ihn nicht mehr. Zwar verschwindet die Beengung, welche er in den ersten acht Tagen in der Atmung zu empfinden pflegt, bald. Da die Luft dünn, der Druck der Luftsäule ein geringer ist, so sind eben mehr Einatmungen nötig, um gleichviel Sauerstoff aufzunehmen. Aber die Beschaffenheit der Luft, die bald sehr trocken, bald wieder außerordentlich feucht ist, die starken Winde und die Regengüsse, namentlich aber der Unterschied der Temperatur am Schatten und an der Sonne, welcher manchmal

bis auf 15 Grad gehen kann, mahnen zur Vorsicht gegenüber den Erkrankungen *a frigore*. Schnupfen, Erkältungen und Katarrhe sind daher häufig. Lungenentzündungen haben schon manchen robusten Fremden dahingerafft. Der Überzieher ist in Bogotá unentbehrlich. Überhaupt ist strenge Hygieine angezeigt, da der Körper, besonders bei geistigen Arbeiten, leicht blutarm wird und dann an Widerstandskraft einbüßt. Eine Erkrankung allerdings kommt nie in Bogotá vor: das Fieber, weder das gelbe noch das Wechselfieber. Wo dasselbe gleichwohl auftritt, ist der Keim immer aus heißern Gegenden geholt worden.

Sonst gewöhnt man sich gar leicht an die Existenzbedingungen in Bogotá, namentlich an die gleichmäßige Dauer von Nacht und Tag, welche während des ganzen Jahres nur unmerklichen Schwankungen unterworfen ist. Um 6 Uhr morgens wird es hell, um 6 Uhr abends sinkt die Nacht hernieder. Jedesmal herrscht nur etwa eine Viertelstunde Dämmerung, eine wahre Wohlthat für den Kurzsichtigen, der so viele Gegenstände nur durch die Verteilung von Licht und Schatten unterscheidet und bei unsern langen Dämmerungen unter blassen homerischen Schemen zu wandeln glaubt.



Wappen von Bogotá



IV.

Leben und Treiben in Bogotá

Das gesellschaftliche Leben in Bogotá ist bestimmt durch die herrschenden Kasten, welche teils auf Rassenunterschieden, teils auf dem Besitz von Macht und Vermögen beruhen. Die Weißen und solche, die es sein wollen. und die Mischlinge sind im Besitz der hohen socialen Stellungen und aller Ämter. Nur ausnahmsweise haben sich einige Indianer in politische Würden durch überaus große Schlauheit hineinzuschwingen gewußt und auch demgemäß das ihnen anvertraute Gebiet regiert. so der frühere Präsident von Cundinamarca, allgemein genannt der *Indio* Aldana, und ein Vizepräsident der Republik, der General Payan, welcher wenig respektvoll als *el indio* Payan bezeichnet wurde. Anderseits giebt das Vermögen jedem Ansehen. Auch wenn es nicht

auf ganz ehrliche Weise erworben ist, wird der glückliche Besitzer doch nicht von der Gesellschaft gemieden, sondern bekommt den Ruf eines geschickten Mannes, eines *hombre vivo.*

Der oberste Stand setzt sich zusammen aus der Geldaristokratie und derjenigen der Großgrundbesitzer, welche in der Stadt von ihren Renten leben und das Land durch Verwalter *(mayordomos)* bebauen lassen (erst in neuerer Zeit hat dieser Übelstand sich etwas gehoben). Zu diesem Stande gehören auch die höhere Beamtenwelt oder die Beamtenaristokratie, die vielen politischen Emporkömmlinge, sowie auch untere Beamte, welche lieber schlecht essen, als ihrer Stellung etwas vergeben mögen; ferner die Noblesse derjenigen, welche sich von sogenannten liberalen Professionen nähren, wie Ärzte, Advokaten, Professoren etc., und endlich die vielen Leute, welche in den verschiedenen Staaten der Republik ein Vermögen erworben haben und nun behufs besserer Erziehung ihrer Kinder, oder um den Rest ihrer Tage in der Hauptstadt sorglos und in Freuden zu beschließen, dorthin ziehen; denn Bogotá ist wirklich für die meisten Columbianer, denen Vergleiche fehlen, das Eldorado, die anziehendste aller Städte der Erde.

Der Grundton, welcher in diesem Stande vorherrscht, ist der Luxus. So unansehnlich viele Häuser von außen sind, so bequem, ja pomphaft sind sie im Innern eingerichtet. Nach dem Muster römischer Villen erbaut, lagern sich die Haupträumlichkeiten um einen großen Hof *(patio)*; in diesem ist fast ohne Ausnahme ein prächtiger Garten angelegt, wo das ganze Jahr Blumen sprossen, wo Statuen aufgestellt sind und hie und da Springbrunnen gar verlockend und einladend plätschern. Rechts vom breiten Korridor, durch welchen man in den Hof gelangt, befindet sich gewöhnlich das auf die Straße hinausgehende Empfangszimmer oder der Salon. An denselben reihen sich die Wohnzimmer an, gewöhnlich statt mit Fenstern nur mit Thüren auf den Hof hinaus versehen, aber nicht direkt in den letzteren, sondern zuerst in eine Art Vestibule zum Lustwandeln ausmündend. Im Hintergrund des viereckigen Hofes liegt sodann der hübsch dekorierte Speisesaal *(comedor)*. Da hinter diesem ersten noch ein zweiter Hof liegt, so empfängt dieser Saal meist Licht von beiden Seiten. Um den hintern Hof herum sind die Küchen und Dependenzen gelagert. Bei den recht tiefen

Häusern besteht noch ein dritter Hof mit Stallungen oder Fruchtgärten oder einem Grasraum zum Spielen für die Kinder.

Der Salon ist mit den bekannten schweren, damastenen Möbeln ausgestattet; hohe Spiegel zieren denselben, nie fehlt darin das Piano. Wer nun die Kosten des Transports der mächtigen Spiegel



und des Pianos auf den Schultern der Lastträger von Honda herauf berechnet und die Zerbrechlichkeit der Gegenstände in Betracht zieht, der muß diese Prachtentfaltung anstaunen. Kostbare Vorhänge dämpfen das Licht des Zimmers, und reiche Teppiche ertöten den Schritt, ein mächtiger Glasleuchter hängt von der Decke herab; ja wir schlagen wohl kaum fehl, wenn wir sagen, daß die Mehrzahl dieser feinen Bogotaner Salons den unserigen in der Schweiz an

Reichtum überlegen sind. Nur eines beweist noch den Rückstand hinter unserer Kultur: es ist selten, in diesen Salons wirklich gute Gemälde oder Stahlstiche, die fast immer den Maßstab zur Beurteilung des geistigen Wertes der Besitzer geben, hängen zu sehen. Oft sind die Wände einfach nackt gelassen oder mit jenen chromolithographischen Bildern älterer Fabrikation, deren Kunstwert so gering ist, behangen; auch sind mehr Nipp- als Kunstsachen da.

Bei festlichen Anlässen wird eine den vornehmen Pariserhäusern um nichts nachstehende Pracht zur Schau gestellt. So erinnere ich mich an einen Hochzeitsball in der Familie Santa Maria de Mier, wo die gesamte Aristokratie Bogotás, die reizenden Bogotanerinnen in den ausgesuchtesten modernsten Balltoiletten, die Männer alle im Frack und weißer Halsbinde erschienen. Die ganze Anordnung des Hauses, verschönert durch eine Fülle der duftigsten Blumen, war wirklich großartig, trotz der verhältnismäßig zu kleinen Räume für eine Gesellschaft von über 200 Personen, worunter der Präsident der Republik sich befand. Der Geldwert der bei diesem Anlaß ausgestellten Hochzeitsgeschenke, namentlich Brillanten und Schmuck, war ein kolossaler; denn er betrug nach ungefährer Schätzung von Sachverständigen wohl bei 60,000 Franken. In normalen Verhältnissen sind auch die Vereinigungen im Palacio des Präsidenten sehr glänzend. Im Gegensatz zu seinem wenig monumentalen Äußern ist das Innere dieses Gebäudes mit seinem »blauen« und seinem »gelben« Salon und mit seiner Bildergalerie der berühmten Helden des Unabhängigkeitskrieges, wenn auch spanisch schwerfällig, doch kostbar zu nennen.

Solche Feste sind aber auch kleine Ereignisse und werden in der Presse lebhaft besprochen; der vergnügungssüchtige Bogotaner nämlich liebt es durchaus nicht, sein Licht unter den Scheffel zu stellen, sondern ist ein Freund der Ostentation.

In den Bogotanerkreisen ziehen zwei Typen unsere Aufmerksamkeit auf sich. Es ist der *Cachaco* und der *Pepito*. Ersterer, nunmehr bald ausgestorben, repräsentierte das freie, fröhliche, sorglose Junggesellen- und Jünglingselement mit seinem sprudelnden Witze; denn der Bogotaner ist äußerst schlagfertig und mit wahrhaft französischem *esprit*, gepaart mit andalusischem Salz, ausgerüstet. Er war eine Verkörperung des heitern, naturwüchsigen Lebens-

genusses, stets aufgelegt zu lustigen Streichen, aber auch voll feinen Anstandes und voll Würde. Der Pepito dagegen ist der sentimentale, von allen Dingen gelangweilte, suffisante Dandy der Hauptstadt, der nur in der Mode und im raffiniertesten Pariserluxus noch einige Zerstreuung findet und nach Parfüm duftet. Der arme, arme junge Greis!

Da beim Mangel an öffentlicher Zerstreuung das gesellschaftliche Leben sich um so intensiver in den häuslichen Räumen abspielt, so werden im ganzen viele Soireen, *tertulias*, abgehalten. Diese Festlichkeiten, an denen stets neue Gestirne am poetischen Himmel des jungfräulichen Elementes auftauchen, durchlaufen eine ganze Stufenleiter bis zur einfachen Tanzbelustigung herab, wo liebesbedürftige Studenten um freundliche Mädchen freien und wo statt reichen Weines zahllose Gläschen Brandy oder Cognac auf das Wohl und die Gesundheit aller möglichen Personen und Ereignisse getrunken werden. Nicht zu vergessen sind die gemütlichen Vereinigungen, veranstaltet zu Ehren, d. h. zur Gewinnung von Deputierten, wo der nächtliche Lunch (!), das Nachtessen und der Wein schon eine bedeutende Rolle spielen, oder die ersten Empfänge, welche eine vom Lande kommende Familie, die sich ins öffentliche Leben stürzen will, giebt. Leider werden bei diesen Vergnügungen fast ausschließlich die französischen Tänze getanzt und der so zierliche *pasillo* immer mehr vernachlässigt. Wenn nur die tanzenden Paare wüßten, wie graziös sie sich in diesem Nationaltanze hin- und herwiegen!



Sonstige gesellschaftliche Zusammenkünfte giebt es wenige,

und es war ein Ereignis, als ich meine öffentlichen Vorträge über historische und philosophische Themata in der Aula der Universität, einem gewaltigen, geschmackvoll dekorierten, mit Tribünen versehenen Saale, der cirka 800 Personen fassen kann, gab. Diese wurden auch von Damen besucht, welche dadurch ihr eintöniges Dasein etwas unterbrachen und auch wohl beim Nachhausegehen, unbelästigt vom Eindruck meiner wissenschaftlichen Erörterungen, mit ihrem Anbeter einige Minuten sprechen konnten. Dies dauerte so lange, bis sich ein Geistlicher der Kirche San Cárlos bewogen fühlte, auf der Kanzel vor diesen Vorträgen zu warnen.

Öffentliche Konzerte, von denjenigen der zwei Militärkapellen abgesehen, sind selten, weil es bis dahin an einem guten Orchester gemangelt hat. Das Dilettantenorchester, das früher hie und da mit seinen Ouvertüren mein Ohr quälte, machte immerhin bedeutende Fortschritte. Zwar fehlt es nicht an einigen recht guten Pianistinnen; aber wirklich klassische und schöne Musik in Privatwohnungen zu hören, war doch eine Ausnahme, und ich war jedesmal für den mir in einigen Familien in dieser Hinsicht gebotenen Genuß aufrichtig dankbar. Viel häufiger dagegen war die Marterpein, welche durch das gedankenlose Abklimpern zu schwieriger Stücke verursacht ward. Sogar die Produktionen des viel verpönten Leierkastens eines Italieners, der sich auf die Höhe von Bogotá verirrt, vermochten dort oben als Musik zu erscheinen, und als eines Tages einer jener bekannten Männer, welche verschiedene Instrumente zusammen spielen, in Bogotá auftauchte, war er stets von einem dichten Knäuel nicht nur der lieben Jugend, sondern aller Welt umlagert und machte flotte Geschäfte. Leider sollte ihn gerade deshalb ein verhängnisvolles Schicksal erreichen. Sein italienischer Begleiter ermordete den Musiker und machte sich mit der Geldsumme aus dem Staube.



Nun besaß Bogotá allerdings schon damals ein Theater. Das Innere war geradezu schreckhaft feuergefährlich, mit schlechten Aus-

gängen versehen. Auf diese Andenhöhe hinauf kamen selten gute Truppen, sondern öfters ausgesungene und schiffbrüchige Opernstimmen. Deshalb war der Theaterbesuch durch das wirklich an dramatische Aufführungen hohe Anforderungen stellende Publikum ein schlechter, namentlich wenn noch die Regenzeit das Heimgehen nachts bei den angeschwollenen Bächen erschwerte. War aber das Theater ordentlich angefüllt, so konnte man sich in eine Großstadt versetzt fühlen. Die Herren im schwarzen Anzug im Parterre lorgnieren nach den Balkons hinauf, wo die Damen und Fräulein in ihrem schönsten Putz, erhöht durch ihre natürliche Anmut, prangen. Die Theaterverhältnisse sind nun durch den Bezug des renovierten Theaters (pag. 68) besser geworden.



Jeden Dezember erfreute sich männiglich an einer originellen Schaustellung. In irgend einem größern Saale der Stadt ward ein sogenanntes *Pesebre* errichtet. Es stellte eigentlich die Krippe Christi dar, wie etwa ein automatisches Meßtheater sie darstellen würde. Im Vordergrund traten dann wirklich allerlei automatische Figuren auf der Bühne auf und parlierten da, oder es erschien im Hintergrund eine kleine Kasperlibühne. Die dabei beteiligten Acteurs waren meist Leute aus dem Volke. Alles, was an Witz und Humor in den breiten Volksschichten Bogotás lebt, kam in den Vorstellungen zum Vorschein; alle Tagesereignisse wurden hier in satirisch-komischer Weise beleuchtet, der Kongreß ebensogut wie einzelne Persönlichkeiten, namentlich auch Fremde, natürlich der Engländer. Es war eine Art Selbstspiegel, welchen diese Aristophanes des Volkes demselben vorhielten.

Eine andere Zerstreung wurde während der Revolution von 1885 dem Publikum geboten: die Stiergefechte auf dem Platz San Victorino, dessen Straßenmündungen gesperrt waren. 30—40 Columbianer tummelten sich zu Pferde in der Arena herum. Das Kampfesobjekt war ein Stierlein, das die Reiter etwas herumjagten;

von einem Gefecht war keine Rede. War das Tier müde, so wurde es wieder weggetrieben; aber man amüsierte sich an seinen Sprüngen, und manchmal gab es einem zu »tapferen« Mann einige Stöße. Hierbei sah man wirklich schöne Pferde. Überhaupt ist das Reiten ein Sport der bessern Klassen. Bei Anlaß einer Kavalkade im Jahre 1883 konnte ich einige Hundert der prächtigsten Pferde, gut geritten und gut präsentiert, bewundern.

Im allgemeinen ist der Fremde in Bogotá außerordentlich gut aufgenommen und wird mit der größten Dienstfertigkeit behandelt, wenn er das in ihn gesetzte Vertrauen zu schätzen und den Leuten zuvorkommend entgegenzutreten weiß. Es ist dies teilweise der Thatsache zuzuschreiben, daß die Fremden in Bogotá nicht zahlreich sind; in der Mitte der 80er Jahre betrug ihre Zahl höchstens etwa zweihundert. Deutschland war durch Kaufleute und Pflanzensammler vertreten, Frankreich, dessen Kolonie die geeinigtste und zahlreichste war, durch Groß- und Kleinhändler, Coiffeure, Zuckerbäcker, Hoteliers und auch durch einige richtige Abenteurer und Communards, Italien durch Architekten, Modelleure, Negocianten, Kessel- und Schuhflicker; die Schweiz hatte nur zwei oder drei Vertreter.

Bei seiner Ankunft wird der Fremde von denjenigen, die seinen Verkehr zu suchen gedenken, zuerst besucht. Die mehr oder weniger große Raschheit, mit welcher er den Besuch erwidert, wird als Maßstab für den Grad der Intimität der anzuknüpfenden Verbindung angesehen. Zuerst macht der Fremde nur Sonntag nachmittags zwischen 1 und 3 Uhr seine Besuche. Dies ist für den der Ruhe Bedürftigen eine wahre Plackerei, der ich mich möglichst bald entzog, auch auf die Gefahr hin, daß man mir mysanthropische Anwandlungen zuschrieb. Diese Visiten bieten aber wirklich für das Gemüt gar nichts und sind zu ceremoniös. Man spricht vom Wetter, und immer hat man die gleichen Fragen zu beantworten: »Gefällt es Ihnen in Bogotá? Haben Sie Nachrichten von Ihrer Familie erhalten?« etc. Ist man etwas vertrauter geworden, so wird gefragt: »Aus wie viel Gliedern besteht Ihre Familie?« Bemerkt man, daß die Besuche in einem Hause nicht unangenehm sind, so wiederholt man sie häufiger uud erhält dann als Beweis des Vertrauens die Einladung, abends zum *refresco* (pag. 78) zu kommen, auf welchen ein Plauderstündchen folgt.

Die Unterhaltung hat auf den ersten Augenblick durchaus nichts Großstädtisches, namentlich tritt die Vernachlässigung der Frauenbildung in der Konversation sofort zu Tage, wenn nämlich die Tochter zu reden wagt und dies nicht ihrer allweisen Mama überläßt. Bogotá erscheint daher manchem Fremden bald langweilig und dies insbesondere dann, wenn er sich nicht als »Löwe der Gesellschaft« der Tortur der Ceremonien unterwerfen mag oder auch nicht Lust hat, tiefer in das Leben der höhern Gesellschaftsklassen einzudringen. Das wichtigste Kapitel der Unterhaltung bilden, wie vielfach anderswo, die Verlobungen und Heiraten, oft auch etwa Skandale, Intriguen und Klatsch, wobei man es mit der Wahrheit nicht so streng zu nehmen pflegt. Freilich hat die Skandalsucht in einer so großen Stadt, wo die Spitzen der Gesellschaft oft etwas cynisch sind, reichliche Nahrung. Um so mehr wußte ich das Glück zu schätzen, in einigen Elitefamilien eingeführt worden zu sein, wo eine edle Geistessphäre alles umgab, in Familien, die jedem Volke und jedem Staate hohe Ehre machen würden und die ich mir zum Vorbild nehmen möchte. Ferner war für mich unterhaltend und belehrend zugleich der Umgang mit den verschiedenen diplomatischen Ministern; denn fast alle europäischen Großstaaten, sowie die südamerikanischen Republiken besitzen in Bogotá diplomatische Missionen. Obschon diese Herren, gerade wie Hochschulprofessoren, gegenseitig einander »freundschaftlich« bekritteln oder auf einander schimpfen, so kann man sich doch bei ihnen über Land und Leute frei aussprechen und seine Eindrücke im Gespräche mit ihnen verarbeiten.



Dieses Sichaussprechen wird als eine um so größere Wohlthat empfunden, als der Columbianer mit Recht es verpönt, wenn der Fremde zu sehr in seine inneren, speciell politischen Angelegenheiten sich einmischt, und doch ist gerade hier eine gefährliche Klippe zu vermeiden. Jede Unterhaltung unter Männern bewegt sich zu gut drei Vierteln auf dem Gebiete der Tagespolitik. Der

Fremde, der Tag für Tag dieses Thema behandeln hört, wird nun gar zu leicht in diesen Strudel der »Unterhaltung« hineingerissen und zu alsdann um so leidenschaftlicherer Parteinahme getrieben. Man kann in dieser Beziehung nie sorgfältig genug auf der Hut sein und sollte sich jedes, auch nur indirekten Dreinredens in die besonderen Geschäfte des Landes enthalten. Wir Schweizer lieben dies von seiten der Fremden auch nicht.

Daß ein Hauptbestandteil des öffentlichen Lebens in Politik und Polemik aufgeht, das beweisen schon die vielen Plakate, mit welchen alle Straßenecken vollgeklebt sind. Nicht daß deren Lektüre für den Fremden etwa sehr angenehm gewesen wäre; denn bei der damals herrschenden absoluten Preßfreiheit wurden viel zu viel anonyme Verläumdungen angeschlagen, ja selbst Dinge mit Sperrschrift abgedruckt, die auf ärztliche Gutachten über gewisse Vorgänge Bezug nahmen, deren Geheimhaltung eine Sache des elementarsten Anstandes gewesen wäre. Ein leicht in Harnisch geratender Bürger oder ein auf Ärger gestimmter Fremder konnte denn auch ob dieser Plakate sich gehörig in Unwillen hineinarbeiten. Da wurde irgend einer in überschwänglichen Worten beglückwünscht, der ganz einfach seine Pflicht gethan, kein Deutchen mehr. Dann wieder wurden in höchster Ekstase verfasste Telegramme irgend einer Eisenbahnunternehmung angeschlagen. »Bevor das Jahr zu Ende geht, wird die Eisenbahn der Sabana vollendet sein,« hieß es den 1. Oktobar 1882, ein Versprechen, welches sich ein Jahrzehnt später erfüllte. Neugierige fehlten namentlich in aufgeregten Zeiten nie um diese Plakate herum. Bei etlicher Übung genügte uns später ein Blick, um über deren Tragweite orientiert zu sein.

Die um Politik und um alles Neue sich interessierende Männerwelt versammelt sich abends nach eingenommener Hauptmahlzeit zwischen 5 und 6 Uhr entweder in irgend einem der Magazine oder Bureaux oder auf dem Altosano, der großen Terrasse vor der Kathedrale, um alle Tagesneuigkeiten in äußerst erregter, aber stets aufgeweckter und witziger Weise zu diskutieren. Hier werden in den Revolutionen über den Triumph der einen oder der andern Partei die absonderlichsten Gerüchte herumgeboten und jede noch so unbedeutende That zu einer wahren Staatsaktion umgemodelt.



Teppichmacher

Hier fühlt sich der Politiker und Intriguant in seinem Element; in demokratischer Freiheit, aber ohne Respekt vor den am höchsten angesehenen Persönlichkeiten wird da jedem etwas angehängt. Es ist eine wahre Agora der Athener. Deshalb leistet bei solch zersetzender Kritik der Bogotaner als Bürger nicht gerade viel Ersprießliches, und die herrschenden, die treibenden Kräfte kommen nur zu oft aus der Provinz. Daran ändert seine Spitzfindigkeit in Ehrensachen, auch sein großes Selbstgefühl, ja sogar seine Eitelkeit nichts. Es wäre vielleicht besser, er würde es manchmal mit seinen Obliegenheiten und Verpflichtungen etwas ernster nehmen. Daß die Politik den Charakter verdirbt, ist hier buchstäblich wahr. Sie pflanzt jene Hohlheit und Phrasenhaftigkeit, welche den Fremden unangenehm berühren. So sagte mir einmal ein Anhänger der Leichenverbrennung, dieselbe sei sein *sueño dorado*, sein »goldener Traum«! Im allgemeinen aber ist der Bogotaner dieser socialen Kategorie loyal und aufopferungsfähig, insbesondere kann er ein treuer Freund sein.

Einen besondern Stand, der alle Sympathie verdient, bilden in Bogotá die Handwerker. Meist liberal und neueren Ideen zugänglich, nach Bildung strebend und sie überall suchend, auch in ihnen ganz ferne liegenden ungenießbaren Materien, schneidig und auf einmal gefaßte Prinzipien wie auf ein Evangelium schwörend, fühlen die Handwerker ihre Macht; sie sind anstellig und von großem Nachahmungstrieb beseelt. Leider hat man angefangen, mehrere Industrien durch übertriebene Schutzzölle heben zu wollen, hat sie aber dadurch nur eingeschläfert und ihres durch die Konkurrenz hoch geschraubten Corpsgeistes beraubt. Auch wurden die Handwerker von den gewissenlosen Politikern der letzten Jahre systematisch verhätschelt und verdorben und gingen viel zu sehr auf Politik, als auf strenge und unverdrossene Arbeit aus.

Tief unten in der socialen Stufenleiter steht die *gente del pueblo*, das Wort *pueblo* von den Bogotanern im Sinne von Pöbel genommen, d. h. die »civilisierten« Indianer. Sie sind es, welche mit ihrer Hände Arbeit das Land bestellen; sie sind die Vermittler des materiellen Verkehrs, aber auch die Lasttiere der obern Klassen; sie müssen

alle die niedrigsten Verrichtungen übernehmen, und die Weiber haben an diesen Anstrengungen einen vollen Anteil, ja sie arbeiten an manchen Orten schwerer als die Männer. Dafür dienen diese in den vielen Bürgerkriegen als Kanonenfutter. Es ist eine dumpf dahinbrütende amorphe Masse, der es an natürlichen Gaben nicht fehlt, die aber, durch die Spanier in völliger Unterdrückung gehalten, Jahrhunderte lang geschlafen hat und durch die modernen Ausbeuter, den Großgrundbesitzer und Politiker, noch keineswegs zu einem bessern Dasein herangezogen worden ist. Trotz des verhältnismäßig gutmütigen Charakters dieser Leute, die keinen Civilstandsbeamten kennen, ist in Bogotá der Zank wenn auch nicht häufig, doch nicht selten, besonders wenn die im Übermaß genossene Chicha (pag. 75) die Köpfe dumm und böse gemacht hat. Wir werden dieser Bevölkerungsklasse noch eine eingehendere Studie widmen, nachdem wir unsere Streifzüge aufs Land ausgeführt und ihre Geschichte erforscht haben.

Besonders sympatisch ist als einer der Typen von der niedersten Klasse der Gamin oder *Chino* von Bogotá, aufgewachsen und ernährt und groß geworden wie die bekannten Lilien auf dem Felde. Der Gamin von Bogotá macht sich zu schaffen als Wichser, welches Amt er mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit einigen italienischen Knaben abgelernt hat, die es in den 70er Jahren zuerst betrieben, oder dann als Zeitungsverkäufer, als Ausläufer und schließlich als Soldat. Äußerst aufgeweckt und unbekümmert, von großer Schlauheit und Intelligenz, gäbe er ein prächtiges pädagogisches Material ab, wenn man sich seiner Schulung annähme; denn deren Wert kennt er gar gut; selten ist der Knabe, der nicht lesen könnte und den man nicht in der Zwischenzeit lesen sähe; er würde von den andern ausgelacht und muß deshalb von selbst diese Kunst erlernen. In der Regel liberal, ohne natürlich zu verstehen, was diese Parteibezeichnung in sich schließt, aber instinktiv fühlend, daß sie wohlwollender für sein Los und seine Bildung ist, wird der Gamin gewöhnlich in der Revolution zu den Soldaten gesteckt, und ich sah ein ganzes Bataillon dieser armen, 11—17jährigen Burschen und Bürschchen unter ihrer schweren Bewaffnung dahinmarschieren. Im Angriff entwickeln sie die äußerste Tapferkeit, und mit einem solchen Bataillon werden nicht selten im Sturme

wichtige Positionen genommen, wobei im todesverachtenden Vorwärtsdrängen mancher vom Blei getroffen dahinsinkt. Als Beispiel ihrer Schlagfertigkeit und ihres Witzes folgen hier einige Müsterchen. Ein gewaltig großer Herr mit ebenso gewaltigen Füßen läßt sich die Schuhe putzen und will den gewöhnlichen Obolos, einen *medio* oder 25 Rappen, bezahlen. Der Gamin schaut die Münze lange an, und der Herr fragt ihn ungeduldig: »Ist's nicht recht, es kostet doch einen *cuartillo* (12½ Cts.) per Fuß?« Der Gamin antwortet: »Allerdings per Fuß, der Ihrige aber ist ein Meter!« Die Zeitungsausrufer erfüllen die Straßen beim Herausgeben einer Zeitung mit lautem Geschrei: »*La Reforma, acaba de salir este periódico noticioso, no vale sino 5 centavos el ejemplar, contiene . . .*« Dann folgt die Aufzählung der Hauptartikel. Da meine öffentlichen Vorträge in einigen dieser Blätter abgedruckt wurden, so wurde auch deren Titel von den Gamins ausgerufen. Mein Name aber machte ihnen Schwierigkeiten, die sie schnell entschlossen abzuschneiden wußten: sie riefen, mit einer Hand das Drehen eines Rades nachahmend: »*Conferencias del profesor Rrrrr . . . .*« In einer Revolution wurde in Bogotá der Befehl erteilt und von den Soldaten streng gehandhabt, daß Gruppen von drei oder mehr Personen auf der Straße sich aufzulösen hätten *(disolverse el grupo).* Wenn nun der außerordentlich beleibte Herr Salomon X. ausging, so riefen die Gamins ihm zu, die *Gruppe* solle sich auflösen: »Disuelvase el grupo!«

Trotz dieser komplizierten socialen Verhältnisse war die Polizei in Bogotá nur spärlich vertreten; die Garnison besorgte den Sicherheits- und Wachtdienst. Zu Wahlzwecken wurde im Jahre 1884 ein großes Polizeicorps engagiert, das sich in schwarz und weißen Drilchanzügen gar drollig ausnahm und auch bald wieder dahinfiel (heute besteht in Bogotá eine gut organisierte Gendarmerie). Für den Fahndungsdienst wurde allerdings die Polizei verwendet. Die Wächter der Sicherheit in Civil waren nur mit alten Vorderladern bewaffnet, die sie nach unten gekehrt trugen. Zu wichtigeren Arrestationen wurde mit großem Pomp ein Piquet Soldaten aufgeboten, das den Arrestanten in die Mitte nahm. Die Straf-

gefangenen oder sogenannten Zuchthäusler, in graue Kleider gekleidet, wurden zu Arbeiten auf der Straße, zum Ausrotten des Unkrautes auf Plätzen und zu Bauten verwendet. Dabei wurden sie von Soldaten, armen Indianern, umstellt, die gar gern mit ihnen fraternisierten. Wie sollten sie auch nicht! Gehörten doch alle Gefangenen fast ohne Ausnahme dem niedrigen Pöbel an, während die »bessere« Gesellschaft fast nie mit der Strafjustiz in nähere Berührung kam; nur in den schlimmsten Zeiten sind politische Gefangene zum Straßenkehren verwendet worden. Manchmal boten die Gefangenen den Vorübergehenden kleine Gegenstände an, die sie selbst etwa geschnitzt hatten. Manchmal durften sie auch noch in eine Pinte treten und geschwind etwas Chicha trinken. Am Abend wurden sie zwischen zwei Reihen Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett gestellt, und nun ging es langsam, in äußerst lärmendem, lustigem Zuge durch die Stadt dem Panóptico zu. Wie das plauderte und rauchte und schnatterte und schimpfte! Wären die Soldaten nicht da gewesen, man hätte kaum gewußt, daß es sich um einen Gefangenentransport handle. Nachträglich ist dem Unfug etwas gesteuert worden. Die Gefängnisreform stand aber damals erst in den Anfängen. Das Zuchthaus war eher ein Ort, wo die Indianer, ohne viel zu arbeiten, ihr Dasein verbrachten. Viele mitleidige Leute verbesserten zudem das Los dieser armen Teufel, die gewöhnlich um so ärger gestraft wurden, als gar mancher hohe Schelm straflos ausging. Weder gebessert, noch gerade verschlechtert wurden sie wieder entlassen. Entweichungen kamen hie und da vor; schwere Verbrecher wurden streng bewacht.

Wie stand es überhaupt mit der Kriminalität? Der Totschlag ist unter den untern Klassen eine ziemlich häufige Erscheinung, weil das Leben nicht den gleichen Wert hat, wie bei uns; allein er wird mehr im Affekt oder im Rausche begangen. Verbrechen aus eigennützigen Absichten, Raubmorde kamen in den 80er Jahren verhältnismäßig selten vor, so selten, daß der im Jahre 1879 an einer jüngern Frau, die außerhalb der Stadt in *Los Alisos* wohnte, durch ihren Neffen begangene Mord als etwas ausnahmsweise Schlechtes stetsfort einen Gesprächsgegenstand bildete und die Gemüter noch immer beschäftigte. Freilich war damals die höchste Strafe, welche ein Gerichtshof aussprechen konnte, 10 Jahre Zucht-

haus. Die Todesstrafe war abgeschafft. Von diesem Extrem fiel man nach der Revolution von 1885, welche durch die Verlotterung der Zustände das Verbrechertum vermehrte, in ein anderes. Man führte als Zugeständnis an die klerikale Partei die Todesstrafe wieder ein; der Henker waltet wieder seines Amtes in Columbien. Das Absurde der Abschreckungstheorie zeigt sich in diesem Lande wiederum drastisch. Trotz Galgen und Erschießen hat die Zahl der schweren Verbrechen bedeutend zugenommen, ein Beweis, daß für die Kriminalität andere Faktoren maßgebend sind, vor allem das materielle Elend. Viel notwendiger als die Einführung der Todesstrafe wäre eine durchgreifende Justizreform, denn die Rechtsprechung liegt sehr im Argen; der Prozeßgang ist schleppend und kostspielig, und die Unparteilichkeit, besonders in den untern Instanzen, läßt sehr zu wünschen übrig.

Wie sollten wir die Schilderung des socialen Lebens in Bogotá nicht mit dem Kirchhofe, wo alles irdische Dasein seinen Abschluß findet, beschließen! Bogotá besitzt drei Kirchhöfe, einen kleinen protestantischen, wo die Toten in Gräbern zur Erde bestattet werden, und zwei katholische. Der Hauptkirchhof ist ein Rundgebäude von 340 Meter Ausdehnung und einem Durchmesser von 113 Meter, an dessen südlichem Ende eine Kapelle steht, zu welcher in der Mitte ein breiter Weg, umsäumt von Bäumen, Blumen und hervorragenderen Grabdenkmälern, führt. In dem Gebäude selbst sind an der Wand 1350 große Nischen oder Gewölbe für Erwachsene und 400 für Kinder eingelassen und zwar gewöhnlich vier bis fünf Nischen senkrecht übereinander. Diese bilden ein backofenähnliches Loch, welches aber so eng ist, daß nur gerade der Sarg hineingeschoben werden kann. Etwa 50 Schritte von diesem Hauptgebäude entfernt, erhebt sich noch ein ganz sonderbarer Bau aus Backsteinen, zu welchem eine breite und hohe Treppe hinaufführt und wo 350 Gewölbe für die Armen angebracht sind. Die gebildeten Bogotaner haben einen wahrhaft edlen Kultus für die Toten, namentlich für die gewichtigeren Personen. Die Nischen sind fast immer mit Blumen oder Kränzen geschmückt. Am Tage Allerheiligen strömt ganz Bogotá hinaus, um für das Wohl der Verstorbenen zu beten und an deren Grabe

Messe lesen zu lassen. Doch kam es auch vor, daß arme Leute ihre Toten, die sie nur auf ein Brett banden, auf den Schultern durch die Stadt trugen und daß jeder Vorübergehende den in ein möglichst gutes Kleid oder auch bloß in ein weißes Hemd gehüllten Verblichenen sehen konnte. Die Indianer gehen im Leichengeleite gewöhnlich raschen Schrittes vorüber, gar nicht traurig, weil der Tod als ein Erlöser betrachtet wird, der die Thüre des Paradieses öffnet. Namentlich wenn ein schon getauftes Kind stirbt, herrscht darüber bei ihnen eher Freude als Schmerz, da der liebe kleine Engel nun droben im Himmel hohe Freuden genießt, ohne die Leiden der Erde durchgekostet zu haben.

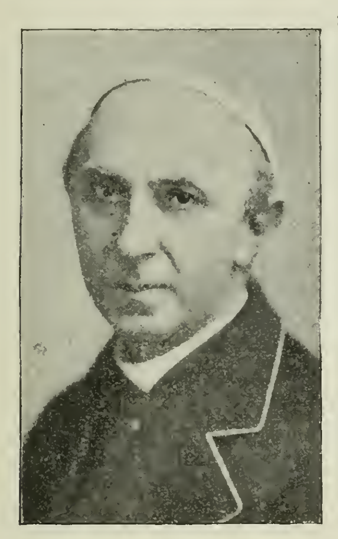
Die Begräbnisse der Reichen sind sehr pompös. Nach der feierlichen Messe in der Kirche wird der prachtvolle Sarg auf dem reichen, von Glasscheiben eingefaßten Totenwagen durch Pferde hinausgeführt. Solche Begräbnisse kommen aber auch auf mehrere Tausend Franken zu stehen, und der unselige Luxus ist hier so eingerissen, daß unvermöglichere Familien, welche aber die sogenannte Standesehre wahren wollen, mit Schrecken an die Kosten des Begräbnisses denken müssen. Wahrlich, eine häßliche Störung des aufrichtigen Schmerzes! Öffentliche Leichenfeierlichkeiten verschlingen noch größere Summen. So wurden für die auf Staatskosten abgehaltene Beisetzung der Leiche meines Vorgängers im Amte, des großen Volkstribunen und Redners Rójas Garrido, der als Freidenker ein Jahr nach meiner Berufung starb, 6600 Piaster oder nominell 33 000 Fr. ausgegeben! Die irdische Hülle solcher auf Staatskosten bestatteter Männer wird dann zuerst entweder im Saale der Deputiertenkammer oder in der Aula der Universität aufgebahrt und da eine ein- oder zweitägige Totenwacht abgehalten. Das Publikum strömt herbei, wie um einen toten Souverän zu sehen. Bei der Bestattung berühmter Männer wird vor dem Portale des Kirchhofes Halt gemacht, und nun halten von einem erhöhten Postament aus die Freunde und öffentlichen Redner auf die Verstorbenen eine Lobrede um die andere. Es hat sich hiebei geradezu eine eigene Beredsamkeit entwickelt, hinter welcher wir Europäer noch weit zurückstehen. Aber wie manche sprechen da Worte nur, um mit dem Toten zu renommieren oder um die andächtigen Zuhörer zu persönlicher Bewunderung für den Sprecher hinzureißen,

so daß bei feinen Redewendungen sogar laute Beifallsbezeugungen nicht immer unterdrückt werden können! Die Nekrologe, die in jedem Lokalblatt auch über die unbedeutendsten Menschen erscheinen, sind fast immer voll geschmackloser Phrasen und unrichtiger, inhaltsloser Bilder, so daß sie einen ganz gegenteiligen als den gewünschten Eindruck hervorrufen. Vor der erhabenen Majestät des Todes geziemt eben Bescheidenheit und Insichgehen, nicht Pomp und Geschwätz.

Höchst stoßend für meine Gefühle war der letzte Akt der Beisetzung. Der Sargdeckel wird abgehoben; ein schmutziger, nicht einmal schwarz gekleideter, weiß verschmierter Maurergesell kommt mit einem Kästchen Kalk, den er dem Toten aufs Angesicht schüttet. Pietätvolle Leute bedecken dasselbe allerdings vorher mit einem Tuche. Dann wird der Sarg wieder zugenagelt und endlich unter allerlei gar nicht erbaulichen Ausrufen der Pseudototengräber in das Loch der Grotte gestoßen. Dieses wird sogleich zugemauert, wobei die Angehörigen des Verstorbenen warten, bis das Mäuerchen fertig ist. Gewöhnlich wird auf die halbkreisförmige Rundung der Nische später eine Marmortafel angelegt. Bei Todesfällen fehlt es weder an Trauerweibern, die im Hause alles umkehren, noch an wahrhaft teilnehmenden Freunden, die denjenigen, welcher einen Verlust erlitten, trösten und stetsfort begleiten, wenn er es wünscht, wie denn überhaupt der Bogotaner höchst gefühlvoll und mitleidig für das Unglück des Nächsten ist.

Civilbegräbnisse kamen während meines Aufenthaltes verhältnismäßig selten vor. Als aber der edle, von allen verehrte Dr. Manuel Ancizar, der mehrmals Minister des Auswärtigen und Innern, Professor der Philosophie und Rektor der Akademie *del Rosario* gewesen war, sich im Mai 1882 ohne Beiziehung der Geistlichkeit (auf seinen Wunsch hin) civil hatte beerdigen lassen und ihm wegen seiner Tugendhaftigkeit vom Klerus doch nichts Übles nachgesagt werden konnte, wurde sein Beispiel hie und da auch von einfachen Handwerkern und Leuten aus dem Volke nachgeahmt. Sonst beherrscht auch diesen Akt, und heute mehr als je, gänzlich der Konfessionalismus.

Füglich können wir dem Kirchenleben einen eigenen Abschnitt einräumen. Die katholische Kirche, durch die Spanier mit der ausgedehntesten Macht ausgestattet, ist für die niedern Volksklassen die einzige Vertreterin der sittlichen Sanktion und eines wenn auch grobkörnigen Idealismus, der Sehnsucht des Menschen nach etwas Höherem und Unfaßbarem. Die Kirche repräsentiert aber auch für alle die Kunst, in welcher Rolle sie bis dahin fast unbeschränkt gelassen worden ist. Durch ihren feierlichen Kultus flößt sie Ehrfurcht und heilige Scheu ein, durch ihr Orgelspiel erhebt sie das Gemüt und durch ihre Gesänge ist sie beinahe die ausschließliche Förderin des Chores und der harmonischen Verbindung zwischen Einzel- und Massengesang. Endlich gruppieren sich um die Kirche die wichtigen Ereignisse im menschlichen Leben, wie auch tagtägliche Gewohnheiten; sie ist das Rendezvous nicht nur der religiös bedürftigen Naturen, sondern auch aller Gevatterinnen, der Gelangweilten und der Liebenden. Vor der Kirche pflanzt sich die »Hoffnung des Vaterlandes«, die männliche Jugend auf, um die schönen Bogotanerinnen einzeln vorbeiziehen zu sehen und sie mustern zu können. Äußerlich steht die katholische Kirche imponierend da. Sie ist neben dem Heere die einzige wahrhaft streng organisierte Macht in Columbien und daher auch als politischer Faktor von entscheidender Wichtigkeit. Unter ihrem Erzbischof und dem päpstlichen Nuntius hat sie das hierarchische Gebäude völlig ausgebildet und bewegt sich mit staunenswerter Sicherheit auf dem ihr so günstigen Boden.



Erzbischof Paúl † S. J.

Schon an Äußerlichkeiten erkennt man ihren gewaltigen Einfluß. Wenn morgens etwas nach 9 Uhr der heilige Akt der Verwandlung von der Kathedrale aus durch drei feierliche, dumpfe Glockenschläge angezeigt wird, so entblößt jedermann sein Haupt, bleibt stehen und unterbricht die Unterredung; der Reiter hält auch

gewöhnlich sein Pferd an. In den ersten Jahren meines Bogotaneraufenthaltes waren noch eine Menge junger und älterer Leute da, die sich um diesen feierlichen Akt nicht kümmerten. Immer mehr konnte ich aus der Abnahme der Zahl dieser Personen entnehmen, daß eine große Umwälzung in den Sitten im Sinne einer klerikalen Herrschaft sich vorbereitete, eine Umwälzung, welche denn auch eingetroffen ist. Schließlich war beinahe niemand mehr da, der um 9 Uhr seinen Hut auf offener Straße auf dem Kopfe hätte behalten mögen, trotz der Gefahr der Erkältung oder eines tüchtigen Schnupfens und trotzdem man, um konsequent zu sein, auch bei der Meßhandlung aller andern dreißig Kirchen den Hut hätte abziehen sollen. Das gleiche Verhalten zeigte sich bei Vornahme der letzten Ölung. Unter seinem Baldachin schritt der Priester selbstbewußt einher, gewöhnlich gefolgt von einer nicht geringen Anzahl Leute mit brennenden Kerzen, deren Zahl bedeutend anwuchs, wenn irgend ein vornehmer Sterblicher das Viaticum empfangen sollte. Jedermann mußte sich, sobald er auf Hunderte von Metern des Baldachins ansichtig wurde, entblößen. Die meisten Leute aus den niedern Volksklassen fielen auf die Knie nieder. In der letzten Zeit knieten selbst vornehme Herren mitten in der Straße auf den Boden, freilich nicht ohne vorsichtigerweise zuerst ihr Nastuch auszubreiten. Erst wenn der Priester hinter der nächsten Straßenecke verschwunden war, durften sie aufstehen. Ja selbst die Wache mußte ins Gewehr treten und kniete mit ihren Offizieren mit abgenommenem Tschako, auf ein Kommando hin, zu Boden; der Clairon blies fortwährend den Fahnenmarsch. Wie die Priester ihre Macht steigen sahen, gingen sie mit Vorliebe über die Plaza, wo die Wache vor dem Capitolium stand und wo stets viele Leute waren, um sich so recht huldigen zu lassen, während sie einige Jahre vorher eher stillere Straßen gewählt hatten. Derjenige, der sich dem allgemeinen Gebrauch nicht unterwerfen wollte, hatte die Wahl, in irgend ein Magazin zu treten. Einige Studenten, die ihren Hut abzunehmen sich weigerten, wurden vom Pöbel mit Steinen beworfen. Übrigens war es keine Seltenheit, daß Frauen und Männer aus der Indianerklasse sich auch beim Vorübergehen des Erzbischofs in den Straßenstaub oder -Kot warfen, um nur eine segnende Handbewegung von ihm zu erhalten.

Wahrhaft feierlich waren stets die gewaltige Fronleichnamsprozession *(Corpus Christi)*, sowie die Prozessionen in der Charwoche und um Weihnachten herum. Namentlich an der erstgenannten wurden Triumphbogen und Repositorien *(monumentos)*, d. h. Altäre aus Blumen und grünen Pflanzen, mit vielen Lichtern beleuchtet, an den Hauptstraßenecken errichtet, wo die Prozession Halt machte. Die schönsten weißen Teppiche wurden an den Balkonen ausgehängt. Vor den hohen Würdenträgern her wurden massenhaft Rosen ausgestreut; sie wurden sogar von den Fenstern herab mit einem wahren Blumenregen überschüttet. Die ganze festlich gekleidete Bevölkerung kniete auf den Straßen oder auf den Balkonen beim Vorübertragen des Sakramentes nieder. Die Priester im prächtigsten Ornate, hinter ihnen die Seminaristen des Priesterseminars psalmodierend, dann eine lange Reihe der feinsten Herren Bogotás in wohlgeordnetem Zuge zu zweien mit den Kirchenbannern und Standarten, sämtliche konfessionellen Schulen und schließlich im Paradeschritt ein Bataillon Truppen… so zog die Prozession vorbei. Die beiden Militärmusiken bliesen ernste Weisen, alle Glocken läuteten, Raketen stiegen empor, Schwärmer knallten, wie die Schüsse an einem unserer Schützenfeste. Es war ein farbenreiches Bild, das auch auf den Fernerstehenden nicht ohne Eindruck bleiben konnte.

Etwas sonderbarer freilich war die Prozession in der Charwoche, in welcher die verschiedenen, sonst in den Kirchen aufgestellten Statuen von Vermummten vorübergetragen wurden. Marienbilder waren oft mit Kleidern im Werte von mehreren Tausend Franken behangen, abgesehen von dem dem Kirchenschatz entnommenen Schmuck aus Perlen und Edelsteinen, mit welchem bei solchen Gelegenheiten die Heiligen verziert waren. Namentlich am Gründonnerstag waren die Kirchen mit Blumen ganz wunderbar geschmückt; ein Gang durch dieselben lohnte sich um so mehr der Mühe, als man ganz Bogotá dort wie im Theater beisammen traf. Es war eben ein, fast wäre man versucht zu sagen, profanes oder doch naives Schauspiel, das aber auch naiv genossen wurde. Für die Kathedrale war der Hauptfesttag derjenige des Herzens Jesu, bei welcher Gelegenheit der große Altar in einem kunstreichen Blumenmeere verschwand. Die ausgewählteste Musik ward bei

solchen Feierlichkeiten geboten; die Chöre waren alsdann ebenso wie bei großen Begräbnissen wirklich machtvoll und erhaben.

Dieses Gemälde der kirchlichen Herrlichkeit hatte aber auch seine Schattenseiten, welche die Erinnerung an jene Festlichkeiten trüben. Man bedenke, daß die Glocken nicht geläutet werden, sondern daß an denselben nur gehämmert wird, daß zwischen Charfreitag und Ostern dieselben Tag und Nacht alle Minuten anschlugen, daß in der Zwischenzeit verschiedene sogenannte *40 Horas* oder Ablaß- und Andachtsübungen abgehalten wurden, während welcher alle Augenblicke mit den Glocken förmliche Schmiedekonzerte aufgeführt wurden — dann kann man sich ungefähr eine Vorstellung machen von der Erschütterung des Trommelfells und von der Betäubung, in welche man durch diesen heillosen Lärm, der mit der Ausübung eines Kultus nur entfernt zu thun hat, versetzt wurde. Auch sind bei dem Massenandrang in der Kathedrale Unordnungen vorgekommen, die einen wahren Skandal verursachten, weshalb Frauen und Männer getrennte Schiffe angewiesen erhielten.

Mit der Kirche verknüpft sind die verschiedenen Wohlthätigkeitsanstalten. Wir nennen die Gesellschaft San Vincente de Paul, die, in allerdings streng konfessionellem Sinn, viel Gutes wirkt und Bazars zu gunsten der Armen veranstaltet. Dann die barmherzigen Schwestern, welche das große Spital sowie ein Hospicio oder Findelhaus und noch mehrere andere Anstalten, Schulen für junge Mädchen, Primarschulen etc. leiten. Leider sind diese barmherzigen Schwestern so sehr auf Geld erpicht, von dem sie übrigens große Summen nach Europa senden, daß sich ihr Besitztum ganz überraschend schnell ausdehnt und sie immer neue Häuser gegen bar ankaufen. Trotz ihrer Lamentationen und ich möchte fast sagen Betteleien geben ihnen daher vielfach auch wohlthätige Leute nichts mehr. Als eigenes Institut, unterstützt von jedermann, namentlich von den Konfessionslosen und den jetzt unterdrückten Freimaurern, bestand damals das *Asilo de los Niños desamparados*, das Asyl der verwahrlosten Kinder, ein Bedürfnis für Bogotá, weil hier doch wenigstens die ganz verwilderten Gassenbuben aufgezogen und angeleitet wurden, durch ein Handwerk oder durch allerlei Fertigkeiten ihr Brot als nützliche Glieder der Gesellschaft zu verdienen. Der religiösen, aber zugleich sehr praktischen Leitung

dieses Institutes durfte das beste Zeugnis ausgestellt werden. Traurig war es, die Physiognomien vieler dieser verwahrlosten Kinder zu studieren. Erzieherisch unrichtig waren ferner die öffentlichen Schaustellungen und Paraden der militärisch gekleideten und eingedrilllten Kleinen, wenn auch das Exerzieren ihnen gut thun mochte.

Nicht unerwähnt dürfen wir hier die Bettler lassen, die an den Kirchenthüren und auf den Trottoirs der Stadt liegen und ihre häßlichen und eiternden Wunden an Armen und Beinen erbarmungslos dem Vorübergehenden entgegenstrecken, ihn dabei mit gar jämmerlichem Geheul um ein Almosen anflehend: »*Mi amito*, mein Gebieterchen — *una limosnita*, *por Dios*, um Gotteswillen, ein kleines Almosen.« Es ist eine Schande, daß diesen trägen, oft durch Unreinlichkeit krank gewordenen Gesellen ihr Handwerk nicht gelegt wird und daß sie nicht in einer Anstalt untergebracht werden, wo sie arbeiten müssen oder wo die wirklich Bedürftigen versorgt werden. Die Wohlthätigkeit hätte genug zu thun, um noch viele Wunden zu verbinden. Das Elend in den untern Klassen, namentlich aber in denjenigen, welche zu hohe sociale Anläufe nehmen, ist groß, und die Zahl der verschämten Armen beträgt Legion.[1]) Dazu gesellt sich der Übelstand, daß mehrere Tausend Frauen mehr in Bogotá leben als Männer. Man kann sich die Konsequenzen leicht denken.

Nicht selten war es, daß Geisteskranke in den Straßen Bogotás unliebsame Vorstellungen gaben, die leider keine Polizei verhinderte. In den letzten Jahren hat man freilich mit großer Geduld Mittel gesammelt und ein ungenügendes, aber doch sicheres Asyl für männliche und weibliche Geisteskranke in Las Nieves geschaffen.

Im allgemeinen ist der Fanatismus gegen Andersgläubige unter den niedern Volksklassen noch sehr groß, doch nur, wenn er auf irgend eine Weise gereizt wird. Ferner war die Macht eines zelotischen Priesters damals so bedeutend, daß, als er den Jungfrauen von Bogotá verbot, an den Sonntags- und Donnerstagskonzerten der Militärmusik im Park Santander, wo die ganze fashionable Welt sich vereinigte, beizuwohnen, dieselben ihm auch gehorchten, worauf die schönen Konzerte unterblieben. Sehr an-

[1]) Vergleiche Samper, *La miseria en Bogotá*.

erkannt mußte werden, daß der Erzbischof alles that, um die Moralität des Klerus zu heben. Daß räudige Schafe sich darunter befanden, welche auch mit den Gerichten Bekanntschaft machten, wird niemand verwundern. Man erzählte sich geschäftig mancherlei Skandälchen. Ob der Geschichte der beiden Goldbarren, in welcher ein habgieriger Priester von zwei Italienern so recht hineingeleimt wurde, indem sie ihm unter allerlei religiösen Vorwänden zwei vergoldete Kupferbarren statt Goldbarren gegen Bezahlung anschwindelten, lachte ganz Bogotá. Später gab sich besonders der Nuntius große Mühe, um das geistige Niveau des Klerus zu heben: denn der arme Landpfarrer, der für seine Existenz arbeiten muß, verwildert gar leicht. Eine gewisse Gutmütigkeit dieses Landklerus beweist folgende mir von ernsthaften Katholiken in Bogotá unzählige Male erzählte Anekdote. Ein Pfarrer des Dörfchens Subachoque habe in ergreifenden Farben die Passion Christi dargestellt und, als nun seine indianischen Zuhörer ob all der Verhöhnungen und Leiden des Erlösers schluchzten, ausgerufen: »Weint nur nicht: wenn sie von Bogotá bis Subachoque so viel lügen, wie wird es dann erst gehen zwischen Jerusalem und Bogotá!« Das hindert freilich nicht, daß man dem dummen Volke das Märchen von der Gefangenschaft des Papstes aufbindet und sogar Stroh aus seinem Kerker gegen hohes Geld verkauft.

Trotz der Übermacht der Kirche waren viele Bogotaner, die Mehrzahl davon innerlich, nur wenige äußerlich, von derselben abgefallen, so besonders die Universitätsjugend, dann einige Hundert Handwerker und einige Gelehrte; doch war die Zahl der mutigen Gegner eine sehr geringe. Die meisten fahren in ihren religiösen Übungen fort, auch wenn sie absolut nicht mehr an deren Erfolg glauben; sie gehen zur Messe, beichten und lassen sich die Sakramente am Sterbebette administrieren, ohne ob dieser heuchlerischen Formalität die Miene zu verziehen. Mehr verlangt übrigens die Kirche nicht. Bei besonders widerspenstigen, aber durch ihre Stellung wichtigen Sündern wurde der feine, gewandte Nuntius geholt, der irgendwelche Formel herausklügelte, mit welcher sich der seine Irrtümer abschwörende Kranke zufrieden gab und damit in den Schoß der Kirche zurückkehrte. Es wird noch Jahrzehnte langer, ernstgemeinter und mit sittlicher Strenge geführter Kämpfe be-

dürfen, bis ein freierer Geist sich geltend macht und man jeden nach seiner Art wird selig werden lassen. Jetzt beruht die thatsächliche Toleranz weniger auf Reflexion, als auf gutmütiger Indolenz. Doch war wenigstens trotz der ungestümen Reaktion durch den katholischen Klerus im Jahre 1885, trotz des Druckes, der auf alle Geister ausgeübt ward, so viel erreicht worden, daß in der neuen Verfassung von 1886, welche die römisch-katholische Kirche als Religion der Nation erklärt, die freie Ausübung der andern Kulte gewährleistet und das Prinzip der Glaubens- und Gewissensfreiheit, auf dem Papier wenigstens, feierlich bestätigt wurde.

Bogotá ist ein bewaffnetes Kloster genannt worden. Mit einigem Recht; denn neben der Kirche befiehlt die bewaffnete Macht oder vielmehr befehlen deren Gebieter. Columbien besitzt ein ständiges Heer von einigen Tausend Mann mit wechselndem Bestande (1890: 5500 Mann), von welchem die besten Kräfte in der Hauptstadt konzentriert liegen. Diese Soldaten, *la guardia nacional*, meist Indianer und Mischlinge und irgenwo eingefangen, selten nach dem Gesetze angeworben, sind eine Kerntruppe, um welche sich in den Revolutionen die plötzlich ausgehobenen Heere scharen können. Die Armee ist nach französischem Muster gekleidet und mit Remingtons bewaffnet, nur trägt sie nicht Schuhe, sondern die viel bequemeren Bastsändalen. Die Offiziere tragen im gewöhnlichen Dienst oft ein sonderbares Gemisch von Civilkleidung und Uniformen; bei großen Anlässen aber spreizen sie sich in den goldverbrämten und betreßten Uniformen und in den gestickten Käppis mit Helmbüschen gar pfauenartig. Natürlich sind, wie in Spanien, im Verhältnis zur Truppe eine Unmasse Offiziere, namentlich höhere Offiziere da. Generäle wimmeln, trotzdem bei jeder Revolution und bei jedem Regierungswechsel stets eine ganze Reihe »amortisiert« werden, wie einst ein Landsmann sagte. Verschiedene persönliche Bekanntschaften haben mir Achtung vor dem Geist des Offizierscorps eingeflößt. Diese Truppen sind die förmliche Stütze der Regierung, welche auf sie bauen kann, wenn nicht irgendwie Bestechung oder Aussicht auf eine bessere Lebensweise und höhern Sold den verschmitzten Indianer einem Mehrbietenden in die Arme



Truppenschau auf dem Bolivarplatz in Bogotá

treiben. Durch lange Übung werden sie zu leidlichem Exerzieren gebracht und zeigen jeweilen in großen Revuen ihre Künste auf der Plaza de Bolivar. Nur die Artillerie war noch im Kindesalter stehen geblieben, und doch wäre eine Organisation wie diejenige unserer Gebirgsartillerie sehr nachahmenswert. Jeden Morgen um 9 Uhr zieht ein Peloton in großer Tenue zur Wache vor den Palast des Präsidenten mit wehender Fahne und klingendem Spiel.

Die Stärke der Garnisonstruppen bildet jeweilen das Barometer zur Ergründung der politischen Situation. Werden diese auf mehrere Tausend Mann erhöht, dann ist Gefahr im Anzuge; der Präsident fühlt sich nicht sicher oder hat ein schlechtes Gewissen. Wie Paris für Frankreich, so ist Bogotá für Columbien das Centrum der politischen Agitation. Hier laufen alle Fäden der Organisation der einzelnen Parteien zusammen; in bewegten Zeiten namentlich ist die Thätigkeit der Komitees eine fieberhafte. Die Wahltage — früher fand besonders die Präsidentschaftswahl alle zwei Jahre in »direkter« Abstimmung statt — sind denn auch für die Truppen und die ganze Bevölkerung schicksalsschwere Tage, an welche man stets mit etwelcher Besorgnis denkt. Meine Beobachtungen beziehen sich speciell auf jene politische Phase, als es galt, die sogenannte liberale Partei mit allen Mitteln am Ruder zu halten. Die Parteien haben einander übrigens nichts vorzuwerfen; was von der jetzt ans Ruder gelangten Gegenpartei erzählt wird, grenzt geradezu ans Unglaubliche, und die Liberalen haben gegenwärtig mehrfach Wahlenthaltung proklamieren müssen.

In den 80er Jahren war das Bild, das kaum große Veränderungen erlitten haben kann, folgendes. An verschiedenen Punkten der Stadt und zwar auf offenem Platze stehen Tischchen, an welchen die Mitglieder des Wahlausschusses *(jurado)* sitzen, umstellt von Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett. Das Komitee hat vor sich eine gedruckte Liste der Stimmfähigen; einer nach dem andern tritt, ohne mit einem besondern Ausweispapier versehen zu sein, vor und giebt seine Stimme in die Urne ab. Der Name desjenigen, der gestimmt hat, wird gestrichen. Nun hängt es aber ganz vom Belieben des Publikums und des Ausschusses ab, ob jemand stimmen kann oder nicht; denn viele, besonders Studenten, wagen es, an verschiedenen Urnen mehrmals zu stimmen; am einen Orte heißen sie so,

am andern anders. Kommt hernach der rechte Inhaber des Namens zur Urne, so findet er seinen Namen durchgestrichen und muß mit Hohn und Spott trotz aller Protestationen abziehen. Diese Scenen verursachen großen Lärm. Tritt nämlich irgend jemand an den Tisch und nennt sich z. B. Suarez, es ist aber bekannt, daß dieser Suarez ein konservativer Greis ist, während derjenige, der unter seinem Namen stimmt, ein liberaler Jüngling ist, so erhebt sich ein schauerliches Geschrei. Die einen rufen: »*No, no, no,* nein, er ist es nicht!« Die andern: »*Si, si, si,* ja er ist es!« Püffe werden ausgeteilt, Revolver hervorgezogen, man stößt und drängt sich, pfeift und heult, daß einem fast Hören und Sehen vergeht. Je nach der Zusammensetzung des Ausschusses kann der betreffende Pseudo-Suarez stimmen. Handelt es sich darum, einen liberalen Kandidaten zu wählen und wird der Pseudo-Suarez eine liberale Stimme abgeben, so wird er zur Urne zugelassen, sonst aber weggewiesen. Es ist selten, daß nicht während diesen Wahltagen mit Revolverschüssen gespielt wird. Glücklicherweise treffen diese Dinger nicht recht, so daß nur geringes Unheil entsteht. Aber die Aufregung der Gemüter ist um so größer, als die Truppen konsigniert sind, beim ersten Alarmsignal herbeieilen und dann unnachsichtlich Feuer auf die ungehorsame Menge geben, wie dies zu verschiedenen Malen vorfiel. Soll ein liberaler Kandidat gewählt werden und es finden sich mehr konservative Stimmen als liberale vor, so wird die Urne umgeworfen und die Jury gesprengt, oder dieselbe proklamiert nach dem bekannten Ausspruche: »*Quien escruta, elige,* wer das Wahlresultat verkündigt, der erwählt,« denjenigen Kandidaten, der ihr genehm ist. Die Wahlen sind also leider in Bogotá und in ganz Columbien eine elende Farce, geleitet von den größten Schreiern, von denjenigen, die vom neuen Präsidenten irgendwelche Gunst oder Ämter zu erlangen hoffen, von den wüstesten Elementen und den ärgsten Catilinariern. Sie sind zum voraus abgemacht von den Professionspolitikern der Klubs. Das ist auch die ureigene Meinung der Columbianer selber, und deshalb gehen viele ehrenwerte Männer, gerade die besten Bürger, gar nicht mehr zur Urne, weil doch ihre Stimme keinen Wert hat. Bezeichnend war auch, daß unser Rektor an solchen Tagen die Internen der Universität einfach im Universitätsgebäude wie Truppen

zurückbehielt. So lange aber die Wahlen nicht offen und ehrlich sich abwickeln, so lange ist keine Demokratie möglich, ebenso wenig in Columbien, wie anderswo. Da greifen die in der Wahl geschlagenen Gegner mit scheinbarem Recht zum Mittel der Revolution. um den auf diese Art gewählten Präsidenten zu stürzen.

Der baldige Ausbruch des Bürgerkrieges zeigt sich auf eine sehr düstere Weise; denn bei einbrechender Dämmerung ziehen Soldaten pelotonsweise durch die Straßen und greifen jeden armen Teufel auf, der arglos ihnen in die Arme läuft und nicht gerade einen Cylinder oder eine feine Kleidung trägt. Der so Aufgegriffene wird zwischen zwei Reihen Bajonette hineingestellt. und der Zug geht weiter, bis 20, oft 40 bis 50 dieser Unglücklichen beisammen sind. So werden sie, manchmal wie Schlachtvieh zusammengebunden. in die Kaserne geschleppt, um dort gefangen gehalten und zum Kriege gepreßt zu werden. Nur selten giebt es für einen solchen gewaltsam Rekrutierten irgend eine Rettung, denn Not geht über Gebot, und selbst mächtige Protektoren können ihre Diener, ihre Handwerker, ihre Kutscher etc. nicht wieder vom Militärdienst losmachen. Ja es kommt oft genug vor, daß die Soldaten in die armen Häuschen der Vorstadtbewohner dringen und dort den Mann aus dem Bett reißen, Frau und Kinder hilflos und ohne Ernährer zurücklassend. Der edeldenkende Bürger ist ob solcher Scenen ganz niedergeschlagen und leidet moralische Qualen. Der Indianer aber, hat er einmal seinen Tschako auf dem Kopf und ein Gewehr in der Hand oder eine bunte Jacke an, ergiebt sich in sein Schicksal: er fühlt sich sogar stolz als Verteidiger des Vaterlandes, und nicht selten will ein solcher Rekrut die Kaserne nicht wieder verlassen. ob man ihm auch die Freiheit bietet. Widersprüche des menschlichen Lebens!

Um 6 Uhr senkt sich die Nacht über Bogotá. Dann werden alle Magazine geschlossen; das Tagwerk ist offiziell beendet. Die Hauptstraßen strahlen jetzt in elektrischem Lichte (im ganzen 96 Lampen), das nach verschiedenen verunglückten Versuchen nunmehr gut brennt. Die Firma Miguel Samper é hijos arbeitet gegenwärtig an der Anlage eines großen Starkstrom-Elektricitätswerkes,

das die Privatwohnungen Bogotás mit elektrischem Licht und die Industrien mit Kraft versorgen soll. Die Kraft wird etwa eine Stunde oberhalb des Tequendamafalles aus dem schäumenden Rio Bogotá gewonnen werden. Die Fabrik Örlikon ist mit der Erstellung der Leitung beauftragt. In den meisten Straßen war früher das Gas angezündet; hie und da mußte noch zu andern Beleuchtungsmitteln gegriffen werden, da das Gas seinen Dienst versagte oder zu schlecht brannte. Im Hinblick auf diese Eventualität waren daher fast überall noch Petrollaternen angebracht, die über den Straßen hängen, wie in unsern altschweizerischen Städten. Nachdem jeder von seinem gewöhnlichen Spaziergang nach Hause zurückgekehrt ist, werden die Straßen gegen 7 Uhr ziemlich verödet. Um 8 Uhr schlagen die Tambouren den Zapfenstreich vom Palast des Präsidenten bis in ihre Kasernen, die Clairons begleiten sie mit ihren schrillen Tönen, und nach diesem Musikvergnügen versinkt alles in die Stille einer Kleinstadt. Jedoch wird diese Stille Donnerstag und Sonntag abends unterbrochen. indem die beiden Regimentsmusiken. jede über 30 Mann stark, aus gewiegten und alten Musikern zusammengesetzt und mit einander rivalisierend. vor dem Palast des Präsidenten unter großen, eigens dazu gebrauchten Laternen die sogenannte *retreta* blasen. d. h. ein Konzert mit ausgewähltem Programm geben. Wirklich hört man in diesen Konzerten die großen Meister oft recht gut interpretieren und namentlich Ouvertüren mit Verständnis und mit Präzision wiedergeben. Als Schlußstück spielt jede Musik noch eine nationale Komposition, einen *valse*, einen *bambuco* oder einen *pasillo*.

Diese nationale Musik hat mich in hohem Grade angezogen. Sie hat mich immer tief bewegt mit ihrem bald sanften, bald wild anstürmenden, bald wieder melancholischen und wehmütigen Charakter. Deshalb ward ich auch stets gefesselt durch die Ständchen, welche einheimische Musiker in irgend einer Straße einer Schönen darbrachten. Die *bandola*, welcher, wenn sie von geschulten Händen gespielt wird, Töne rein wie Glocken oder wie Geigen entlockt werden können. das *tiple*, ein melodiöses Begleitungsinstrument, und die ernste. gewichtige *guitarra* bildeten ein Zusammenspiel, das wirklich als künstlerisch bezeichnet werden mußte. In den letzten Jahren hatten sich einige dieser Musiker so

vervollkommnet, daß sie auch die schwersten Ouvertüren frei aus dem Gedächtnis mit echt klassischem Ausdruck spielen konnten. Unvergeßlich wird mir der letzte Abend bleiben, den ich in Bogotá verbracht, indem trotz der kritischen Zeitlage die besten dieser bescheidenen Künstler der Hauptstadt es sich nicht nehmen liessen, mir einen Beweis zu geben, daß sie die Sympathie, welche ich ihnen stets entgegengebracht, auch vollauf anerkannten. Etwa zehn derselben hatten sich zu einem Ensemble vereinigt, das zwei Bandolas, einige Tiples, zwei Guitarren, eine Violine und ein Violoncell umfaßte. Sie kamen gegen 11 Uhr vor mein Hotel und gaben mir da eine Serenade, die wundervoll in die Stille hinausklang. Die Wahl der Stücke war ebenso sinnig als klassisch. Unter den Musikern befand sich auch ein Blinder, der Guitarre spielte und dazu sang und welchen sein junger Knabe mit Altstimme begleitete, ein wirklich rührendes, herzbewegendes Duo. Sie sangen von Liebe, von Treue, von Leidenschaft, von holden Mägdelein, glänzend wie Edelstein und rein wie die Lilie, sie sangen von Trennung und Wiedersehen und allen den Stürmen des Lebens . . . .

Die Stille der Nacht unterbricht alle Viertelstunden der schrille Pfiff der Nachtwächter *(serenos)*, welche in einen langen Mantel gehüllt, mit Säbeln bewaffnet und militärich organisiert, an jeder Straßenecke aufgestellt sind, den Polizeidienst versehen und der Kontrolle wegen mit Signalpfeifen einander überwachen. Die Serenos sind auch zugleich als Pompiers angestellt; aber als solche haben sie beinahe nichts zu thun, denn in Bogotá brennt es fast gar nie, sei es, weil das Feuer nicht rasch um sich greifen kann in dieser Höhe, sei es, weil keine Versicherungsgesellschaften existieren. Deshalb sind auch die zwei Spritzen der Hauptstadt — wenn es nicht nur eine einzige ist — in einem schauerlichen Zustande, und bei einem kleinen, von der Presse lange besprochenen Brande konnte fast eine Stunde lang ein Ventil nicht gefunden werden.[1]) Bei einem spätern Anlasse suchte man vergebens nach der Feuerspritze; der damalige Kriegsminister hatte sie auf sein Landgut genommen zum Bespritzen der Felder!

[1]) S. den Aufsatz *Eine Feuersbrunst in Bogotá,* in der Zeitschrift der Studentenverbindung *Helvetia,* 1885, S. 80.

Die Polizei ist mit dem Schutz namentlich der Magazine betraut. Allein es darf wohl behauptet werden, daß in Bogotá größere Sicherheit herrscht als in einer Stadt von 100,000 Einwohnern bei uns. Ein einziges Mal, am Abend eines hitzigen Wahltages, ging ich bewaffnet aus. Sonst hatte ich, trotzdem ich eine Zeit lang eine halbe Stunde vor der Stadt auf dem Lande wohnte, trotzdem ich zur entlegensten Vorstadt hinaus — durch die *Calle Caliente*, die heiße Straße, d. h. die Straße, wo es hitzige Raufhändel absetzt — gehen mußte, nie die geringste Anfechtung zu erdulden. Obschon die Nächte ziemlich kalt sind, traf ich oft arme Leute zusammengekauert und zusammengerollt wie Igel in irgend einer Hauspforte oder auf dem bloßen Trottoir liegen und fest schlafen, ohne aufzuwachen, selbst wenn man über sie stolperte.

Von 10 Uhr an, sagt ein columbianischer Schriftsteller, herrscht in fast allen Häusern Morpheus. Ein Wirtshausleben wie bei uns kennt man beinahe nicht. Nur ein einziges Café, die »weiße Rose«, zog damals die jungen Leute zum Billardspiel, zur Unterhaltung oder zu fröhlichem Schmause an. Jetzt sind mehrere Restaurants eingerichtet. Im übrigen waren nur etwa Pinten offen, wo stehend getrunken wird, oder aber die Spielhöllen, deren es beim Mangel an vernünftiger Zerstreuung leider in Bogotá sehr viele giebt, namentlich nach einem Kriege, wo so viele Abenteurer das Glück noch verbessern wollen. Hier wird Lotterie oder ein nationales Geldspiel, *tresillo* genannt, gespielt. Wenn ich morgens nach 5 Uhr zur ersten Vorlesung um 6 Uhr aufstund, sah ich manchmal in den Spielhäusern der Plaza de Bolivar noch Licht und machte meine Betrachtungen über all die Leidenschaften und die innerlichen Dramen, die sich im Herzen der Spieler und ihrer Angehörigen zutragen müssen. Nächtliche Scenen der Korruption, wie sie in Großstädten Europas auf den Straßen vorkommen, ereignen sich in Bogotá nicht, obschon in dieser Beziehung das Gewissen der Leute ebenso elastisch wie bis zur äußersten Grenze tolerant ist.

Wunderbar sind die Nächte in Bogotá. Die Sterne leuchten nach der Schätzung Humboldts noch vier Mal so stark, als bei uns. Ein Ozean von Lichtern taucht empor.[1]) Gegen Süden zeichnet sich

---

[1]) Anfangs Oktober 1882 ging über dem Berge Guadalupe während mehreren Nächten ein ungeheurer Komet in herrlichem Glanze auf.

in erhabener Einfachheit am Firmament das Kreuz ab, gegen Norden funkelt fast am Horizonte der Polarstern; die Milchstraße zieht sich wie ein breites Feuerband und doch scheinbar in den Einzelheiten erkennbar an dem trotz der Dunkelheit noch blau strahlenden Himmel hin. Geradezu zauberhaft wirkt das weiße, zarte Licht des Vollmondes, der die Stadt so hell und so scharf beleuchtet, daß man bequem draußen lesen und alle Gegenstände erkennen kann. Manchmal unterbricht die Stille der Nacht eine Rakete, die zischend gen Himmel fliegt und bei dem geringen Widerstand, den sie in der Luft trifft, weit höher als bei uns emporsteigt. Bogotá ist ein Platz wie geschaffen zum Abbrennen großer Feuerwerke. Aber was bedeuten alle solchen Menschenkünste vor der Majestät der Natur selbst! Mit wehmütiger Sehnsucht gedenke ich an das großartige Schauspiel dieser Mond- und Sternennächte zurück.



Straße Florian in Bogotá



V.

Das geistige Leben

Wie abgeschnitten von der Welt und vereinsamt kommt man sich zuerst auf der Hochebene von Bogotá vor! Der Leser, welchem der Briefträger täglich mehrmals Nachrichten, Zeitungen, Zeitschriften und Bücher bringt, bedenkt wohl kaum, welch wichtiges Ereignis die Ankunft der Post in der Hauptstadt bedeutet. Zwei bis dreimal im Monat kommt der europäische *Correo* in Bogotá an, den Kontakt mit der Heimat herstellend. Die Postsachen werden in der Stadt nicht verteilt, sondern männiglich holt dieselben auf dem einzigen Postbureau selbst ab. Wer schneller bedient werden will, mietet sich ein Postfach *(apartado)*. Die Ankunft wird durch buntfarbige Fahnen, welche auf die große Stange an der

Ecke der Post aufgehißt werden, angezeigt, und zwar ist die Farbe derselben je nach der Route, von welcher die Post anlangt, verschieden. Wenn nach langem bangem Warten die rot-weiß-rote Flagge mit neun schwarzen Sternen, welche den überseeischen Kurier anzeigt, aufstieg, dann eilten die Nachrichtensuchenden zur Post hin, und ich überlasse es jedem auszumalen, mit welchem Interesse, mit welcher Gier, gewöhnlich noch im Hofe der Post, die wichtigsten Mitteilungen verschlungen wurden, um dann zu Hause noch einmal und erst recht durchgekostet zu werden.

Dieses System hatte aber auch seine großen Vorteile; man bereitete sich für den Empfang und die Absendung der Korrespondenz vor und räumte sich Stunden und Tage zur Lektüre ein. Die dort zugebrachten Jahre zählten in dieser Hinsicht keineswegs zu den verlornen, im Gegenteil: der Lesestoff wurde mit gespannterer Aufmerksamkeit durchgearbeitet als bei uns, wo wir mit demselben übersättigt werden. Die neuen Zeitschriften und Bücher wurden drüben mit ganz andern Gefühlen empfangen als hier: sie waren die besten Freunde, und da nun in Bogotá nicht nur Fremde, sondern auch viele Einheimische die europäische Litteratur und Belletristik genau verfolgen, so ergab sich von selbst, wenn man die rechten Leute aufsuchte, ein lebhafter Gedankenaustausch über das Gelesene auf unsern Spaziergängen.

Dieses geistige Leben ist um so bemerkenswerter, als erst im Jahre 1738 die Jesuiten die erste Druckerei nach Bogotá gebracht hatten und die erste Zeitung erst im Jahre 1789 erschienen war. Es läßt sich nur erklären durch ein Zusammenwirken mehrerer günstiger Faktoren, wie Veranlagung, Sprache, Presse, Schulung.

Unbestritten besitzen die Kreolen eine große natürliche Intelligenz und Vorliebe zu Studien und Künsten. Allerdings treiben sie vornehmlich spekulative Wissenschaften, wo sie Theorien aufstellen und über allerlei philosophische und religiöse Themata diskutieren können. Gebiete, die große Anstrengung, Geduld und Benediktinerfleiß fordern, wie die Mathematik, die experimentellen Wissenschaften, die quellenmäßige Geschichte, werden zu sehr vernachlässigt. Was dem Bogotaner, der *rerum novarum studiosus*, neuerungssüchtig ist, zusagt, das besteht darin, fremde Sprachen sich anzueignen, Romane, Gedichte und Zeitungen zu lesen, Epigramme

und hübsch gedrechselte Strophen zu dichten, in deren Improvisation einige es zu einer wahren Virtuosität gebracht haben, kurz Dilettant zu sein in den verschiedensten Materien. So werden viel mehr die Geisteserzeugnisse der europäischen Denker receptiv empfangen, übersetzt und aufgesogen, als daß in andern Gebieten als auf dem der Belletristik übermäßig produktiv vorgegangen würde. Und in dieser Assimilierung werden die Bogotaner unterstützt durch vorzügliche Buchhandlungen, namentlich die Libreria colombiana des Dr. Salvador Camacho Roldan (p. 130), welche die Hauptwerke der Welt in großer Auswahl vorrätig hält und mit allen Novitäten (auch Zeitschriften) stets auf dem Laufenden sich befindet. Die Buchläden bilden das Stelldichein der Gebildeten; aus Stolz und aus Liebhaberei werden viele Bücher gekauft und wohl die meisten gelesen. Mag auch noch viel Oberflächlichkeit und Halbbildung sich breit machen, mag auch ein streng wissenschaftlicher Geist nur noch wenige Auserlesene beherrschen, mag die sogenannte deutsche Gründlichkeit noch nicht so recht heimisch sein, so ist doch sicher, daß unter einer verhältnismäßig kleinen, aber sehr rührigen Minderheit ein Verständnis für alle neuen Erscheinungen und Erzeugnisse namentlich des französischen, dann des spanischen und des englischen Geistes gefunden wird, wie kaum irgendwo in Südamerika. Ferner zieht in dieser Abgeschiedenheit, in der freien Gebirgs- und Frühlingsnatur das Denken gar manche Konsequenzen, welche es in Europa, wo der Verstand durch so starke konventionelle Fesseln aller Art in Schach gehalten wird, nicht mit der gleichen unerbittlichen Logik zieht.


Junger Bogotaner

Unterstützt wird die Geistesarbeit durch die kräftige, farbenprächtige, durchgebildete spanische Sprache, dem besten Erbteil der Eroberer. Freilich könnte das Sichnähren mit fremder, namentlich französischer Litteratur leicht die spanische Sprache nach und nach mit allerlei fremden Wörtern und Wendungen durchsetzen, wie dies in Argentinien geschieht. Dieser fremden Invasion stellt der

Bogotaner einen Damm entgegen, indem er sich Großes darauf zu gute thut, das Spanische rein und möglichst akademisch zu sprechen und noch mehr möglichst richtig und fein zu schreiben. Als Wächter dieser litterarischen Reinheit steht die columbianische Akademie da, welche am 10. Mai 1871 gegründet wurde und als Korporation korrespondierendes Mitglied der Akademie von Madrid ist. Sie bildet eine Gesellschaft von 12 Litteraten, welche am meisten Ruf, aber durchaus nicht am meisten Talent besitzen; denn mehrere der besten liberalen Schriftsteller sind aus dieser zöpfischen Zunft ausgeschlossen.

Übrigens machen sich in der Litteratur zwei Strömungen geltend. Die eine ist eine skrupulös klassische und lebt nicht nur in der Sprache, sondern eben auch in den Ideen und Ansichten noch fast ganz in der spanischen Zeit eines Philipp II. Der übertrieben gesuchte Stil, das Bestreben, möglichst »geistreiche« Bilder herauszupressen, die Art, auch die gewöhnlichsten Dinge in abstrakter, geschraubter Form vorzubringen und jede Dissertation, jeden Aufsatz oder Artikel wenigstens bei den Griechen und Römern zu beginnen, wenn die Babylonier und Ägypter nicht herhalten müssen, — das alles hat dieser Litteraturgattung den Spottnamen *literatura fósil* eingetragen. Die andere Strömung ist erzeugt durch junge feurige und geistvolle Litteraten, die vor allem dem Denken des 19. Jahrhunderts einen Ausdruck verschaffen wollen und daher in der Auswahl ihrer Wendungen mehr auf Präzisierung und Schärfe des Gedankeninhaltes als auf die Wortformen schauen. Wer sich zu dieser letztern Richtung zählt, wird natürlich von den Akademikern, die allen litterarischen Ruhm gepachtet zu haben meinen, angefeindet oder wenigstens scheel angesehen.

Die Tagespresse ist ein Bildungsmittel ersten Ranges in einem noch neuen Lande. Damals erschienen in Bogotá nicht weniger als 20—30 Zeitungen sowohl politischen wie wissenschaftlichen Inhalts, aber nur eine Zeitung kam täglich heraus. Viele der politischen Zeitungen führten ein Schmetterlingsdasein und verschwanden schon nach einer oder zwei Nummern. Da die Zeitungen nicht so wie bei uns von Tagesneuigkeiten und Telegrammen leben können, so konzentrieren sie ihre Hauptkraft auf politische Leitartikel, auf litterarische Studien, auf Übersetzungen, auf poetische

Ergüsse, auf Lokalchroniken. Besondere Erwähnung verdient der *Papel Periódico ilustrado* (3 Jahrgänge), von dem seither verstorbenen Maler Alberto Urdaneta mit großem Fleiß und Opfern herausgegeben und, obschon noch etwas primitiv in seinen Kupferstichen, doch voll wertvoller Beiträge zur Kulturgeschichte, damals die einzige Halbmonatsschrift in Columbien. Mit der politischen Presse ist nach der Revolution von 1885 eine radikale Änderung eingetreten. Vorher genoß sie der schrankenlosesten Freiheit und machte davon einen so ausgiebigen Gebrauch, daß die Mißbräuche auch dem freisinnigen Europäer zu schamlos erschienen. Statt die Redaktoren für sogenannte Preßdelikte, Verleumdungen etc. vor Geschwornengericht, wie bei uns, zur Verantwortung zu ziehen, fiel man nach dem in jenem Jahre eingetretenen Umschwung ins andere Extrem und unterdrückte im Grund durch ein Maulkrattengesetz die freie Entfaltung der Presse. Diese ist jetzt völlig von der administrativen Willkür der Regierung abhängig, welche Zeitungen aufhebt, die Redaktoren ins Gefängnis oder in die Verbannung treibt, so daß selbst die gemäßigten Konservativen nunmehr den Erlaß eines humaneren Gesetzes verlangen. In einem noch jugendlichen Staatengebilde ist diese Freiheit unbedingt nötig und als Sicherheitsventil an der Staatsmaschine unentbehrlich.

Die Erfüllung der Mission der Presse hängt ab vom Grade der Bildung der Bürger, und hinwieder ist es diese Bildung, welche die Übertreibungen und Unrichtigkeiten der Presse aufs richtige Maß zurückführt. Nun fehlt es aber in Columbien, wo noch vielfach alles Gedruckte als bare Münze genommen wird, in bedauerlichem Maße an der Schulung der großen Masse. Einzig die liberalen Präsidenten, namentlich diejenigen, welche in den Jahren 1870—75 regierten, haben der Volksschule ihre volle Aufmerksamkeit zugewendet und auch schöne Resultate erzielt. Seitdem die Partei der Unabhängigen den Staat lenkte, nahm der Schulfleiß ab und ging das ganze Schulwesen außerordentlich zurück. Man schließe aus folgenden Zahlen. Im Jahre 1873, in der Blütezeit der liberalen Verwaltungen, gab es einzig im Staate Cundinamarca 218 Schulen mit 10 789 Schülern (Kosten: 53 142 Dollars). Im Jahre 1883 gab es nur noch 163 Schulen mit 10 624 Schülern (Kosten: 123 954 Dollars), und dabei muß beigefügt werden, daß

diese letztere Schülerzahl nur die eingeschriebenen, nicht aber die die Schule wirklich auch besuchenden Schüler betraf. In diesem Staate Cundinamarca schuldete man den Lehrern im Jahre 1884 fast anderthalb Jahre Besoldung, so daß sich die meisten, obschon aus Pflichtgefühl ihre Schulen fortführend, doch nach andern Stellungen umsehen mußten. Die Papierwechsel, mit welchen man ihnen einige Monate bezahlte, waren nur bei Wucherern einlösbar. Was Wunder, wenn es schwierig wurde, die Lehrer- und Lehrerinnen-Seminarien zu halten, um so mehr, als hier die schlechte Verwaltung des Staates eine regelmäßige Bestreitung aller Verpflichtungen unmöglich machte. Gerade für diese Anstalten aber wäre es außerordentlich schade, denn namentlich das Lehrerinnenseminar, in welchem Mädchen aus dem Volke und aus der Mittelklasse Aufnahme fanden, ihren Wissensdurst stillen konnten und in eine bessere soziale Stellung hinaufrücken sollten, zeichnete sich durch glänzende Leistungen aus. Prüfungen, denen ich beiwohnte, zeigten fast bei allen Kandidatinnen einen geradezu bewundernswerten Grad der Sicherheit, Geistesklarheit und Beherrschung des Stoffes, und doch galt ihr Fleiß der Erlangung eines in der Praxis fast wertlosen Diploms. Es bewies mir dies aufs neue, daß gerade die weibliche Jugend in Columbien glänzend veranlagt und daß es eine wahre Sünde ist, ihr das geistige Brot vorzuenthalten. Die Specialschulen für junge Damen in Bogotá kommen doch nicht über ein hiesiges Primarschulpensum hinaus und pflanzen kein gerade solides Wissen.



Dank der freien Konkurrenz und der Möglichkeit, daß jeder, welcher im Besitze des Vertrauens der Eltern ist, ohne weiteres eine Lehranstalt eröffnen konnte, war auch die Zahl der Privatschulen, wir würden sagen Privatpensionen, wo die Schüler intern

sind und mehr ein Mittelschulpensum absolviert wird, eine beträchtliche. Im Jahre 1883 bestanden in Bogotá neben den offiziellen Anstalten und dem Priesterseminar noch 12 *Colegios* für Knaben und neun für Mädchen. Einige derselben, wie das frühere *Colegio* von Don Santiago Perez, welcher von seinem Katheder aus auf den Sessel des Präsidenten der Republik erhoben wurde, waren kleinere Akademien. Je nach der Tendenz der Direktoren waren diese Schulen politisch scharf getrennt. Die aristokratischeren und die »frommen« Schulen standen meist unter der Leitung von Geistlichen.

Die eigentliche Universitätsbildung wurde erlangt im *Colegio de Nuestra Señora del Rosario*, in der *Universidad nacional* und in der *Universidad católica*. Zwar war die Erteilung von Diplomen gänzlich frei; irgend eine Privatschule konnte den Titel eines Doktors der Rechte etc. verleihen. Doch waren die drei genannten Anstalten vermöge ihrer Leistungen und ihrer Stellung im faktischen Besitz der Erteilung von allgemein anerkannten Graden. Die katholische Universität war eine Neuschöpfung des in den Zeiten des Kulturkampfes aus der Schweiz vertriebenen päpstlichen Nuntius Agnozzi. Sie war die Rivalin der beiden andern Anstalten, worüber wir Professoren uns wegen des entstandenen Wetteifers nur freuten. Das Colegio del Rosario, durch den Mönch und Erzbischof Cristóbal de Torres 1651 gegründet, bestand aus einer Art Gymnasium und einer Rechtsakademie, wo rascher studiert wurde, als in der Universität. Das Rosario stand damals unter fortschrittlichster Leitung.

Die Nationaluniversität war unbestritten die erste hohe Schule in Columbien. Unsere Universität hatte schon viele Schicksale erlebt. 1610 gründete der Erzbischof Bartolomé Lobo Guerrero eine Akademie, welche er Colegio de San Bartolomé nannte und den Jesuiten übergab, die mit 10 Stipendiaten ihren Unterricht anfingen. Derselbe erstreckte sich hauptsächlich auf das Studium des Lateinischen, der Philosophie in lateinischer Sprache, des römischen Civil- und kanonischen Rechtes, der Moral und dogmatischen Theologie. Das waren die damaligen klassischen Studien. Öffentliches

und Staatsrecht zu studieren, war von der Regierung verboten worden. Erst nach den Stürmen des Unabhängigkeitskampfes erfolgte ein Aufschwung der Studien. Die Akademie ging an den Staat Cundinamarca über, der sie im Jahre 1867 der Nation abtrat behufs Gründung einer *Universidad Nacional de los Estados Unidos de Colombia.* Diese Universität wurde wirklich eingerichtet, und Ende 1884 wurden mit ihr die Ackerbauschule, die Militärschule, wo ungefähr 200 Kadetten auferzogen wurden und die zugleich als Ingenieurschule diente, und endlich die Kunstschule verschmolzen, in welch letzterer Zeichnen, Malen und Gravieren unter tüchtiger Leitung gelehrt wurde. Festen Zusammenhang erhielt die Universität durch das Gesetz vom 23. März 1880, welches ein eigenes nationales Unterrichtsministerium schuf, das i. J. 1884 ein Budget von 580,000 Dollars verwaltete, also nominell fast 3 Mill. Fr., in Wirklichkeit etwas mehr, als der Kanton Bern für Unterrichtszwecke ausgiebt. Aus diesem Budget flossen für die Universität 65,100 Dollars.

Unsere Universität bestand im Jahre 1882, als ich an derselben zu wirken begann, aus vier Fakultäten (theologische Fakultät war keine vorhanden, da die Priester in Seminarien gebildet wurden), nämlich aus der *Escuela de literatura y filosofia*, der *Escuela del derecho* oder *de jurisprudencia*, der *Escuela de ciencias naturales* und der *Escuela de medicina.* Rektor des ganzen Institutes war der Unterrichtsminister. Unter ihm standen zwei eigentliche Rektoren, von denen einer die philosophische und Rechtsfakultät, welche im alten Gebäude des Colegio de San Bartolomé untergebracht waren, und der andere die naturwissenschaftliche und medizinische Fakultät leitete. Die Überwachung der gesamten Verwaltung und innern Leitung lag dem Schulrat *(consejo académico)* ob, der vom Präsidenten der Republik aus verdienten Bürgern gewählt wurde und aus neun Mitgliedern und neun Suppleanten bestand. Von der Rechtsfakultät will ich nur erwähnen, daß die wenig zahlreichen Studenten (33 im Jahre 1881) ziemlich gute Studien und als spätere Advokaten und Politiker ihrem Berufe Ehre machten. Die naturwissenschaftliche Fakultät wurde hauptsächlich durch Mediziner zu Vorstudien benutzt, litt aber bedenklich am Mangel an guten Sammlungen und Laboratorien. Die eigentliche medizinische Fakultät war wohl die besteingerichtete und von sehr guten Professoren, von denen fast

alle in Europa, namentlich in Paris, ihre Staatsexamen abgelegt hatten, geleitete Fakultät. Die Studenten thaten sich durch Fleiß, gutes Verhalten und gute Leistungen hervor. Seit 1882 war ihnen eine Anatomie im Hofe des Spitals der Stadt erbaut worden, und sie hatten da Material zu Studien übergenug.

Die für alle Studenten obligatorische Escuela de literatura y filosofia endlich war, wie ihr Name anzeigt, zusammengesetzt aus



Prof. Dr. A. Vargas Vega, Rektor der Escuela de literatura y filosofia

einer philosophischen Fakultät und einem Gymnasium, Lyceum, ja selbst Progymnasium. Das erklärt auch die große Gesamtzahl der für irgendwelche Kurse an der Universität eingeschriebenen Studenten, nämlich 615 im Jahre 1884. In der ganzen Universität bestand die Einrichtung, daß ein Schüler höchstens vier bestimmte Jahreskurse besuchen durfte, von denen jeder sechs wöchentliche Stunden um-

faßte. Den jüngern wurde vom Rektor gewöhnlich nur zwei oder drei Jahreskurse zu belegen gestattet. Erst wenn sie diese Kurse mit gutem Erfolg absolviert hatten, konnten sie drei oder vier weitere Kurse (18 bis 24 Stunden wöchentlich), deren Reihenfolge genau vorgeschrieben war, nehmen und so methodisch zu immer schwierigeren Materien aufsteigen. In diesen Kursen (Spanisch, Französisch, Englisch in je drei Jahreskursen. Arithmetik, Algebra, Geometrie, allgemeine und Landesgeographie. Kosmographie, Physik, Rhetorik, vaterländische Geschichte) wurden die Gegenstände intensiv bearbeitet. Dieses Studium dauerte nun im besten Falle, d. h. in demjenigen, in welchem ein Schüler immer vier Jahreskurse gut absolviert hatte, sechs Jahre, gewöhnlich aber viel länger, da man mit weniger als vier Jahreskursen anfing, besonders in den untern Klassen, nicht immer promovierte oder auch noch verschiedene fakultative Jahreskurse (Lateinisch, Griechisch, Deutsch, Stenographie, Handelsrechnen, Religion) dazu nahm, die ebenfalls gegeben und berechnet wurden. Doch sei gleich beigefügt, daß diese fakultativen Kurse nur schlecht besucht waren, was namentlich für das Lateinische bedauerlich war, da diese Sprache naturgemäß das Eindringen in das Spanische bedeutend erleichtert hätte und auch zur Kenntnis des römischen Rechtes unentbehrlich scheint. Der Religionskursus fand niemals statt, weil kein Geistlicher in unsere Universität kommen wollte.

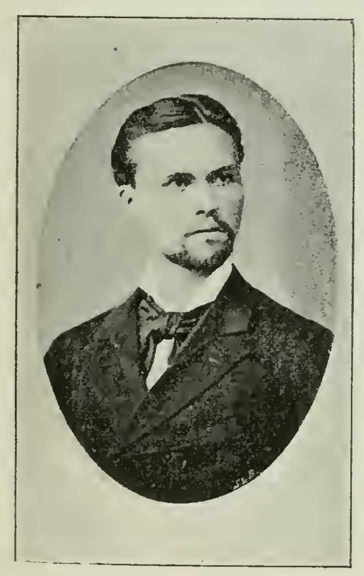
Zu oberst auf der Stufenleiter der Fächer stand ein Kurs Biologie, d. h. allgemeine Prinzipien der Naturgeschichte, ein Kurs Soziologie, ein Kurs Philosophie nnd zwei Kurse Weltgeschichte. Eine von der Escuela de literatura gänzlich abgetrennte philosophische Fakultät gab es also nicht, obschon diese Fakultät durch drei Professoren vertreten war (den Biologie-, den Sociologieprofessor und mich): alle zukünftigen Juristen und Mediziner mußten durch unsern Unterricht hindurchgehen. Da die Schüler meist etwa mit 10 Jahren in die Litteraturschule eintraten, so hatte ich Studenten von 16 - 20 Jahren, ja auch bis 26 Jahren, die älter waren als ich, ausgewachsene Jünglinge, wie sie hier etwa in den ersten Semestern der Universität zu finden sind; manchmal wohnten auch ältere Herren aus der Stadt den Vorlesungen bei. Wie in Bezug auf das Alter, so waren die Studenten ungleich in Beziehung auf ihre Gesichtsfarbe. Die verschiedensten Nüancen traten mir da ent-

gegen, von dem rosigsten Weiß des zarten Bogotanerjünglings bis zum tiefsten Schwarz des bildungsglühenden Negers. Die verschiedensten Augen blickten mich an, und auch der »Zaun der Zähne« war ganz ungleichartig. Betrat ein Professor die Universität, die Claustros oder den Rundgang des alten Klosters, so wurde vom Pedell geklingelt. Die Studenten hatten sich an der Thüre geordnet aufzustellen und hinter dem Professor sich in das Lokal zu begeben. Es waren dies meist größere Zimmer mit niedrigen Fenstern. Ich las meine Kollegien in der frühern großen Klosterkapelle.

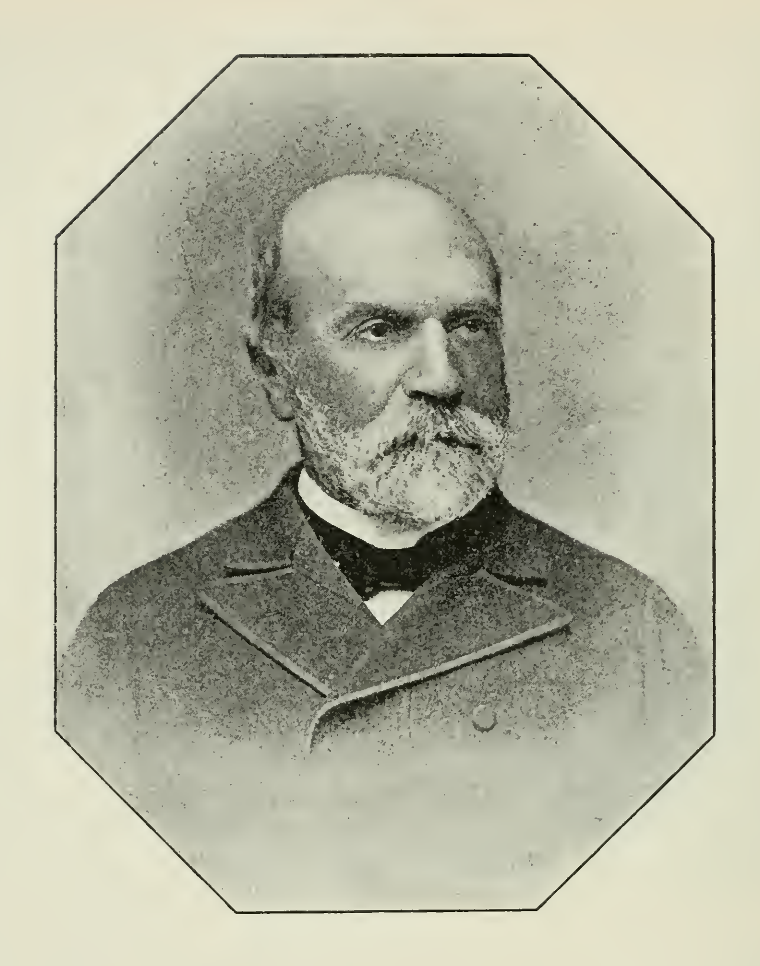
Da das für Bogotá richtige Prinzip herrschte, den Schülern nicht zu viel Freiheit zu lassen, so hielt man sie unter ziemlich energischer Bevormundung. Für alle Studenten galt es als Regel, daß derjenige seinen Jahreskurs verlor, nicht zum Examen und nicht in höhere Klassen zugelassen wurde, der 100 Absenzen oder auch Nullen für ungenügende Leistungen oder 20 Vermerke für schlechtes Betragen oder 100 Absenzen infolge von Krankheit laut den vom *Catedrático* zu führenden Registern auf dem Gewissen hatte. Von Strafen, die verhängt werden konnten, wenn, wie es im Reglement bezeichnenderweise hieß, »der Ansporn der Ehre nicht genügt«, erwähnen wir nur zwei, den Arrest in dem sogenannten Kerker *(calabozo)*, in welchen hie und da junge Schlingel und Taugenichtse durch die Aufseher hineingebracht wurden, wo sie in nackten und finstern Zellen über ihren Übermut nachdenken konnten — eine Strafe, welche stets einen peniblen Eindruck auf alle machte — und die Relegation. Letztere sollte über diejenigen Schüler verhängt werden, die von Waffen Gebrauch machen, um die Mitschüler zu verwunden oder zu bedrohen, ferner über diejenigen, die eine Störung der öffentlichen Ordnung anzetteln . . .

Sodann bestand für die Schüler unter 16 Jahren im Colegio de San Bartolomé ein Internat unter der speziellen Aufsicht eines Vizerektors. Damals befanden sich etwa 80 Schüler darin, meist solche, die von weit her gekommen waren und deren Eltern sie nicht in der Stadt mochten Kost und Logis nehmen lassen, weil sie zu vielen Versuchungen ausgesetzt gewesen wären. Sie bezahlten für ihre Pension dem Staate 150 Dollars per Jahr. Die Disziplin unter diesen Stiftlern war echt militärisch und äußerst streng.

Morgens zwischen 9 und 10 Uhr, nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr wurde die Universität hermetisch verschlossen, da dann die beiden Hauptmahlzeiten eingenommen wurden. Von 6 Uhr abends an durfte keiner mehr ausgehen, Sonntags nur bei guter Aufführung. Turnen und Baden wurden fleißig gepflegt, so daß die jungen Leute alle kräftig und gesund aussahen. Ferner wurden talentvolle Knaben und Jünglinge, die wenigstens drei Jahre in einer öffentlichen Primarschule zugebracht und sich durch die höchste Punktzahl ausgezeichnet hatten, durch Stipendien unterstützt, die, aus den Renten des Colegio entnommen, 400 Fr. betrugen, wofür sie laut des nie gehandhabten Reglements drei Jahre lang der Regierung zur Verfügung stehen mußten. Da aber das Leben, die Kleidung etc. in Bogotá sehr teuer war, so erhielten viele ganz mittellose Studenten noch Stipendien von ihren Staaten oder Kantonen, die für ihre kostenlose Erziehung aufzukommen versprachen, dies aber nicht immer hielten. Gerade diese ärmsten Studenten waren unsere tüchtigsten Schüler und machten uns viel Freude. Doch mußten sie gar oft sich auf das Studium des Notwendigen beschränken, um schnell fertig zu werden und in den Hafen sichern Erwerbs einzulaufen.


Vice-Rektor Dr. Bernal

Auch die Professoren, deren damals 43 an der ganzen Universität wirkten, standen nach dem Reglemente unter strengen Gesetzen, indem sie von den Rektoren in ihren Funktionen provisorisch eingestellt und zur Absetzung empfohlen werden konnten, ja auch bei unentschuldigtem Ausbleiben den Tagessold verlieren sollten. In Wirklichkeit aber machte sich die Sache viel weniger pedantisch. Der Rektor ging nur gegen notorisch nachlässige Professoren, deren es in Bogotá auch einige gab, vor; im übrigen ließ



Salvador Camacho Roldan

Dieses Bild ziert die *dritte* Auflage des interessanten Buches von Dr. Camacho Roldan, betitelt *Notas de viaje* (Reisebilder aus Columbien und den Vereinigten Staaten), Paris, 1897, bei Garnier Frères zu beziehen.

er denselben gegenüber ziemliche Milde walten, denn die Besoldungsverhältnisse der Professoren war derart, daß man bei den meisten froh sein mußte, wenn sie ihre Kollegien in der Universität überhaupt lasen. In der That waren an der ganzen Universität nur etwa drei Professoren eigentlich auf das Lehrfach angewiesen. Die übrigen mußten durch Ämterkumulation ihre Existenz gewinnen und hatten allerlei mögliche Beschäftigungen; sie waren Beamte, Bundesrichter, Deputierte, Politiker, Redaktoren, Ingenieure, Litteraten, vielbeschäftigte Ärzte und widmeten nur ihre Muße dem Professorate. Doch war es eine gesuchte Auszeichnung, an der Universität unterrichten zu dürfen.

Und nun dieser Unterricht selber! Obschon je nach den Rassen die geistigen Fähigkeiten ungleich verteilt waren, so waren die Studenten doch im Durchschnitt recht intelligent und bekundeten eine außerordentlich rasche Auffassungsgabe bei klarer und etwas poetisch angehauchter Darlegung des Dozenten. Es war eine wahre Lust, bei ihnen zu unterrichten. Wirkliche oder scheinbare Widersprüche im Vortrage wurden stets herausgefunden und von ihnen zur Interpellation in den Repetitorien oder Diskutatorien benutzt. Sie hatten auch fast alle ein außergewöhnlich gutes Gedächtnis, das sehr früh und nachhaltig geübt worden war und das, weil keine Überbürdung und keine Abspannung vorkamen, wie in Europa, frisch und solid alles behielt. Überbildung, wie man sie von gewisser Seite der Universität vorwarf, fand jedenfalls bei den Studenten nicht statt. Vielen fehlten die notwendigen Vorkenntnisse zu einer streng wissenschaftlichen Ausbildung, andere kämpften mit Mühe gegen eine Masse religiöser und politischer Vorurteile, die sie von Hause mitgebracht hatten, wieder andere lernten zu viel auswendig und dachten zu wenig, ein Fehler, der namentlich dadurch genährt wurde, daß die meisten Professoren irgend ein Lehrbuch ihren Vorträgen zu Grunde legten, dasselbe nur etwa während einer halben Stunde erklärten und ein bestimmtes Pensum zum Lernen aufgaben. Dieses Pensum wurde dann von vielen am Examen hergeplappert, aber gar nicht immer begriffen.

Fleißig waren namentlich unsere Studenten der höhern Kurse, während, nach Aussage der Lehrer an der Litterarschule, die der untern Klassen, noch im Schlingelalter befindlichen Schüler sehr

viel zu wünschen übrig liessen. Je älter der Student war, desto mehr hatte sich sein hochgeschraubtes Ehrgefühl entwickelt, und man brauchte nur an dasselbe zu appellieren, um diese akademische Jugend leicht zu führen. Deshalb war es auch nicht nötig, daß ich in meinen Kollegien schulmeisterlich die Absenzen meiner Zuhörer notierte, noch weniger hatte ich je schlechte Noten oder Betragensnoten zu vermerken, denn Undisziplin, Roheiten, Unordentlichkeit hatte ich in meinen Vorlesungen nie zu beklagen. Etwelches Übergreifen, das bei dem einschmeichelnden, gewandten Wesen der Studenten sehr leicht möglich war, konnte durch beißende Satire leicht zurückgewiesen werden; namentlich als ich dann vom zweiten Jahre an in spanischer Sprache vortrug, zeigte sich ein viel regerer Gedankenaustausch zwischen meinen Zuhörern und mir, somit auch ein nachhaltigerer Einfluß. Gab sich der Professor Mühe und erwies er sich nicht als Charlatan oder Ignorant, d. h. lehrte er nur, was er wirklich wußte, so konnte er der Liebe und Verehrung der Studenten sicher sein. Wehe aber demjenigen, der sich irgend eine Blöße gab! Unser Student, skeptisch bis zum Übermaß, raisonnierend, rechthaberisch, disputiersüchtig und stolz, wußte seine Blößen aufzudecken und unnachsichtig auszubeuten. Schon ohnedies hatte fast jeder der Professoren irgend einen Übernamen, manchmal nicht gerade zarter Art; ich konnte mich hierin freilich nicht beklagen, denn ich hieß »*El Suizo*, der Schweizer«. Unsere Fehler wurden besonders aufgedeckt in sogenannten *epitáfios* oder kurzen Knittelversen, die eine Grabschrift auf uns enthielten.

Im Umgang untereinander waren die dortigen Studenten viel zu sehr von Ehrgeiz beherrscht, als daß sich so recht gemütliche Freundschaftsbande hätten um sie schließen können. Studentenverbindungen, die so nachhaltig auf den Charakter der Mitglieder wirken und unzerstörbare Freundschaftsbande schließen, existieren unter den jungen Leuten nicht. Auch kein Kostüm zeichnet sie aus; doch trugen sie neben der schwarzen Kleidung und dem Cylinder bei feierlichen Anlässen einen buntfarbigen kleinen Schild mit dem Wappen der Universität auf der Brust. Im allgemeinen tranken die Studenten schon als Tropenbewohner weniger als wir; aber der Liebesgott quälte sie dafür mehr mit seinen neckischen

Pfeilen, und bei ihrer dichterischen Anlage wurden unendlich viele Lieder verbrochen. Corpsgeist herrschte unter ihnen ebenfalls, geweckt namentlich durch die politischen Meinungsverschiedenheiten. Unsere Universität war von fast ausschließlich liberalen oder radikalen jungen Leuten besucht und daher bei den Rückschrittlern sehr gehaßt. Meist Freidenker in religiösen Dingen, auf der extremen Linken in Politik stehend, gaben sich die Studenten uneigennützig ihrer Partei hin in den vielen Bürgerkriegen, die ausbrachen. Sie waren stets eines der beweglichsten, feurigsten und aufopferndsten Elemente in den Revolutionen, und mancher hat mit frühem Tode seine Überzeugung besiegelt, ward dafür aber auch als Held verehrt. Mit Ehrfurcht sah man auf diejenigen, die im Jahre 1876 von konservativen Kugeln verwundet worden waren.

Das Schuljahr dauerte vom Februar bis Anfang Dezember mit Unterbruch von einigen Tagen in der Charwoche, von 14 Tagen nach dem Unabhängigkeitsfeste vom 20. Juli und einigen kirchlichen Feiertagen sowie des Namentages der verehrten Rektoren. Im November fanden jeweilen die Examen statt, und zwar nahmen sie während dreier Wochen die mehrstündige angestrengteste Arbeit der Professoren in Anspruch. Jeder Student wurde nämlich einzeln in seinem Fache wenigstens 20 Minuten vor einem Kollegium von 3 Examinatoren mündlich geprüft. Ich examinierte gewöhnlich in der Escuela de literatura in Französisch (alle drei Jahreskurse), Latein und Deutsch, und in der Escuela de filosofia in Philosophie und Geschichte und muß sagen, daß die Anforderungen an die Studenten strenge waren und daß dann allfällige Unregelmässigkeiten während des Jahres sich an den Kandidaten rächten.

Im Laufe des Jahres fanden auch hie und da Staatsexamina unter dem Vorsitz des Unterrichtsminsters selbst statt, sogenannte *exámenes de grado*, zweistündige mündliche Prüfungen vor einem größern Professorenkollegium. Mit besonderer Feierlichkeit wurde den glücklich Durchgekommenen das Staatsdiplom überreicht, das ihnen den Titel eines Doktors der Rechte, der Medizin, der Naturwissenschaften verlieh. Den Doktortitel hat daher jeder, der irgend ein Staatsexamen gemacht hat; da dies bei fast allen Catedráticos zutraf, wurden sie auch gewöhnlich mit »Doktor« angeredet. Den Abschluß der Jahresexamina bildete die feierliche

Sitzung der Universität in ihrer Aula, die *Sesión solemne*, an welcher der Präsident der Republik, der Unterrichtsminister und irgend ein bestimmter Professor möglichst feingedrechselte und auch inhaltlich gute Reden hielten. Das diplomatische Corps wohnte bei, sowie die auserlesenste Bogotanergesellschaft, auch Damen, galt es doch, die geehrtesten Redner zu hören. Den besten Studenten wurden Belohnungen, in wertvollen Werken bestehend, ausgeteilt.

Erwähnenswert ist noch die mit der Escuela de literatura y filosofia verbundene Bibliothek, welche der Rektor (später unter Beiziehung meiner Person) aus dem jährlichen durch die Regierung gewährten Kredit von mehreren Tausend Franken und aus den Renten der Universität in einigen Jahren angelegt hatte. Es war ein Kabinetstück einer Bibliothek und enthielt in cirka 1500 Bänden die vorzüglichsten modernsten Werke in Litteratur, Geschichte, Philosophie, Nationalökonomie, Jurisprudenz in allen Kultursprachen, die hauptsächlichen Wörterbücher und Encyklopädien, endlich ein Dutzend europäische, namentlich französische und englische Zeitschriften. Diese Bibliothek, wo ich meine Nachmittage zubrachte, diente zum Arbeiten vortrefflich.



Prof. Dr. Venancio Manrique

So war die Universität eingerichtet, welche der auf die Revolution von 1885 folgenden Reaktion zum Opfer fiel und die in einem ganz andern Geiste »reorganisiert« worden ist. Die Zöglinge der Universität sind natürlich heute wieder zahlreich. Die juristisch-volkswirtschaftliche Fakultät zählt 189 Studenten und 17 Professoren; die mathematisch-technische 58 Studenten nnd 11 Professoren; die medizinisch-naturwissenschaftliche 185 Studenten und 21 Professoren (Miguel Samper, *Libertad y Orden*, Bogotá 1896, p. 53).

* * *

Nicht minder wertvoll für den Geschichtsforscher war die Nationalbibliothek mit cirka 50 bis 60.000 Bänden, von denen die amerikanische Abteilung jetzt geordnet ist; hier sind alle Quellen zur columbianischen Geschichte aufbewahrt. Die Manuskripte derselben liegen jedoch noch ganz ungeordnet im Nationalarchiv, und es bedarf wohl mehrerer Jahre angestrengter Mühe und Arbeit, um das Archiv einzurichten und das Wichtigste zu veröffentlichen und um alsdann zur Abfassung einer wirklich streng wissenschaftlichen Geschichte Columbiens zu schreiten. Zur Erreichung dieses Zieles muß jedoch das allgemeine Verständnis für solche Unternehmungen noch bedeutend besser werden. In Bezug auf die Archive und auf alle Sammlungen zeigte sich in Columbien ein merkwürdig liederlicher Geist. Viele Aktenstücke wurden entwendet oder einfach von Interessenten nach Hause genommen und ganz wichtige Schätze verschleudert. Auf diese Weise ist das Nationalmuseum, früher ziemlich reich mit Altertümern ausgestattet, während verschiedener Bürgerkriege vieler wertvoller Gegenstände beraubt worden; es ist heute, in ein paar Gewölben untergebracht, ein ganz armseliges Skelett und beinahe des Besuches nicht wert.

In Bogotá bestanden verschiedene wissenschaftliche Gesellschaften, namentlich die medizinische und naturwissenschaftliche, aber sie litten unter der Unbeständigkeit der Zeiten. Für viele ganz ausgezeichnete Denker, z. B. für Rafael Nieto Paris, einen hervorragenden Mathematiker, Mechaniker und Astronomen, der zu Hause prächtige moderne Instrumente hat, fehlte die Anregung. So hat sich denn auch keine archäologische Gesellschaft bilden können, trotz der hohen Wichtigkeit, welche eine solche Gründung für die Erforschung der alten Civilisation hätte. Und doch waren einzelne Kollegen Leute von hervorragender geistiger Begabung und umfassender Bildung, so die beiden Rektoren Dr. Vargas Vega, bekannt als Physiologe und Pädagoge (p. 126), und Dr. Liborio Zerda, als Chemiker und Altertumsforscher, Dr. Camacho Roldan (p. 130) als Sociologe, der Staatsmann Dr. Santiago Perez und Dr. Roberto Ancizar als Nationalökonomen, Dr. Alvarez, Manuel Ancizar, Rojas Garrido und J.-I. Escobar als Philosophielehrer und Philosophen, Don Alberto Urdaneta als Kunstlehrer, Maler, Zeichner und Förderer des Kunstlebens in Bogotá.

Hier wäre nun eigentlich der Ort, die gesammte Litteratur Columbiens kritisch zu würdigen. Aber wenn ich auch bekennen darf, daß ich die meisten wichtigeren Werke mit warmem Interesse gelesen habe, so würde doch eine derartige Besprechung entweder zu viel Raum einnehmen oder wegen ihrer Kürze den Leser kaum interessieren. Der Vollständigkeit halber will ich nur einige Namen nennen.

Als Gelehrte auf naturwissenschaftlichem Gebiete ragen hervor der Botaniker und Geologe Mutis (1732 in Cadix geboren, 1808 in Bogotá gestorben) und sein Schüler Caldas (geb. 1770, in Bogotá 1816 von den Spaniern füsiliert), ein durch Reisen gebildeter Autodidakt, welcher Alexander von Humboldt in Erstaunen setzte durch seine Kenntnisse und Beobachtungen in Botanik, Chemie, Astronomie und Ethnologie, sowie durch die Erfindung einiger Instrumente (Hypsometer). Unter den Linguisten und Grammatikern hat sich in der Gegenwart Cuervo durch Herausgabe eines etymologischen Wörterbuches der spanischen Sprache einen berühmten Namen gemacht. Als Historiker sind zu nennen Bischof Piedrahita mit seiner Geschichte der Eroberung (1688), José Manuel Restrepo mit der besten Geschichte des Unabhängigkeitskrieges, Gutierrez (Memoiren), Vergara y Vergara (Litteraturgeschichte), Groot (Kirchengeschichte) und Quijano Otero. Die geographische Wissenschaft ist durch folgende Namen vertreten: Zea, welcher der Franklin Südamerikas genannt wurde, die Obersten Joachim Acosta und Codazzi, dessen Manuskripte Felipe Perez ins Reine brachte, Ancizar (»Peregrinacion de Alpha«) und Mosquera.

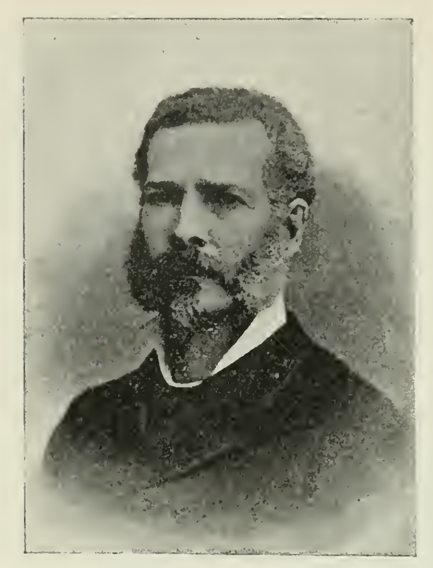
In der Belletristik begegnen wir besonders dem impulsiven José Maria Samper (†1888, s. Bild, S. 138), welcher seine nimmermüde Feder und Beredsamkeit fast allen Genres und auch seinen verschiedenen politischen und religiösen Wandlungen dienstbar gemacht, sowie seiner hochgebildeten Frau Doña Soledad Acosta de Samper, einer Volks- und Frauenschriftstellerin streng katholischer Richtung. Der hochpoetische Roman von Jorje Isaacs (ursprünglich israelitischer Abstammung), betitelt *Maria*, ist mit Recht berühmt und in andere Sprachen übersetzt worden. Einen zeitgemäßen Sittenroman »Blas Gil« voll Kraft und in der Tendenz an »Martin Salander« gemahnend, hat der Satirdichter Marroquin letztes Jahr herausgegeben.

Sehr zahlreich sind die Verfasser kleinerer Erzählungen und Schilderungen, der sogenannten *artículos de costumbres*, welche im Stile der kurzen Geschichten Jeremias Gotthelfs oder Joachims Land und Leute mit Humor und Witz beleuchten; wir machen bloß auf



Haus in Bogotá, das A. v. Humboldt bewohnte

Emiro Kastos (Juan de Dios Restrepo), David Guarin, Ricardo Silva und Ricardo Carrasquilla aufmerksam. Die dramatische Litteratur ist ziemlich ausgedehnt, doch hat Columbien noch keinen großen Dramaturgen hervorgebracht.


José Maria Samper

Die Zahl der Poeten ist Legion, wie schon die Sammlung des »Parnaso colombiano« beweist. Das columbianische Volk ist ein poetisch veranlagtes Volk; Cané hat in feiner Pointierung als Grund dieser Erscheinung angegeben, daß es »näher beim Himmel« sei. Wenn auch viel Mittelmäßiges und Banales gedichtet und die Quantität für die Qualität genommen wird, so läßt sich doch nicht leugnen, daß einige hervorragende Dichter im Schoße Columbiens geboren wurden. Wir nennen nur Arrieta,[1]) den

[1]) Von diesem Dichter seien u. a. folgende leidenschaftliche Strophen citiert:

Dices que para olvidarme Te ha bastado un solo instante, Que mi recuerdo de amante, Te es indiferente ya.	Du sagst, ein einz'ger Augenblick Genügte dir, mich zu vergessen Und mit mir all das Liebesglück, Das froh zusammen wir besessen.
Pues olvídame, si puedes, Porque el dardo del pasado En el corazon clavado Para siempre llevarás.	Vergiß mich doch, versuch es nur! Dem Pfeil mit Widerhaken gleicht Die Liebe, des Vergang'nen Spur Dir nimmer aus dem Herzen weicht.

Dieses Liebesglück hat Arrieta in einem andern Gedichte so geschildert, daß man im Original die reinste Musik anzuhören glaubt:

Sentados sobre la yerba A las orillas del rio Con amante desvarío Me acariciabas ayer.	Am Ufer des Flusses, Im duftigen Grase Liebkostest du mich In Liebesextase.
De tus labios el murmullo Al besar sobre mi frente Se confundió dulcemente Con el del agua al correr.	Deiner Lippen Lispeln Meine Stirne küßt, Mit des Baches Murmeln Mild zusammenfließt.
Tu mano estaba en las mias, Y mi cabeza en tu seno El cielo estaba sereno Cual la dicha de los dos.	Deine Hand in der meinen, Mein Haupt an deiner Brust, Das Glück zu vereinen, Lacht der Himmel mit Lust.
Te inclinabas en mi oido Con amorosa dulzura Y palabras de ternura Me murmuraba tu voz.	An meine Schulter gelehnt In lieblicher Sanftheit, Bestricktest du mich Mit Worten voll Zartheit.

leidenschaftlichen Julio Arboleda, J. E. Caro, Gregorio Gutierrez, unserem Haller vergleichbar, Rafael Pombo, Obeso, welcher, selbst ein Schwarzer, den Gefühlen der Neger einen oft ergreifenden Ausdruck verliehen, besonders aber Rafael Nuñez, dessen merkwürdige politische Laufbahn, wie wir sehen werden, nur verständlich wird, weil er unter einem Volk von Ideologen und Träumern gedichtet hat.

Der lyrische Quell ergießt sich in Columbien nicht völlig in die Druckerschwärze; er sprudelt unerschöpflich in den meist ungedruckten Volksliedern weiter. Es sind dies jene kurzen vierzeiligen Strophen, in welchen das Volk in naiver, zu Herzen gehender Sprache seinen innersten Gedanken und Gefühlen Worte giebt und uns so erlaubt, einen tiefen Einblick in seine Seele zu thun. Mit der Wiedergabe einiger dieser von unbekannten Minstrels gedichteten Liedern hoffe ich manchem Leser eine Freude zu bereiten.

Zuerst einige allgemeine tragikomische Betrachtungen:

Ojos verdes son la mar,
Ojos azules el cielo,
Ojos garzos purgatorio
Y ojos negros el infierno.

Grüne Augen sind das Meer,
Blaue Augen der Himmel,
Graue, des Fegefeuers Glut,
Schwarze, der Hölle Getümmel.

Por un tropezon que dí
Todo el mundo murmuró.
Todos tropiezan y caen,
¿ Cómo no murmuro yo ?

Ich stolpert einmal,
Da schalt alle Welt.
Jeder stolpert und fällt.
Warum ist mir's egal?

Cuando alguno quiere á alguna
Y esa alguna no lo quiere,
Es lo mismo que encontrarse
Un calvo en la calle un peine.

Ein Kahlkopf findet einen Kamm,
Den jemand draußen verloren.
So ist's, hat jemand ein Mägdlein lieb
Und sie einen andern erkoren!

Dicen que el águila real
Pasa volando los mares.
¡ Ai, quién pudiera volar
Como las águilas reales !

Der Königsadler im kühnen Flug
Weithin streicht über die Meere.
Ach wenn ich, um zu fliegen fort,
Auch so ein Adler wäre!

Si yo fuera pajarito,
A tus hombros diera el vuelo,
Pícara de tu boquita....
La lástima es que no puedo.

Wär' ich ein Vöglein,
Auf deine Schulter flög ich hin.
Wie schelmisch dein Mündlein!
Nur schade, daß ich's nicht bin.

Am meisten besungen wird in Columbien die Liebe, die vielgefeierte und vielgeschmähte; der Ausdruck des Auges ist ihre unmittelbare Offenbarung:

Tus ojos son dos luceros, Tus labios son de coral, Tus dientes son perlas finas, Sacadas del hondo mar.	Deine Augen sind zwei Sterne, Deine Lippen ein Korallenband, Deine Zähne sind feine Perlen, Geholt am tiefen Strand.
Como hay abismos profundos En el fondo de los mares, Los hay tambien en tus ojos Con calmas y tempestades.	Wie in Meerestiefen Gähnet mancher Schlund, Wechselnd in deinen Augen, Thut Stille und Sturm sich kund.
Son tus ojos noche y dia Luz y sombra á un tiempo son, Negros como las tinieblas Y brillantes como el sol.	Deine Augen sind wie Tag und Nacht, Licht und Schatten ganz, Rabenschwarz wie der Hölle Macht Und spielend wie Sonnenglanz.
Antenoche me soñé Que dos negros me mataban Y eran tus hermosos ojos Que enojados me miraban.	Vorgestern im nächtlichen Traum ich sah Zwei Neger das Schwert auf mich zücken .... Dein schönes Augenpaar schaute mich an Unheimlich, mit zornigen Blicken.

Die Enttäuschungen und Treulosigkeiten der Liebe haben der Volkspoesie folgende bald schalkhaft spöttischen, bald tragischen, bald resignierten, bald schmerzlich bewegten Strophen eingegeben:

Esta calle está mojada Como que hubiera llovido, Son lágrimas de un amante Que anda por aquí perdido.	Naß ist diese Straße, Wie von Regen schwer; Thränen sind's eines Verliebten, Der irrt hier umher.
¡ Qué alta que va la luna ! Y un lucero la acompaña ¡ Qué triste se pone un hombre, Cuando una muger lo engaña !	Hoch am Himmel zieht der Mond Und die Sternlein prangen ! Drunten weinend sitzt ein Mann, Den ein Weib hintergangen !
Me quisiste, me olvidaste Y me volviste á querer; Y me hallaste tan constante Como la primera vez.	Du liebtest mich und vergaßest mich Und liebtest mich aufs neu Und fandest mich ein ander Mal Ergeben in gleicher Treu.
El árbol de mis amores Era coposo y lozano; La indiferencia lo heló Los celos lo deshojaron.	Frisch erhob sich meine Liebe Wie ein üppiger Baum belaubt; Gleichgültigkeit und Kälte haben Ihn seines Blätterschmucks beraubt.

Ayer pasé por tu puerta	Gestern an deinem Thore
Y me tiraste un limon,	Warfst eine Citrone auf mich;
El agrio me dió en los ojos	Der Saft traf mich in die Augen,
Y el golpe en el corazon.	Ins Herz traf mich der Stich.

Doch giebt es auch Verliebte, die bald getröstet und abenteuerlustig sind, Don Juan-Seelen:

El amor que te tenia	Die Liebe, die ich dir geweiht,
Era poco y se acabó,	War winzig und verschwand.
Lo puse en una lomita	Ich trug sie auf ein Hügelchen;
Y el aire se lo llevó.	Der Wind trug sie ins Land.
Por esta calle vive	In dieser Gasse
La huerfanita.	Wohnt die Waise allein.
¡ Quien viviera con ella,	Wer doch mit ihr wohnte,
La pobrecita !	Das arme Mägdlein!

Ein musterhafter Ehemann vergißt sich in folgender derber, despektierlicher Art:

Mi mujer y mi mulita	Des Weibes und des Maultiers Tod
Se me murieron á un tiempo.	Gleichzeitig ich betraure.
¡ Que mujer ni qué demonios !	Mein Weib ist hin! In's Teufels Nam!
Mi mulita es lo que siento.	Das Maultier ich bedaure.

Die ganze Psychologie der Liebe enthüllt sich in folgenden Duetten:

Con todas me divierto,	Mit allen ich scherzte
Me rio y hablo.	Und sprach und lachte.
Tan solo á la que quiero,	Die einzig ich liebe,
La miro y callo.	Ich schweigend betrachte.
Ya mis ojos te han dicho	Meine Augen dir sagten,
Que yo te quiero,	Ich liebe dich;
Si ellos son atrevidos	Sind sie auch furchtlos,
Yo no me atrevo.	Ich fürchte mich.
Dáme, niña bonita,	Gieb, schönes Kind, mir
Lo que te pido:	Worum ich dich bitten muß:
Un abrazo y un beso,	Ein zartes Umarmen,
Con un suspiro.	Einen Seufzer, einen Kuß.
Tu corazon partido,	Dein halbes Herz
Yo no lo quiero;	Verlang ich nicht;
Yo cuando doy el mio,	Geb' ich das meine,
Lo doy entero.	Geb' ich's ganz.

Si quieres que yo te quiera,
Ha de ser con condición,
Que lo tuyo será mio
Y lo mio tuyo nó.

Willst du, daß ich dir zugetan,
Eine Bedingung knüpf' ich daran:
Was dein ist, das soll mein sein,
Was mein ist, sei nicht dein!

Ein fideler Liebhaber singt:

Tiene la que yo quiero
Un diente ménos,
Por ese portillito
Nos entendemos.

Der, welche ich gern hab',
Der fehlt ein Zahn;
Durch dieses Pförtchen
Da binden wir an.

Tiefempfundene edle Leidenschaft atmen die zwei letzten, hier wiedergegebenen Strophen:

Si la piedra con ser piedra,
Al toque del eslabon
Brota lágrimas de fuego
¿ Qué será mi corazon ?

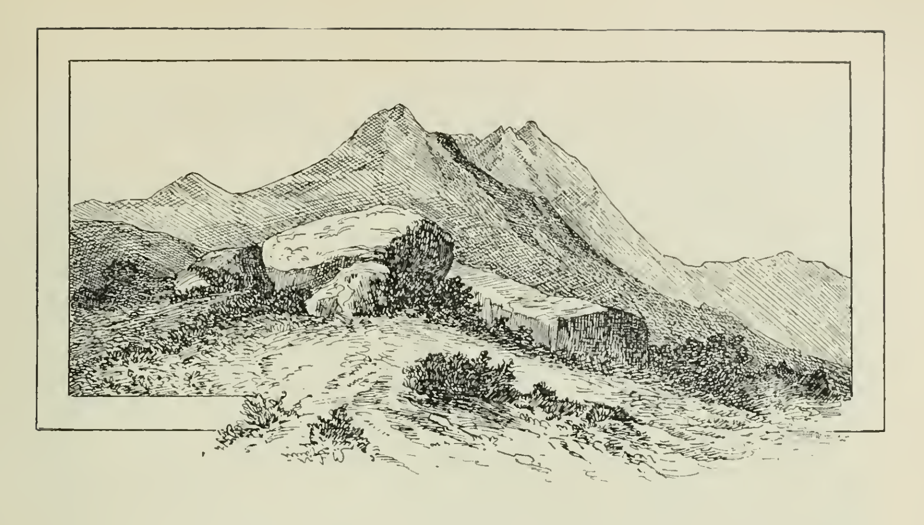
Wenn aus rohem Stein
Helle Feuerthränen sprühen,
So der Stahl ihn schlägt,
Wie muß erst mein Herz erglühen!

Desde que te ví, te amé
Y todo fué de improviso,
No sé lo que fué primero,
Si amarte o haberte visto.

Seit ich dich sah, liebte ich dich.
Es kam über mich wie ein Traum.
Ich weiß nicht, was zuerst mir geschah,
Ob ich dich liebte oder dich sah.

Ein Volk, das so singt und seine Gedanken und Gefühle in solchen Bildern voll Ungezwungenheit und natürlicher Kraft auszudrücken vermag, ist fürwahr ein bildungsfähiges Volk.





VI.

Streifzüge

Es ist der Stolz jeden Columbianers, möglichst fein ausgerüstet ein schnellfüßiges Pferd mit langgewalltem Schwanze zu besteigen und davonzugaloppieren, oder, wie in den Sattel gegossen, sich recht bequem und zierlich zugleich durch den Paßgang *(paso)* des Pferdes wiegen zu lassen. Die Bogotaner machen hierin keine Ausnahme und wählen sich besonders den Sonntag für ihre Ausflüge aus. Der breitkrempige, konisch zugespitzte Strohhut *(suaza, jipijapa,* fälschlich bei uns Panama genannt) ist tadellos weiß; die Reitoberhosen *(zamarros)* aus Tiger- oder Bärenfellen oder aus gewöhnlichem grauem Kautschuk sind neu, der Ruanaüberwurf ist sauber. Zum Schutz gegen Regengüsse wird ein guter dunkler Kautschukmantel, zur Überschreitung der kalten Bergpässe ein warmer Wollmantel *(bayeton)* aufgeschnallt. Ein seidenes Halstuch darf nicht fehlen. Sporren mit Rädern so

groß wie Fünffrankenstücke, Steigbügel aus Kupfer, manchmal vergoldet, in einer vorn zugespitzten, halbschuhähnlichen Form vervollständigen die Ausrüstung.

Da meine Kameraden aus der Fremdenkolonie meist nicht eigene Pferde hielten, indem deren Unterhalt zu teuer zu stehen kommt, so waren unsere Sonntagsvergnügen anderer Art. In den ersten zwei Monaten hatten wir ein Vetterligewehr und schossen auf Scheiben; im letzten Jahre meines Aufenthaltes gingen meine Tischgenossen oft auf die Jagd, von welcher sie abends eine gute Ausbeute an Schnepfen und wilden Enten heimbrachten, die dann Montag abends in einem einfachen Mahle verspeist wurden. Bei demselben herrschte stets der fröhlichste Humor, indem gar manche Jäger- und sonstige Räubergeschichte von verschmitzten Lippen floß. Sogar ein französischer wandernder Abbé, der weit weg vom Hotel wohnte, hatte eine so feine Spürnase, daß er stets zum Wildbret eintraf und uns durch seine köstliche Laune immer ergözte.

Den Sonntag benutzte ich so weit möglich zu Ausflügen in die Umgegend. Bäder im fließenden Wasser gab es nur unbequeme und entlegene, und sie waren sehr kalt: dagegen waren die Berge oberhalb Bogotá und der zwischen ihnen gelegene Boqueron (p. 60) mit seiner frischen Alpennatur und seinem sprudelnden Bache mein Lieblingsziel. Zu allen Tagesstunden bin ich an ihnen herumgeklettert. Namentlich war der Guadalupe (3255 Meter) mein Auserkorener, den ich gewöhnlich nach anderthalbstündigem Aufstieg erreichte. Eine prächtige Aussicht auf die Sabana belohnte mich stets. Niemals satt sehen konnte ich mich an dem Anblick Bogotás zwischen 5 und 6 Uhr abends, wenn die Sonne von Westen her die Sabana und die Stadt mit Licht übergoß und alle Gegenstände »umsonnt« waren. Wie Ameisen schienen da die Bogotaner in den Straßen herumzukrabbeln; die fernen Lagunen schimmerten wie Seen, und die Berge zerflossen in herbstlich-bläulichem Duft. Abends waren dann meist die Schneeriesen der Centralcordillere, die zwischen 6 und 7 Uhr morgens großartig über die Ebene hinwegguckten, nicht mehr sichtbar.

An solchen Sonntagen traf ich auch etwa eine Bogotanerfamilie, die im Freien ein Picknick hielt. Auf dem Hügel *La Peña* wurden

beim Feste der Heiligen der dortigen Kirche förmliche Zelte aufgeschlagen, und es entwickelte sich eine Art Laubhüttenfest. Die ganze Höflichkeit und Liebenswürdigkeit der Bogotaner zeigte sich bei dieser Gelegenheit; stets wurde der Fremde eingeladen, den mitgebrachten Imbiß verzehren zu helfen, und bald sprudelte jene Laune, wie ich sie nur an den guten Elementen der Pariserbevölkerung Sonntags im Bois de Boulogne gesehen. Das untere Volk namentlich zeigte sich in seiner ganzen Natürlichkeit, gab sich ungestörtester Freudigkeit hin, tanzte, betrank sich leider auch oft, so daß sich Eifersuchts- und Leidenschaftscenen abspielten; da es alsdann ein besonders gutes Objekt psychologischer und pathologischer Beobachtungen war, so ging ich oft zu solchen Festen hin und erfreute mich am *bambuco* (Nationaltanz mit nationaler Musik) und an den Volksweisen. So versäumte ich auch nicht, am Tage des Patrons von Monserrate diesen Berg zu besteigen, da das Gemälde dann sehr malerisch war. Schon an den Vorbergen waren Buden, wahre Zigeunerlager, aufgeschlagen, in denen gesotten und gebraten wurde, um die Festbesucher zu speisen, denn die Besteigung (eine Stunde für stramme Fußgänger) war für die dortigen Leute eine viel mühsamere Leistung als für uns, nachdem wir einmal an das Steigen gewöhnt waren und das Herzklopfen nicht mehr störte. Die Glocken der Kirche auf Monserrate ertönten immerfort, mit Hämmern geschlagen; Raketen flogen in die Luft; am Abend war große Beleuchtung, die von der Stadt aus brillant anzusehen war. Besonders gefiel mir bei diesen Festen das freundliche, nicht zudringliche Benehmen der Handwerker, denen man »Bescheid thun« mußte.

An einem solchen Festtage hatten ein Freund und ich das seltene Glück, eine Naturerscheinung zu sehen, die unvergeßlich in uns haften wird. Es war $7^1/_4$ Uhr morgens. Wir standen etwas abseits von der Spitze des Monserrate. Unter uns wogte ein wildes Nebelmeer, das die Stadt gänzlich verhüllte. Die Sonne hatte sich hinter uns erhoben, blieb aber auch im Nebel versteckt. Sie mochte etwa 15 bis 20 Grad über dem Horizont stehen. Plötzlich überspannte scheinbar in dem Nebelmeere ein majestätischer Regenbogen den ganzen Boqueron über eine Ausdehnung von cirka $^1/_2$ Stunde. Etwa zehn Schritte unter uns wölbte sich ein anderer kleinerer Regenbogen von ungefähr 10 Meter Durch-

messer; ebenfalls auf dem Nebelmeere und in diesem kleinern Bogen sahen wir in ziemlich natürlicher Größe die schwarzen Schatten unserer Gestalten so deutlich abgebildet, daß man jede Bewegung wahrnehmen konnte. Zum ersten und wohl auch zum letzten Male im Leben waren wir so von einem prächtigen Glorienschein umgeben. Das Phänomen, das die Physiker Anthelium nennen und das auch noch an andern Orten beobachtet wurde, dauerte etwa fünf Minuten; dann teilte sich der Nebel, wallte langsam auf und ließ Bogotá im Morgenglanze zu unsern Füßen sichtbar werden. Wäre dieses Sonnen-Schattenspiel nicht schon erklärt worden, so würde es eine ausgezeichnete Gelegenheit liefern, dasselbe zu Erscheinungen der Mutter Gottes zu benutzen — das war unser erster Gedanke, als wir in die Wirklichkeit zurückkamen.

In den Jahren meines Bogotaneraufenthaltes habe ich die Sabana nach allen Seiten hin durchstreift und durchritten. Allerdings ist dies mühsam, weil sie leicht monoton wird; denn hier fehlen murmelnde Bäche, es fehlt der richtige Baumschmuck, es fehlen besonders die Vögel, indem nur der Sperling umherhüpft; Staub und scharfer Wind belästigen den Reisenden, und zudem werden die Tiere in der Ebene sehr leicht müde. Mit dem sich dahinschleppenden Pferde oder Maultier aber geht auch der Mensch in der körperlichen Anstrengung auf; er beobachtet nicht mehr oder wird trübsinnig. Dagegen gibt es nichts Gesunderes, als auf frischem, ungeduldigem Rappen die weiten Strecken der Sabana an einem Morgen zurückzulegen. Man begegnet da den schweigsam einherschreitenden Indianern, welche entweder Lasten tragen oder mit langen eisenbeschlagenen Stangen die unter das Joch gebeugten Stiere antreiben, welche zweirädrige, hohe Lastwagen schleppen. Man kommt an den vielen eingefriedeten Weiden sowie an Landhäusern vorbei, zu denen an der Straße liegende portalartige Thore Einlaß geben.

Etwa zwei Stunden von Bogotá, in der Richtung nach Honda, liegt Fontibon, der Gemüsegarten der Hauptstadt; dann überschreitet man auf einer großen steinernen Brücke den Fluß Funza

oder Bogotá, der die ganze Sabana durchfließt und hier etwa drei Meter tief und 60 Meter breit ist. *Tres Esquinas* und *Cuatro Esquinas* werden erreicht; wie der Name (drei Ecken, vier Ecken) besagt, sind es Kreuzwege, wo große Ventas stehen, in denen die Einheimischen ihre Chicha, ihre Mistela oder ihr Feuerwasser *(aguardiente)* trinken. Stattliche Majordomos, Pächter oder Kleingrundbesitzer der Sabana, wettergebräunte, mit den schnellen und starken Pferden verwachsene Leute sprengen heran und fragen etwa nach den Neuigkeiten der Hauptstadt, während der Reisende auf ein sehr frugales, meist schlechtes Frühstück warten muß. Nahe bei Tres Esquinas liegt *Funza*, ein Dörfchen mit berühmter Geschichte, welches der Hauptort des Zipa und später unter der Republik eine zeitlang Hauptort des Staates Cundinamarca gewesen war. In zweistündigem Ritt gelangt man von dort nach dem nordwestlich gelegenen Subachoque, hinter welchem etwa drei Viertelstunden entfernt in grünem, fruchtbarem Thälchen das große Eisenwerk *La Pradera* liegt.

Diese Gießerei, die ich oft besuchte, ist in einen Gebirgskessel von unerschöpflichem Reichtum an Eisen und Steinkohlen hineingesetzt. Das Eisen wird ohne große Mühe aus der Erde gegraben; der erste Guß ergibt schon einen Ertrag von meist 65 oder noch mehr Prozent! Ich habe aber in der Mine selbst Eisenstücke gesehen, die geradezu reines Eisen darstellten, denn die Natur scheint hier den Schmelzungsprozeß schon vorgenommen zu haben. Manche Eisenstücke hatten die Form von Granatkugeln, in deren Innern sich Wasser fand. Die außerordentlich arbeitsamen ersten Unternehmer (Familie Arango) haben nun aber in ihre Unternehmung verhältnismäßig kolossales Kapital hineinstecken müssen; denn ihr »goldener Traum« war, hier oben in den Anden Eisenbahnschienen herstellen zu können. Man denke sich, welche Kosten der Transport schwerer Dampfkessel, Cylinder etc. aus Nordamerika nach der Hochebene hinauf verursacht hat, bis alle die Walzen und Einrichtungen geschaffen waren, um die Schienen zu pressen! Dieselben wurden wirklich erstellt, und der Tag, an dem dies geschah, war ein großer Festtag für die Besitzer, die Arbeiter, den leitenden Ingenieur, einen Nordamerikaner, und für die Abgeordneten des Kongresses, die hier zuerst eine industrielle Unter-

nehmung ersten Ranges durch den Fleiß und die Anstrengung von starken Kapitalisten im Gang sahen. An enthusiastischem Lobe fehlte es nicht, aber an . . . . Abnehmern. Denn die Revolution von 1885 brach los. Die Unternehmer haben nur zu Gutes leisten wollen, und ihr Eisenwerk dürfte erst in folgenden ruhigeren Jahrzehnten Früchte bringen. Bei allem Reichtum an Naturprodukten erschweren eben doch ungeheure Schwierigkeiten die künstliche Arbeit des Menschen, so energisch und mutig, ja kühn dieser auch vorgehen mag.

Vom Jahre 1885 an bereitete den Bogotanern ein neues Beförderungsmittel große Freude, die Tramways. Etwa $^3/_4$ Stunden nördlich von der Stadt liegt der Vergnügungsort *Chapinero*, ein Dörfchen, das hauptsächlich aus kleinen Quintas oder Villen besteht, die von den reichern Bogotanern gemietet und zu Landaufenthalten benutzt werden. Dorthin nun hatte eine amerikanische Gesellschaft von der Plaza Santander aus eine Tramlinie errichtet; die bequemen Wagen laufen zwar nicht auf Schienen, sondern auf Holz, das mit flachem Eisen beschlagen ist, und, was das Originellste ist, sie werden von schnellfüßigen Maultieren gezogen, welche den Dienst viel besser aushalten als die Pferde. Wäre die Linie überall zweispurig und würde nicht viel Zeit an den Kreuzungsstellen verloren, so würden die flinken Mäuler Chapinero in einer Viertelstunde erreichen. Der Fahrpreis beträgt 50 c., so daß auch leichte Börsen sich namentlich Sonntags dieses Vergnügen leisten. Während an den gewöhnlichen Wochentagen nur die fashionable Welt hinausfährt und ein sehr aristokratisches Gepräge auf der Einrichtung liegt, werden die Wagen Sonntags von allen Mägden und Soldaten erstürmt, so daß strenge Maßregeln zur Handhabung von Ruhe und Ordnung ergriffen werden mußten, denn die Trinkgelage in Chapinero sind oft großartig, und neuerdings hat man dem Volk dort (statt des Brodes) noch Spiele, Stiergefechte geboten. Chapinero blüht auf und soll mit der Zeit ein rechter Bade- und Kurort werden. Es wurde eigentlich von dem verstorbenen Erzbischof Arbelaez, der dort ein sehr schönes Landhaus besaß, in Mode gebracht, indem derselbe den Plan faßte und teilweise ausführte, eine große Kirche zu Ehren der Jungfrau von Lourdes daselbst bauen zu lassen, weshalb Chapinero im Volks-

munde »Chapilurdes« genannt wurde. Betrüger haben auch schon Erscheinungen der Jungfrau Maria in Scene setzen und eine stig-



matisierte, aller Nahrung entsagende Jungfrau vorführen wollen; aber zur großen Ehre des damaligen Erzbischofs sei es gesagt, daß

er strenge Untersuchung verlangte und denselben das Handwerk legte.

Von Chapinero aus sollte das Tramway zuerst noch einige Stunden nach Norden fortgeführt werden; man baut aber jetzt an einer Eisenbahn, von welcher schon eine Strecke in Betrieb gesetzt worden ist. Damals rollte man in schrecklichen, verschlossenen schwarzen Käfigen, Kutschen genannt, auf der in der Regenzeit durchweichten schlechten Straße gegen Norden zu, und zwar führte die Straße nach dem etwa 7 Stunden von Bogotá entfernten Städtchen Zipaquirá. Ungefähr in der Mitte zwischen Bogotá und dieser Stadt überschreitet man den Fluß Funza wieder auf einer großen steinernen Brücke, welche als Werk der spanischen Kolonisatoren besondere Erwähnung verdient. Der *Puente del Comun*, 1792 unter dem Vizekönig Espeleta fertiggestellt, ist ein äußerst solider Steinbau von 31 Meter Länge und fünf Bogen, der sich wegen seiner Seltenheit sehr stattlich ausnimmt. Interessant ist es auch, von einem kleinen, auf einer Anhöhe in der Nähe des Flusses gelegenen Hotel aus den großen Verkehr über die Brücke zu beobachten; beinahe unheimlich ist es anzusehen, wie die Indianer (auch Kinder) unter Bündeln Reisholz von zwei Meter Durchmesser einhergehen. Dieses Reisholz, cirka 20 Fuß lange Stangen, bedeckt den Träger fast vollständig. Da es schwarz und naß ist und den Indianer noch kotiger macht als sonst, so wirkt der Anblick um so häßlicher (siehe das Bild auf der vorigen Seite und die Titelvignette, S. 179). Ein Bogotaner ließ einmal den Holzbund einer Indianerin von 14 Jahren wägen; er wog 175 Pfund; dieses Gewicht tragen sie mehrere Stunden weit, ohne ermüdet zu scheinen.[1])

Zipaquirá, das man in einer Kutsche von Bogotá aus in vier Stunden erreicht, ist ein Städtchen von cirka 8000 Einwohnern und hat eine niedrigere Temperatur als Bogotá. Es besitzt eine schöne Hauptkirche; besonders aber ist es erwähnenswert wegen der mächtigen Salzlager, die in den grünen Hügeln oberhalb der Stadt sich befinden. Große Stollen sind in den Berg hineingegraben; das gewonnene Salz ist an vielen Stellen von einer solchen Klarheit und Durchsichtigkeit, wie ich es nirgends gesehen. Die Wichtigkeit des Lagers springt in die Augen, wenn man bedenkt,

[1]) Papel periodico ilustrado II, p. 317.

daß von hier Salz bis weithin in andere Staaten transportiert werden muß, so daß der Staat 1879/80 905,375 Dollars, 1880/81 514,791 Dollars Einnahmen hatte gegen Betriebskosten, die sich jährlich auf etwa 118,000 Dollars belaufen. Laut Gesetz vom 18. August 1882 wurde der Salzpreis auf 44 Centimes (columbianische Währung) das Kilo reines Salz angesetzt; während der Revolution von 1876 stieg der Preis auf 68 Centimes, in der Revolution von 1885 noch bedeutend höher! Zipaquirá weist, darin leider eine Ausnahme, ein sehr sauberes, in Bäumen verstecktes Krankenhaus auf. Der Kirchhof, oberhalb der Stadt gelegen, ist sehr malerisch. Überhaupt ist die ganze Umgebung bei Sonnenschein freundlich, indem die Matten hohe saftige Kräuter erzeugen und die gelben Saaten sich doppelt scharf davon abheben. Von hier aus kann man Streifzüge ins »heiße Land«, nach *Pacho* hin unternehmen, das, schon gegen den Magdalena zu in einem tiefen Thalkessel liegend, berühmt ist durch sein erfrischendes Bad in dem Dorfbache und durch ein Eisenwerk, das Herrn Jorge Bunch gehörte, in dessen gastfreundlicher, sehr schön eingerichteter Villa ich gute Aufnahme fand.

Leider war es mir nicht vergönnt, weiter nach Norden reisen zu können, in den Staat Boyacá, nach dem Wallfahrtsort der Mutter Gottes von Chiquinquirá und nach dem Staate Santander, dessen gesundes, energisches, fortschrittliches Bergvolk lebhaften Handel treibt und sich Routen nach dem Magdalena, nach dem Golf von Maracaibo (kleine Eisenbahn von Cúcuta) und nach Venezuela hinein geöffnet hat.

Dagegen bleibt uns noch der klassische Ausflug in der Sabana von Bogotá auszuführen übrig und zwar nach dem *Salto de Tequendama*, nach dem Wasserfall, der Columbiens größtes Naturwunder genannt werden muß. Die Sabana von Bogotá war vor Urzeiten ein See von einer Flächenausdehnung von 150 Quadratkilometer und einer Tiefe von etwa 60 Meter, wie zahlreiche Spuren noch andeuten. Auch Mammutsknochen wurden in Soacha, drei Stunden von Bogotá, gefunden. Der Zauberstab des Bochica, des Wohlthäters der Chibchas, durchbrach nach der Sage die den See um-

schlungen haltenden Felsen in südwestlicher Richtung von Bogotá;[1]) die Wasser stürzten hinunter in ungeheurem Falle; der Süßsee entleerte sich, und das fruchtbare Erdreich gab jener Civilisation der Chibchas Raum, welche die spanischen Eroberer in Erstaunen setzte.

Träge und schlammig fließt der Funza oder Rio Bogotá mitten durch die Sabana und zwar von Norden nach Süden. Nachdem er bei *Canoas* einen großen Bogen beschrieben und sehr fruchtbare Haciendas durchflossen, wendet er sich bei dem Landhaus Tequendama, cirka 5 Stunden von Bogotá, plötzlich gegen Westen. Die Berge treten dort näher zusammen. Blöcke, wie durch ein Erdbeben vom Berg losgelöst und heruntergeschleudert, stehen dem Flusse entgegen, der, über sie wegeilend, ungeduldig wird. Er schäumt und quirlt und windet sich und bildet tausend kleine Wasserfälle, Becken und Strudel. Etwa eine schwache Stunde vor dem Falle kann er sich in einer runden Weite, die der Anprall des lange »stoßenden« Wassers gebildet hat,[2]) zu einem kleinen Gebirgsee ausbreiten; so gesammelt fließt er mit neuem Ungestüm, auf 16 Meter eingeengt, über die Felsen weg, immer schneller davonrasend. Lautes Donnern kündet seinen Sturz von weitem an. Nachdem er vier Kilometer weiter geeilt und im ganzen 400 Meter unter das Niveau der Höhe Bogotás gefallen, gelangt er plötzlich an den Felsenrand, verliert den Boden und wirft sich, über 20 Meter breit, zuerst in einem kleinen Absatz von neun Meter, sodann in unendlich großartigem Bogen mit seiner vollen Wassermasse in die grausige Tiefe, in eine Tiefe, die menschlichem Auge verhüllt ist; denn unten kommen die Wasser nur noch in schäumenden Tropfen an und zerstieben so völlig, daß fortwährend Nebel heraufsteigen.

Hundertsechsundvierzig Meter hoch ist dieser einzigartige Wassersturz, also fast drei Mal so hoch als der höchste Fall des Niagara. Wohl übertrifft ihn dieser durch seine Wassermenge, aber der Tequendama hat eine viel großartigere, einzigartigere Umgebung. Er stürzt sich in ein Felsenbassin hinunter, das so reine Linien aufweist, daß nur Menschenhand die beiden herrlichen, halbkreis-

[1]) Siehe in Kapitel VII die Mythologie der Chibchas.

[2]) Spuren des Wassers finden sich 126 Meter höher als das jetzige Flußbett, so daß die Wassersäule hier 126 Meter hoch gewesen ist.

förmigen Kurven der zwei senkrecht abfallenden, in vielen Farben erglänzenden Felswände gemeißelt zu haben scheint. An diesen Felswänden wächst stellenweise Gras oder haben sich Bäume eingenistet. Vordem schien die linksufrige Wand weiter oben mit dichtem Urwald bewachsen zu sein. Da hat man entdeckt, daß ungefähr in der Höhe des Falles selbst sich an der Felswand eine



etwa 20 bis 30 Fuß breite Terrasse gebildet hat, die, ihres gewaltigen Baumwuchses beraubt, noch Raum für einen am Felsen hinführenden Weg läßt. Etwa eine halbe Stunde weiter vorn schließen sich die beiden Kurvenlinien wieder beinahe, und in einem engen Durchpaß gelangt der noch immer wild aufgeregte Fluß aus dem Cordillerengefängnis hinaus in die Thallandschaft, in welcher er noch lange Zeit tosend dahinrennt. Es erscheint

mir als unmöglich, daß dieser amphitheatralische Kessel auf einmal beim Ausbruch des Salto ausgegraben worden ist, sondern ich stelle mir vor, daß die Wasser, durch den äußersten Cordillerenfuß zurückgehalten, sich hier lange aufgestaut haben, tiefgründige Strudel bildeten und, wie wir es bei den Gletscherschliffen sehen, den Kessel aushöhlten. Endlich brach der letzte schwache Damm weg, die Wasser entsrömten, und es blieb als Sitz des Falles eben jene Felsbank übrig, über die hinweg sich nun der Strom in den Grund des ausgewaschenen Felsenkraters hinunterwirft. Nur so erklärt es sich, daß die geologischen Schichten der beiden Felswände sich genau entsprechen, was bei einer plötzlichen Eruption der Wasser doch wohl nicht stattgefunden hätte.

Noch haben wir die Schönheiten des Tequendama nicht erschöpft. Oben bei Beginn des Falles ist die Vegetation eine dem Klima angemessene, ernste und beinahe finstere. Auf der linken Seite erhebt sich ein prächtiger Eichenwald an einem einige Hundert Meter hoch aufsteigenden Abhang. In der Tiefe aber hat sich unter dem stetigen Einfluß des Wasserdampfes und des »Staubes« eine glänzende tropische Vegetation entwickelt, die in verführerischen Farben heraufschillert. Mächtige rote Lianen und Bambusse wiegen sich da, behangen vom ewigen Tau; bunte Vögel sieht man ihr glänzendes Gefieder im Nebel baden. Wärmende Hauche steigen verheißend in unsere kältere Region empor. Als wollte der Himmel die Schönheit der Natur erhöhen, bricht sich die Sonne in den frühen Morgenstunden, während welcher der Tequendama am besten zu betrachten ist, fortwährend in dem Wasserfall und in dem Wasserstaub, und tausend strahlende Regenbogen entzücken das Auge.

Der Salto kann von beiden Ufern aus besucht werden. Vom rechten, Bogotá zugekehrten Ufer aus, das man in 4½ Stunden Marsches erreicht, ist er nur seitwärts sichtbar; man legt sich an einer Stelle der Felswand auf den Boden nieder und beugt den Kopf hinaus, um das Schauspiel recht zu betrachten. Aber die Sinne werden wirr, man fühlt sich wie angezogen von der stürzenden Masse und möchte ihrem Sturze, vor Schrecken lächelnd, folgen. Es ist, als wenn uns ein Geist zuriefe: Hinab! ... Vom linken Ufer sieht man den Salto besser. Im Februar 1884 begingen

ein Freund und ich unter den ersten oder als die ersten Civilisten den Weg, der von einem Bataillon Soldaten aus Bogotá (ca. 200 Mann), unter Leitung ihres Obersten Atuesta, eines tüchtigen Ingenieurs, über jene oben erwähnte Felsenbank in der Höhe des Falles wegführte. Stellenweise war es ein noch ziemlich ungangbarer Fußpfad: aber wir achteten der Schwierigkeiten wenig, weil uns ein erhoffter, aber doch ungeahnter Genuß bevorstand. Wir gingen vom äußersten Ende der linken Kurvenlinie aus, von wo wir eine schöne Fernsicht in das tropische Land hinunter hatten. Plötzlich traten wir auf einen Vorsprung und sahen nun den Wasserfall von vorn in seiner ganzen Majestät. Welch unerschöpfliches Tosen und Brausen und Zersplittern der Wassermengen, welch Spielen von Regenbogen! Weiße Flocken, Strängen gleich, lösen sich los und zergehen in Dämpfen und Farben. Bald verhüllte dichter Nebel den Fall, bald wieder schien eine magische Macht die Schleier lüften zu wollen; sie zerrissen; der donnernde Strom erschien wieder. Weiter unten sah man ihn hell und gereinigt von dannen fließen.

Nie werde ich jenen Morgen des 3. Februar 1884 vergessen, umsomehr als lebhafte Eindrücke während der Nacht uns erregt hatten. Das erwähnte Bataillon hatte nämlich etwa 10 Minuten oberhalb des Falles ein Baracken- und Zeltlager aufgeschlagen und zog sich nach des Tages Arbeit in dasselbe zurück. Mein Begleiter und ich waren erst gegen 9 Uhr abends schweigend und müde vom 7½ stündigen Fußmarsche an das Lager gekommen, waren von den Schildwachen angerufen, aber bald als gute Freunde, »*gente de paz*« (Friedfertige), erkannt und von den höhern Offizieren des Bataillons, denen unsere originelle Idee, von Bogotá zu Fuß in ihr Lager zu pilgern, nicht wenig Spaß machte, sehr freundlich empfangen worden. Gegen 10 Uhr, nachdem wir etwas von der Lagerküche probiert hatten, wurden wir in ein Zelt geführt und uns zwei Feldbetten angewiesen. Es war in diesen Bergen grimmig kalt. Weiter unten grollte der Tequendama. Kaum hatten wir die Augen etwas geschlossen und bei der Kälte zu schlafen versucht, waren auch bereits etwas eingelullt, als ein ganz phänomenales Schnarchen uns aufweckte. Ein Soldat hatte sich in unser Zelt geschlichen und war auf den Kisten, in seinen Mantel

eingehüllt, eingeschlafen. Als Fremdlinge im Lager durften wir ihn nicht hinausweisen, und er schnarchte mit furchtbaren Tönen weiter. So blieb uns nichts übrig als die Stunden und Minuten zu zählen. Draußen stand ein Cordon von sechs Schildwachen, welche, um sich munter zu erhalten, alle zwei oder drei Minuten laut einander ihre Nummer zuriefen: *uno*, *dos*, *tres*, *cuatro*, *cinco*, *seis*, in allen Tonarten und allen Artikulationen, die einen unwillig, die andern lustig, die dritten wehmütig, die vierten halb schläfrig, die fünften sich aufraffend. Wir waren froh, als um fünf Uhr der Trompeter das Signal zum Aufstehen blies und wir halb erstarrt eine Tasse Kaffee oder Kakao einschlürfen konnten. Zum allgemeinen Gaudium klärte sich die Geschichte des Bataillonsschnarchers auf. Das furchtbare Organ gehörte einem noch jüngern Rekruten, der wegen dieser seiner Untugend in keinem Zelte mehr war geduldet worden und der nun nachts sich in das Bagagezelt schlich, wo wir gebettet waren. Wir lachten natürlich gehörig mit, waren aber froh, als wir uns durch jenen Morgenspaziergang auf dem neuangelegten Wege den Körper erwärmen und durch den grandiosen Anblick des Salto auch dem Geist gewissermaßen eine höhere Temperatur geben konnten. Freilich muß ich beifügen, daß jener Weg, ein Werk aus Menschenhand, dem Salto viel von seiner mysteriösen Eigentümlichkeit und natürlichen Abgeschlossenheit nimmt. Aber der Salto ist und bleibt ein ergreifendes Wunder. »Tausende haben schon Selbstmord begangen; aber niemand hat den Mut gehabt, sich in gewaltigem Sprung in jene Fluten hinabzustürzen.« (Roberto Suarez.)

Einige waghalsige Naturen haben indessen schon versucht, in Kautschukkleider gehüllt, an den Felswänden herab zum Fuß des Salto hinunterzuklettern. Aber einer derjenigen, welcher das Wagestück unternommen und ziemlich nahe zum Salto hinzugekommen war, beteuerte mir, er würde nicht um alles Geld in der Welt noch einmal da hinabsteigen. Nur der Befreier Bolivar blieb dem Salto gegenüber groß und majestätisch, eigentlich unerklärlich! Ganz nahe beim Absturz liegt mitten in dem dahinrollenden engen Fluß ein Stein von zwei Quadratmeter Oberfläche, der bei niedrigem Wasserstande trocken aus dem Wasser hervorragt, bei höherem aber vom Wasser bedeckt wird. Der Befreier kam in zahlreicher

Gesellschaft zum Salto; einer fragte ihn: »Wohin gingen Sie denn, General, wenn die Spanier kämen?« »Hieher!« rief Bolivar, gestiefelt und gespornt auf den Stein mitten im Wasser springend. Schwieriger scheint es mir, ohne Anlauf ans Land zurückzuspringen und vor dem dahinrauschenden Wasser nicht zu erbeben. Welche Geistesstärke ist zu solcher That nötig; unser nervenschwaches Geschlecht würde sie nicht ausführen! Die Geschichte ist so ungeheuerlich, daß man versucht ist, sie in das Reich der Fabel zu verweisen; aber Augenzeugen behaupten sie, und achtbare Geschichtsschreiber geben sie wieder.

Der Salto des Tequendama ist von jedem der unzähligen columbianischen und auch fremden Dichter besungen worden. Die lyrische Ekstase, die er erweckt, hat eine wahre Unmasse Bilder und Vergleichungen, rhetorischer Wendungen und berauschender. betäubender Phrasen erzeugt. Glücklich derjenige, der nicht mit dem Gedanken den Salto besucht, daß er nun darüber ein Gedicht machen und sich überhaupt begeistern lassen müsse, sondern der einfach und schlicht, aber tief erregt dieses Naturwunder beschaut und es als unvergeßliches Bild der Größe der Schöpfung in sich schließt.

Der Tequendama springt nach dem columbianischen Dictum vom kalten in das heiße Land. Das heiße Land, die *tierra caliente!* Sie ist das Ziel aller derjenigen, die, des ewigen Frühlings auf der Bogotaner Hochebene müde geworden, sich gemäß dem Gesetze des Gegensatzes nach irgend einer neuen Vegetation, nach einem andern Klima sehnen; sie ist obligater Aufenthaltsort derjenigen, welche ihre durch Blutarmut geschwächten Kräfte durch einen künstlichen Sommer stärken, ihre Nerven durch Ausruhen oder gehörige Bewegung, durch Baden und Laufen wieder spannkräftig machen, kurz ein rein vegetatives Leben führen und sich erholen wollen. Kamen die Ferien, so zog es uns dorthin, die Mühseligkeiten des täglichen Gewirrs und Arbeitens zu vergessen. Im heißen Land waren besonders die Abende, während welcher man vor dem Hause, in einem Stuhle sich schaukelnd, zum Sternenhimmel emporschaute, wahrhaft erquickend.

In den ersten Ferien, im Dezember 1882, reiste ich mit einigen columbianischen Freunden in südwestlicher Richtung von Bogotá ins Magdalenenthal hinunter. Welche Vorbereitungen jedes Mal, bis das Reitzeug beieinander und wohlausstaffiert, bis ein gutes Tier gemietet, bis das wenige Gepäck, das mitgenommen wird, richtig eingepackt und verteilt ist! Wahrlich, wenn ein Einzelner tagelang für größere Touren sich vorzubereiten hat, wie erst wird es denjenigen Hausvätern ergehen, die mit ihrer ganzen Familie im Dezember Bogotá verlassen und irgend ein Haus auf einem Dörfchen einige Stunden von Bogotá in wärmerer Gegend beziehen! Nicht umsonst ist das Martyrium oft beschrieben worden, das ein solcher Familienhiob erduldet, bis Knäblein und Mägdlein, Söhne und Töchter, die Mutter und dann die verschiedenen Dienerinnen alle auf ihren Maultieren oder Pferden festsitzen, bis die Vorräte, die nötigen Hausgeräte eingepackt und aufgeschnallt sind und bis endlich die Karawane sich langsam, den sorglichen Hausherrn an der Spitze, in Bewegung setzt und durch die Straßen Bogotás reitet, gefolgt von tausend neugierigen Blicken, die das oder jenes an dem Reitzeug oder an den Pferden auszusetzen haben und mit ihrer Kritik nicht sparsam sind. Welch Wonnegefühl aber, wenn endlich alles im Blei ist und Bogotá nur noch wie ein Streifen am Horizont der Sabana glänzt!

Der Weg nach dem Magdalena, die Hauptverkehrstraße nach den Staaten Tolima und Cauca, verläßt die Sabana im sogenannten »Bergmund«, *Boca del Monte* (5½ Stunden südwestlich von Bogotá), bis wohin noch Kutschen fahren können. Nur in der Frühe ist der Ausblick auf die tiefen Gegenden frei, meist aber wallen graue, naßkalte Nebel aus dem Felsenpaß herauf. Man reitet so in scharfem Zickzack in die Nebelmasse hinunter; ein Reiter folgt dem andern, in seine Ruana gehüllt; beim nächsten Zickzack scheint der vordere Begleiter völlig zu verschwinden; die ganze Scenerie ist romantisch. Schon einige hundert Meter tiefer aber umweht uns wärmere Luft; das Ohr wird durch den größern Blutandrang ziemlich taub; die Brust, zuerst etwas beengt, weitet sich allmählich. Die Sonne erscheint wieder, und mit ihr wird ein Panorama sichtbar, welches auch die Seele weitet. Drunten vor der Herberge in *Tambo* sieht man auf das Thal des Flusses Bogotá herab, der im Tequendama

sich herabgestürzt hat und nun rasch durch fruchtbare Gelände fließt. Vor uns dehnt sich, da der Bogotá sich ursprünglich teilte, die *Mesa de Juan Diaz*, der Tisch des Juan Diaz, aus, ein mit Grün bewachsenes, etwa 500 m über dem Thalgrunde des Flusses sich erhebendes, scharf gekantetes Plateau (dem Belpberg vergleichbar). In der Ferne guckt jenseits des Magdalena der gewaltige Kegel des Tolima hervor. Blaue Gebirgszüge die Menge, Wälder ohne Zahl! An *Tena*, einem schätzereichen Vergnügungsort der Zipa mit angenehmem Klima vorbei, gelangt man auf den »Tisch« hinauf, wobei man zahlreichen Viehherden begegnet, die ins heiße Land zum Mästen oder nach der Hauptstadt hinauf getrieben werden. Bald ist man im Städtchen *La Mesa*, das mit dem Distrikt etwa 8000 Einwohner zählt und in einer Höhe von 1281 m eine mittlere, etwas feucht heiße Temperatur von 23 Grad hat. La Mesa ist der Stapelplatz eines großen Handels mit Zuckersaft *(miel)*, der in den umliegenden Haciendas fabriziert wird. Jeden Dienstag findet hier ein großer Markt statt, der in den mit Bäumen, besonders Orangenbäumen gezierten, geraden Straßen sich abwickelt und sehr belebt ist. Man berechnet die Zahl der Maultiere, die mit Lasten jährlich in La Mesa verkehren, auf viele Tausende. Dies sowie der Umstand, daß hier auch eine Bank sich befindet, giebt am besten eine Idee von der Wichtigkeit des Ortes, der nur einen Fehler hat, keine Bäder zu besitzen, indem man weit von dem »Tisch« hinunter an einen der zu beiden Seiten fließenden Flüsse zum Bade reiten muß und sich dabei erhitzt. Man verbringt hier gewöhnlich die erste Nacht, von Bogotá kommend.

Mehrmals bin ich noch in La Mesa vorbeigeritten, indem ich in einer der in der Nähe liegenden Haciendas, auf dem der Familie Arango gehörenden Landgute *Junca*, einige Tage zubrachte. Diese Besitzung zog sich vom Cordillerenkamm bis zum Flusse Bogotá herunter und bot prächtige, dankbar ergriffene Gelegenheit, die verschiedenen Produkte kennen zu lernen und die dortigen neuen sozialen Verhältnisse zu beobachten. Der Thalgrund ist schon bedeutend heiß; das Zuckerrohr gedeiht da in prächtigen Exemplaren und in methodischer Anpflanzung. In Junca sah ich ein rechtes Muster einer gut verwalteten Zuckerfabrik. Das *trapiche* oder die Zuckermühle wurde nicht durch träge, stets

angefeuerte und im Kreise herumgetriebene Ochsen knarrend und seufzend in Bewegung gesetzt; es war auch nicht von Holz und bestand auch nicht aus Zahnrädern, die sehr viel Kraft einbüßen; sondern es war Dampfbetrieb eingeführt. Die Mühle war aus Eisen hergestellt, und die einzelnen, glatten, langen Walzen spielten so ineinander, daß eine Walze auf zwei andern lag und jede sich drehte, wie gewisse Löschpapierapparate. Das Zuckerrohr wurde von Eingebornen hineingestoßen, auf der andern Seite in Empfang genommen und noch einmal rückwärts durchgelassen. Dadurch wurde es sehr gut ausgepreßt; die Überbleibsel dienten als Brennmaterial. Freilich müssen die Indianer Sorge tragen, ihre Hand oder ihren Arm nicht zu nahe zu den treulosen Walzen hinzustrecken; bis das Gangwerk abgestellt ist, ist ein Arm zerquetscht. Ohne weiteres wird denn auch mit einem bereit stehenden großen Faschinenmesser dem Unglücklichen das ergriffene Glied abgehauen.

Bei der Arbeit werden kleine, ungrammatikalische, aber hübsche Verse gesungen. Es ist eine Art Wechselgesang zwischen den an den Walzen arbeitenden Frauen, den *molineras* (Müllerinnen) und denjenigen, welche das Zuckerrohr schneiden, sowie den Heizern und sonstigen Arbeitern. Die ersteren heben an:

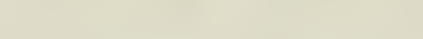
Molé, trapiche, molé,	Vorwärts, Mühle, mahle!
Molé, pues si sos tan guapo,	Bei all deiner Kraft,
Que la hornilla tiene leña	Steckt viel Holz im Ofen
Y el fondo quiere guarapo.	Und der Kessel will Saft.

Hierauf entgegnen die Arbeiter, ein ganz anderes Thema behandelnd, als wüßten sie wohl, daß das emsige Anspornen der Mühle noch ganz andere Gedanken verbirgt:

El tiempo que yo perdí	Wie viel Zeit ich verlor
Cuando me puse á querer!	In Liebesqualen!
Hubiera sembrado caña,	Hätt' ich Zucker gepflanzt,
Ya estaría para moler.	Schon wär' er zum Mahlen!

Aber die Frauen gehen nicht darauf ein, sondern feuern die Mühle wieder an:

Molé, trapiche, molé,	Vorwärts, Mühle, mahle
Molé la caña morada,	Bläuliches Zuckerrohr!
Moléla á la media noche,	Mahle es um Mitternacht
Moléla á la madrugada.	Und bricht der Tag hervor.



TYP. OBRECHT & KASER, BERN.

ZUCKERMÜHLE

Die Männer bequemen sich nun an, von der immer mahlenden Mühle zu singen, verlieren aber ihr wehmütiges Thema nicht aus den Augen, sondern werden tragisch:

La caña con ser que es caña	Das Zuckerrohr, ein bloßes Rohr,
Tambien siente su dolor.	Fühlt gleichwohl seinen Schmerz;
Si la meten al trapiche,	Zermalmet es die Mühle,
Le muelen el corazon!	Zermalmt sie ihm das Herz.

Der Zuckersaft fließt etwa 20 Schritte von der Mühle entfernt in große kupferne Kessel, unter welche gefeuert wird, so daß das Wasser verdampft; vom ersten Kessel wird er in einen etwas tiefer liegenden geleitet und so fort, bis er im fünften Kessel, unter welchem das heftigste Feuer brennt, schon zu *miel* verdichtet ist. Diese Zuckermelasse wird nun in Formen geleert, die ein längliches Viereck darstellen und ein Pfund enthalten. In dieser kompakten Form heißt der Zucker *panela* oder Rohzucker und wird als Nahrungsmittel gebraucht, das man einfach mit den Zähnen bearbeitet und das gegen den Durst gut schmeckt, sowie zur Bereitung von Guarapo oder Chicha (p. 45 und 75) verwendet.

Besonders interessant war es für mich, an einem Samstag Abend der Löhnung beizuwohnen. Die Arbeiter hatten sich in Gruppen vor dem großen Zuckersaftreservoir gelagert. Talglichter brannten dürftig und beleuchteten flackernd die verschiedenartigsten Farben, Gestalten, Körper und Kleider. Einer nach dem andern trat aus dem Dunkel hervor, wenn man ihn rief, empfing dankend seinen Lohn vom Werkführer, trat mit einem bereit gehaltenen Gefäß an den Hahnen des erwähnten Reservoirs heran, aus welchem ihm eine oder zwei Kellen des dicken Sirups verabreicht wurden, und verschwand schweigend im Hintergrund. Aus diesem *miel* machen dann die Leute ihre berauschenden Getränke oder ihre Süßigkeiten; die Löhnung geben sie meist zu Bachanalien aus; ihre *estancias*, d. h. die zur Hacienda gehörenden Häuschen sind die gleichen dürftigen Ranchos wie überall. Ich kann nicht sagen, daß man sie schlecht behandelte. Die Besitzer von Junca wenigstens waren sehr rechtlich gegen die Taglöhner.

Aber diese ganze Bevölkerung besteht doch aus Hörigen, die viel schlechter dastehen als die Irländer. Die Felder gehören

dem Guts- oder Feudalherr. Im Jahre 1850 hob ein Gesetz das frühere spanische System der *resguardos de indígenas*, wodurch die Indianer in den Gemeinden einen Teil des Landes als unveräußerlichen Grundbesitz erhalten hatten. in falsch verstandenem Liberalismus auf, und in wenigen Jahren wurde aus dem Kleinbesitzer ein Pächter und die Felder zu Viehweiden (Miguel Samper, p. 106). Dann kommt noch der Geistliche, der diesen Leuten, obschon mit großer Mühe, den Zehnten abpreßt. Deshalb arbeiten sie nur gerade für das Notwendige; sie sind in ihrer Art arbeitsam, aber sehr leichtlebig. Ihr Feind sind die Blattern und die Schlangen, denn fast jedes Jahr erliegt in der Plantage der eine oder andere dem tötlichen Bisse der Vipern. Manche Schlangen beißen so giftig, daß der Tod in einigen Minuten erfolgt.

Bezeichnend war für mich das Verhalten meiner Gastfreunde den Schlangen gegenüber. Der Besitzer, ein in Arbeit ergrauter Mann von über 50 Jahren, gestand, eine gewaltige Furcht vor diesem Getier zu hegen, indem er einmal vor seinem Hause einen Vogel ängstlich zierpen hörte, ihn im Grase aufhob, aber zu seinem Schrecken bemerkte, daß eine Schlange sich in den Vogel eingebissen hatte .... Der junge Sohn, einer meiner Studenten, war gerade das Gegenteil davon. Wie wir zum ersten Male zur Hacienda hinzuritten durch ein Zuckerfeld hindurch, scheuchte aus dem Wege eine über 1 Meter lange, prächtig gefärbte, sehr giftige Schlange auf. Ich gab meinem Maultiere die Sporen; mein junger Freund aber sprang, wie angezogen von einem Magnet, von seinem Pferde ab und stürzte sich hinter der Schlange drein ins Dickicht, sie zu töten; sie aber hatte sich verkrochen. Er fühle sich immer genötigt, — so erklärte mir der Unvorsichtige — auf jede Schlange ohne Furcht einzustürmen; er »müsse« so handeln!

Am Vormittag ritten wir gewöhnlich zum erquickenden idyllischen Bade in einem der natürlichen Bassins *(pozos)*, in welche sich ein Bergbach schäumend einige Meter hoch herabstürzte, oder dann hinunter an den Fluß, an dessen Ufern in großen Weiden Pferde und Maultiere aufgezogen wurden. Ritt man hingegen vom Fluß etwa anderthalb Stunden aufwärts, so kam man in eine der best unterhaltenen Kaffeepflanzungen, Antioquia genannt, die in

ziemlich frischerem Klima lag. Die Qualität des edlen Kernes ist eine vorzügliche. Hier sah ich auch die verschiedenen Maschinen zum Trocknen, zum Entfleischen und zum Enthülsen der Kaffeefrucht, Maschinen, die, wenn auch primitiv, mir doch zeigten, welche große Sorgfalt angewendet werden muß, um eine saubere und gute Bohne zu erzielen.

Wenden wir uns von La Mesa weiter dem Magdalena zu. Auf ziemlich steinigem Wege, der meist über einen Cordillerenkamm hinüberführt, gelangt man in zweistündigem Ritt nach dem Ort Anapoima. Auf dem Wege überraschte uns ein Gewitter mit Platzregen, wobei wir die Nützlichkeit des Kautschukmantels und der Zamarros erproben konnten. Aber eines war doch in jenem Sturm nicht ganz geheuer: die Blitze flogen nicht weit von uns nieder, oftmals unter uns, da wir in der Höhe ritten. Wie neuerwacht und erfrischt die Natur auch nach einem solchen Gewitter erscheint und in intensiven Regenbogen dem Menschen den Frieden anzeigt, so unangenehm sind die Folgen der Gewitter für den Reisenden. Die Wege werden sehr schlecht; sind sie dazu noch lehmig, so ist das Ausglitschen der Tiere fast unvermeidlich und gefährlich.

Anapoima (678 Meter) hat schon eine mittlere Temperatur von 27 Grad; es wird wegen seiner Schwefelquellen von Bogotá aus stark besucht. Kein Zweifel, daß aus den Cordilleren heraus ein ziemlich ebener Weg führen könnte, wollte man nur einem der beiden Flüsse, welche La Mesa umspülen, nachgehen; aber wer in diesem Lande ebene Wege sucht, macht seine Rechnung vergebens. Die Spanier haben nämlich immer zunächst die Höhen zu ersteigen gesucht, um von da Umschau zu halten und die nötigen Vorkehren zur Verteidigung gegen die Überfälle der Ureinwohner zu treffen. Die Columbianer haben nun einfach die von den Spaniern benützten Pfade beibehalten; statt auf Umwegen, aber mit möglichst geringer Steigung zum Ziele zu gelangen, führen sie den Wanderer über alle Gipfel hinüber, was allerdings für den Naturfreund einen Vorzug hat, das Reittier aber ermüdet und das Reisen sehr verlangsamt. So steigt man denn auch hinter Anapoima in ein tiefes Thal, *Supatá*, hinunter und von demselben unter vielem Schweißvergießen, gebraten von der heißen Sonne, auf einen neuen

Kamm hinauf, von dem es dann wieder nach Las Juntas hinuntergeht. Hier sah ich zum ersten Mal die Lastträgerameisen in langen Zügen über den Weg laufen. Jede trägt ein abgebissenes grünes Blatt zwischen den Kiefern. Dasselbe ist aber einige Male größer als das Tierchen selber und wird senkrecht getragen, so daß es wie ein grüner Flügel anzusehen ist.

Las Juntas (die Vereinigung) ist derjenige Punkt, wo sich die beiden Flüsse Apulo und Bogotá verbinden; der Apulo führt ganz schwarzes Wasser, wie wenn es von einer Schiefertafelfabrik herkäme. Kolossale Bäume beschatten die Ufer und rahmen die überaus bescheidene Venta ein, wo wir, auf einem langen Tische liegend, die Nacht auf Kosten unserer Knochen zubringen mußten. Ein Bad in den Fluten des Bogotá erfrischte den geräderten Körper. Nicht weit von der Stelle, wo wir badeten, wusch eine Negerin einige Kleider. Hinter ihr brannte ein Feuer, über welchem der Topf *(olla)* hing, in welchem ihr Süppchen kochte. Aus irgend einem Grunde wollte die Negerin einen alten halbzerbrochenen Topf aus gebranntem Lehm, der in der Nähe unter einem Baume lag, wegnehmen, als eine kleinere, giftige, gelbschwarze, geringelte Schlange darunter zum Vorschein kam. Das Negerweib stürzte auf ihr Feuer, ergriff einen Brand, und mit wilder Geberde zermalmte sie mit demselben dem Schlangentier den Kopf, daß es zischte und rauchte. Das Wort der Bibel: »Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe und zwischen deinem Samen und ihrem Samen; dasselbe soll dir den Kopf zertreten,« u. s. w. war hier in denkbar wildester und originellster Art plastisch dargestellt worden. Lächelnd kehrte die kräftige, schöne Negerin an ihr Tagwerk zurück.

Der Weg führt nun dem Flusse Bogotá entlang an Weiden und schönem Baumwuchs vorbei am Fusse der kahlen Ausläufer der Cordillere hin. Zum ersten Male sah ich hier auch die *tarabita*, mit welcher man über Flüsse setzt. Da auf dieser Strecke über den Bogotá keine Brücke existiert, auf seinem linken Ufer aber große *potreros* oder Weiden (mit vielen Klapperschlangen, wie man sagte) sich befinden, so setzt man an einem Kabel hinüber, das über den Fluß gespannt ist. An demselben hängt an einer Rolle ein runder Korb aus Flechtwerk, der mit beiden Ufern durch ein Seil in Verbindung steht und in welchen sich der Passagier hineinsetzt. Mit

Schwung kommt er wohl bis in die Mitte des nicht gespannten Kabels; von dort wird er mit einem Stricke auf das gegenüberliegende Ufer hinübergezogen. Eine sehr primitive Einrichtung! Und doch sind im Unabhängigkeitskampfe ganze Truppenkörper vermittelst solcher *tarabitas* übergesetzt! Nur ein spanischer Soldat weigerte sich einst, den Korb zu besteigen, da er seinem Herrn wohl zu Wasser und zu Lande, nicht aber in der Luft zu dienen gelobt habe.

Am dritten Tage morgens gelangten wir, an der belebten Fähre und Venta von Portillo vorüber, nach *Tocaima* (508 Meter). Dieses Städtchen, schon 1544 am Flusse Bogotá gegründet, mußte infolge einer Überschwemmung (1673) auf einem steinigen, den Fluß domonierenden Hügel wieder aufgebaut werden, so daß es nun in sehr heißer Gegend liegt und eine mittlere Temperatur von 27,5 Grad hat. Auch muß das Wasser aus dem Flusse geholt werden: infolgedessen ist es stets trüb und warm. Es wird dann in sogenannten *jarras* oder *botellones*, gewaltigen Krügen aus gebrannter Erde, aufbewahrt, wo es etwas frischer bleibt und aus welchen man es mit einer improvisierten Kelle herausschöpft. Damals war Tocaima ein beliebter Aufenthalts- und Badeort für Bogotanerfamilien. Außerdem besitzt Tocaima sehr starke Schwefelheilquellen, die für gewisse Krankheiten der Haut Wunder wirken sollen. Sonst ist das Leben in diesem nicht sehr sympathischen Orte, wo viel gezankt wird, sehr eintönig. Zum Unglücke für die Stadt brach im Jahre 1884 eine sehr starke Fieberepidemie aus, wie es hieß, infolge ungenügender Beerdigung einiger Leichen in dem auf Felsen liegenden Kirchhofe. Viele angesehene Personen starben, worunter als Opfer der Krankenpflege der freundliche Geistliche des Ortes, Dr. Rojas, der mir durch seine wahrhaft christliche Pflichterfüllung und Milde große Hochachtung eingeflößt hatte.

Als wir abends in die Kirche gingen, weil dieser Kirchgang eben so sehr die Langeweile verscheuchte, als Interesse erweckte, sahen wir, ganz hinten unter dem finstern Thorbogen stehend, den wohlbeleibten Herrn Pfarrer das Rosenkranzgebet lesen. Er kehrte uns den Rücken, vor einem großen Pulte stehend. Zwei barfüßige, nur mit Höschen bekleidete Schlingel Tocaimas leuchteten ihm mit Kerzen auf das Pult hin; zwei andere noch kleinere Büblein schwangen Rauchfässer; hie und da aber setzten sie dieselben zur

Erde und fachten sie, mit vollen Backen blasend, an. Die beiden Lichthalter wurden zerstreut und schauten, sich nach hinten wendend, den anblasenden Knaben zu. Bei der so entstandenen Unachtsamkeit erlahmte ihr Arm und sanken die Kerzen tiefer. Der weiterlesende Priester streckte dann beide Hände tastend aus, bis er die Knaben irgendwo ergriffen hatte, und zog sie wieder gegen sich, um besseres Licht auf das Pult zu erhalten .... Diese beleuchtete Gruppe niedlichster Art in einer dunkeln Kirche, angefüllt von eifrig betenden Gläubigen, die Mischung von komischer Unschuld und Ernst gab ein Genrebildchen ab, das ich leider aus Unvermögen nicht in ein Skizzenbuch fixieren konnte.

Solche Lichtblicke hatten wir übrigens nötig, um die schwere Aufgabe, die unserer wartete, zu erfüllen. Mein Freund und Kollege war staatlich bestellter Ökonom des *Lazareto* von *Agua de Dios*, d. h. des Hospitals der Aussätzigen, das sich etwa zwei Stunden von Tocaima gegen den Magdalena zu befand und zu dessen offiziellem Besuch ich mitgegangen war. Die Aussätzigen waren nämlich früher in Tocaima in großer Zahl ansässig gewesen; eines Tages aber wurden sie in wildem Volkstumult samt und sonders von der gesunden Bevölkerung gezwungen, das Städtchen zu verlassen. Sie fanden im Dorf Agua de Dios Aufnahme, und die Regierung hatte daselbst einige Strohbaracken als »Spital« errichten lassen. Mit dem Arzt des Lazarets bereisten wir nun diese Station der Aussätzigen während zweier Tage, das Essen mit uns nehmend und auf dem Wege verzehrend, um nicht von der Tafel der Leprosen essen zu müssen. Wir überschritten zuerst den Bogotá auf einer nicht sehr stattlichen Hängebrücke, dann ging es in meist baumloser Weide, wo die Sonne entsetzlich brannte, nach dem Dorfe. Die einen Aussätzigen wohnten in kleinen Häuschen mitten unter der Bevölkerung; andere waren in langen Hütten untergebracht, wo die Regierung sie ärmlich genug verpflegte. Namentlich war in Agua de Dios der Wassermangel und der Mangel an einem genügenden Bade fühlbar. Die Schilderung der Aussätzigen und der verschiedenen Stadien der Krankheit wird man mir gerne erlassen. Gegenwärtig wird dieselbe auf Anregung des jungen talentvollen Dr. Carrasquilla mit der Serotherapie bekämpft. Während mein Freund technische Angelegenheiten erledigte und Zwistig-

keiten, wie sie unter diesen Kranken vorkommen können, beilegte, las ich einem gebildeten, jungen, aber durch die Krankheit und fortschreitende Zersetzung schon alt gemachten Bogotaner, der in seiner Jugend durch Schönheit ausgezeichnet gewesen, während mehreren Stunden Gedichte von Lamartine vor, die ihm in ihrer religiösen Erhabenheit besondern Trost einzuflössen schienen. Als Vorsichtsmaßregel gegen allfällige Ansteckung trugen wir am ersten Tage Handschuhe, merkten aber bald, daß dies nichts nützen würde, denn wir mußten das Taschentuch stets in der Hand halten, um den herabrinnenden Schweiß trocknen zu können. Abends wuschen wir uns mit Carbol ab und assen gegen sechs Uhr zu Mittag.

Auf dem Rückweg des zweiten Tages geschah es, daß wir einen jungen Studenten der Universität in einer verlassenen Venta am Wege in bemitleidenswertem Zustande antrafen. In dieser Gluthitze hatte er den Sonnenstich und lag mit schrecklich gerötetem Gesichte da. Unsere bloße Gegenwart und die Anordnung von Friktionen des Kopfes mit Branntwein beruhigten ihn, und am andern Tage konnte er weiter reisen, uns die Rettung seines Lebens zuschreibend, während wir bloß ihm Mut eingeflößt und das Nötige angeordnet hatten. Ebenso dankbar bezeugten sich die Aussätzigen, denen neben dem Arzt und namentlich neben dem Geistlichen Dr. Rojas sonst niemand gerade Beweise der Liebe und Anhänglichkeit giebt. Wir schienen auch in den Augen der andern furchtsamern Columbianer Heroen gewesen zu sein, daß wir uns in die Höhle der Krankheit gewagt hatten, und die Zeitungen besprachen unser »Bravourstück« in einer uns unangenehmen, überschwänglichen Weise.

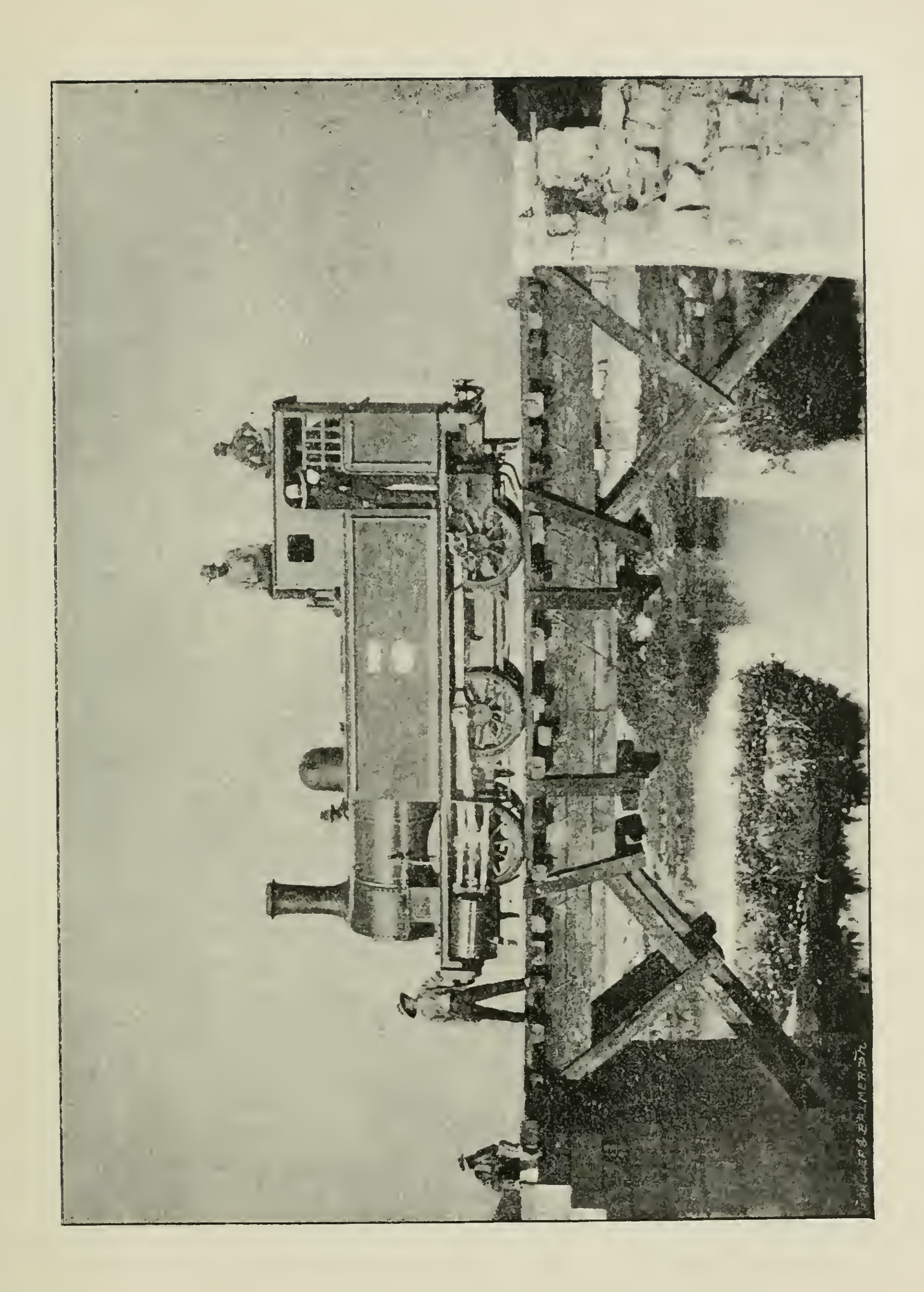
Nach 10 Tagen kamen vier Reisende desselbigen Weges nach Tocaima geritten; es waren Dr. Salvador Camacho Roldan (s. das Bild, S. 130), mein Kollege an der Universität und Buchhändler, einer der gebildetsten Columbianer, ein Cato der Republik, streng gegen sich selbst, aber mild gegen andere, ein durchaus unbescholtener und gerader Charakter, der die höchsten Würden des Staates, namentlich das Finanz- und das Ackerbauministerium, mit Auszeichnung

bekleidet hatte, damals Senator der Republik[1]); Dr. Manuel Pombo, bekannt als der Vertreter des alten bogotanischen Witzes und der heitern Lebensweisheit; dessen Sohn und ich. Wir wollten einem andern, bescheidenen, aber nicht minder originellen Vertreter columbianischer Litteratur, Herrn Juan de Dios Restrepo in Ibagué, einen Besuch machen. Von Tocaima aus erreicht man auf ebenem, aber glühend heißem Wege in acht Stunden den Magdalena bei *Girardot.* Der Ritt führt durch die Hacienda von Dr. Camacho, Utica genannt, hindurch. Das Landhaus liegt eine Viertelstunde vom Wege, an die letzten Ausläufer der Cordillere gelehnt. Hier hat Dr. Camacho viele Jahre mit landwirtschaftlichen Arbeiten, aber auch mit ernsten Studien zugebracht und sich jene Belesenheit und jene Verarbeitung des Gelesenen erworben, die mich oft in Erstaunen setzten. Und wie viel Arbeit und Mühe hat der unverdrossen waltende Freund umsonst aufgewendet! Um sein Landhaus herum liegen die verschiedenen Kufen und Becken aus Cement, die mit großen Kosten zur Gewinnung des Anilins aus der Anilpflanze angelegt worden waren. Strecken Landes wurden mit der besondere Sorgsamkeit fordernden Pflanze bestellt. Eines Tages wurde das Berlinerblau erfunden, die künstlichen Anilinfarben verdrängten die natürlichen vom Markte, und die columbianischen, durch den Transport auf dem Magdalena verteuerten Produkte konnten nicht mehr konkurrieren. Millionen gingen so verloren. In Utica tranken wir sehr erfrischende Cocusmilch.

Von Girardot aus wird wieder ein Stücklein Eisenbahn und zwar nach Bogotá hinauf gebaut. Allerdings ist diese Schmalspurbahn schließlich nach fast 20 Jahren etwas über 50 km weit nach dem noch immer im ebenen Lande liegenden Juntas gelangt. Wie soll der Bau fortschreiten, wenn erst einmal die steile Höhe von

---

[1]) Der mit Komplimenten sonst sehr sparsam umgehende Emiro Castos schreibt von ihm: »Hohe Geistesklarheit, ein Charakter voll Selbständigkeit, ein leidenschaftliches und begeistertes Herz, in welchem das Leben die edlen Gedanken der Jugend nie welk werden läßt, einfaches aber doch vornehmes Benehmen . . . alle diese Eigenschaften und noch viele andere machen Salvador Camacho Roldan zu einem der hervorragendsten Männer des Landes.« Nicht nur kann ich dies aus vollem Herzen unterschreiben, sondern nur sagen, daß ich die *Ehre* habe, dieses ausgezeichneten Mannes Freund mich zu heißen.



2000 Meter erklommen werden muß! Damals fuhren wir in einem offenen Gepäckwagen etwa 15 km. Mit der Solidität schien es nicht glänzend zu stehen. Obschon die Schwellen aus dem widerstandsfähigsten Holz verfertigt waren, ruhten sie dennoch nicht auf einem sichern Unterbau. Die Holzbrücken werden oft durch Regengüsse weggerissen. Nach der Revolution von 1885 wuchs auf dem Bahnkörper so viel Gras, daß mir der Maschinist (ein deutscher Schuhmacher!) im Vertrauen mitteilte, er habe zur Zurücklegung von cirka 40 km über fünf Stunden gebraucht, weil die Räder sich im Gras oft umgedreht hätten! Jetzt ist die Bahnstrecke in verwahrlostem Zustande.[1])

In Girardot, einem ärmlichen Dörfchen am Magdalena, spannt sich eine mächtige Drahtbrücke über den Strom. Da diese damals noch nicht fertig war, mußten wir den Magdalena in Kähnen passieren. Er ist daselbst ca. 200 m breit, aber nicht reißend. Die Maultiere werden einen Flintenschuß weiter oben als die Stelle, die auf dem entgegengesetzten Ufer erreicht werden soll, abgesattelt und die Sättel in etwa 30 Fuß lange, schmale, aus einem Baumstamme gehöhlte Kähne verladen. Die Übersetzenden steigen ein, kauern zwischen den Sätteln oder auf dieselben nieder; ein jeder hält das Halfterseil zweier oder dreier Tiere in der Hand. Nun wird abgestoßen und die Tiere mit lautem Geschrei in den Fluß getrieben, so daß sie bald schwimmen müssen. Ruhig gleitet der Kahn über die trübe Fläche. Die Tiere schnauben aus ihren Nüstern und kämpfen mutig den Kampf. Manchmal schwimmt eines den andern vor, die Seile verwickeln sich und müssen schnell vom Kahn aus entwirrt werden, damit nicht in der Verwirrung etwa ein Tier ein anderes durch Niederdrücken ertränkt. Am jenseitigen Ufer angelangt, wälzen sich die Tiere gewöhnlich sofort im Sande und müssen dann so gesattelt werden. Man rechnet ihnen die Leistung des Durchschwimmens des Flusses als einen halben Tagmarsch an. Diese Art der Überfahrt schien mir das erste Mal außerordentlich poetisch zu sein. Als ich später aber selber Tiere am Halfterseil führen und Angst um sie erleben mußte,

[1]) Miguel Samper sagt, sie drohe völligem Ruin.

verschwand dieser poetische Nimbus gänzlich, und ich sah in dieser Überfahrt nur eine dornenvolle Aufgabe.

Jenseits des Flusses, in *Flandes*, hatte unser zu besuchender Freund, Herr Restrepo, ein großes Warenhaus. In 1 1/4 Tagen legten wir nun den Weg nach Ibagué über die weiten Ebenen des Magdalenenthales zurück; es waren dies unfruchtbare, nur mit spärlichem Gras bewachsene Sabanen, aus denen hie und da eine Hütte mit Tabakpflanzungen auftauchte. Herrliche Ceibos und Kautschukbäume beschatteten diese einsamen Haciendas, in denen wir uns des Abends, im Gegensatz zu andern Strichen Columbiens, gar keiner gastfreundlichen Aufnahme zu rühmen hatten und wo wir nur widerwillig ein Nachtlager und mit noch größerer Mühe irgend eine Suppe bekamen. Geld richtet bei diesen Leuten nichts aus. Zu ihrer Entschuldigung mag gesagt werden, daß die vielen Revolutionen sie mißtrauisch gegen alle freiwilligen und unfreiwilligen Einquartierungen gemacht haben. Bei den Bäumen trifft man hie und da sonderbare Bauten, die wie ausgehöhlte, ausgebrannte und an einigen Stellen durchlöcherte Baumstämme aussehen, von denen nur noch die Rinde übrig geblieben. Geht man näher, so erkennt man, daß auf einer Basis von Erde Ameisen hier ein Schloß aufgeführt haben, das nunmehr leer steht. Warum, konnte man mir nicht erklären. Diese Ruinen legen Zeugnis ab vom erstaunlichen Fleiß der Tiere und ihrem Kunstsinn.

Das Panorama entschädigt uns für die gräßliche Hitze. Fern im Osten erheben sich die blauen Linien der Ostcordillere, gegen Süden hin scheint die Ebene endlos, im Westen steigt ohne Übergang das Massiv der Centralcordillere empor, vom gewaltigen Tolima überragt. Im Vordergrund hat sich der Fluß Coello tief in die öde Ebene eingegraben, und vom Thalgrund winken uns Palmen, Cocusbäume und üppige Weiden herauf. Die Felsen, die ihn begleiten, scheinen eher Südfrankreich als Columbien anzugehören. Es ist ein Bild der Provence, weit, sonnig, luftig. Der Mond ist aufgegangen und wirft seinen milden Schein auf die Gletscher und Firnen des Tolima, daß sie zauberhaft erglänzen, viel intensiver als in den Alpen. Wir schlafen, ermüdet, ganz herrlich auf dem Lehmboden oder auf einem Tische, als Unterlage unsere *zamarros*, als Kopfkissen den Sattel benützend.

Am andern Tage mittags halten wir unsern Einzug in *Ibagué* (1299 m), dessen Kirchturm schon seit drei Stunden uns entgegenblinkt. Das Städtchen, das wenig bemerkenswerte Häuser, aber mehrere gute Schulen, worunter auch zwei Lehrerseminarien des Staates Tolima, aufwies, war schon früher einmal Hauptort des Staates Tolima gewesen und ist es auch heute wieder; aber damals war es nur Departementshauptort und zählte mit dem Distrikt etwa 10,000 Einwohner. Es ist in eine Einbuchtung der Cordillere eingedrängt, welche durch den Austritt der Flüsse Combeima und Chipalo gebildet ist. Das Grüne der Wiesen und Matten zieht sich bis in die Straßen des Städtchens hinein. Das Klima ist ausgezeichnet und mild (20 Grad). Herzliche Aufnahme, Familienleben, Ausflüge in die fruchtbare und minenreiche Umgebung voll sinnerfrischender Landschaftsbilder, Baden in den kristallnen Wellen des kalten, Eiswasser vom Tolima führenden Combeima, mit Humor und Geist gewürzte Gespräche der drei Litteraten und Freunde, die so manches Jahr früher in Bogotá zusammengelebt hatten ... dies füllte die paar glücklichen Tage unseres dortigen Aufenthaltes aus. Im Garten unseres Wirtes hinter dem Hause waren viele Fruchtbäume heimisch: Orangen, Mangos, Tamarinden und Nispeln, wo viele Vögel, namentlich Amseln nisteten.

In einer Nacht wurde uns vor unserem Zimmer auf der Straße eine glänzende Serenade gegeben von Musikern, die wirklich ihre Guitarren, Tiples und Bandolas wie Virtuosen beherrschten und auch einige klassische Stücke mit Verständnis spielten. Wir erhoben uns vom Lager; eingewickelt in unsere langen Wolldecken, den Hut auf dem Kopf ließen wir die Musiker eintreten, um ihnen den bekannten »trago« (Schluck) Brandy einzuschenken. Die Stegreiftrinksprüche dieser nächtlichen, sonderbaren Gesellschaft waren ebenso komisch als kühn. Einem zu unseren Ehren von den in den Ferien befindlichen Studenten Ibagués veranstalteten Ball im Saal der Casa municipal konnten wir nicht beiwohnen, da Dr. Camacho eilends nach Bogotá zurückkehren mußte, indem der Präsident der Republik, Dr. Zaldúa, am 22. Dezember 1882 gestorben war und man Unruhen befürchtete. Ungern trennten wir uns von unserm gastlichen Wirt und von dem lieben Städtchen. Obschon wir den Rückweg wieder auf der nämlichen Route antraten, so

war uns das keineswegs langweilig; der Reichtum an neuen Beobachtungen ist so groß, daß man in Columbien nie bedauern wird, einen Weg zweimal zu begehen.

Eine düstere Episode beschloß diese Reise. Auf dem Rückwege traf ich in Tocaima einen Schweizer und einen Belgier und ließ mich bewegen, einige Tage mit ihnen noch in jenem Glutofen zu verweilen. Unsere Widerstandskraft gegen ansteckende Krankheiten wurde auf eine strenge Probe gestellt. Unmittelbar neben unserm Zimmer lag im Hotel der 30jährige Sohn des Hauses am gelben Fieber darnieder, was man uns verheimlichte, was wir aber mutmaßten. Nach wenigen Tagen erlag er demselben unter großen Qualen. Wir halfen ihn noch auf den Totenhof hinaustragen. Am folgenden Tage reisten wir dann allerdings ab. Man ist hier viel abgestumpfter gegen Gefahren, viel fatalistischer als bei uns . . .

Noch ein Ausflug zum Besuche einer der interessantesten Sehenswürdigkeiten Columbiens stand auf meinem Programm; ich führte ihn in Begleitung eines Studenten im Jahre 1883 aus, weil ich den offiziellen Festlichkeiten zur 100jährigen Geburtstagsfeier des Befreiers Bolivar in Bogotá entrinnen wollte. Eine Tagreise von Bogotá im Süden liegt das Städtchen *Fusagasugá* in lieblichem, zum Sommeraufenthalt einladendem Thale, ein Idyll mitten in den Cordilleren. Der Mann einer Deutschen, Herr Paredes-Golker aus Bogotá, hat dies mit richtigem Geschmack herausgefunden und hier ein allerliebstes Landhaus, Coburgo genannt, mit berühmtem Badbassin erbaut. In eine Schlucht hinabsteigend, durch welche sich ein oberhalb in den Anden liegender See einst entleerte, gelangt man gegen das Städtchen. Uns überraschte damals die Nacht. Halb furchtsam, halb entzückt ritten wir im finstern Walde auf unbekanntem Pfade dahin, während Leuchtkäfer uns umtanzten und lautes Leben der Insekten und Tiere an unser Ohr tönte. Am folgenden Tage ritten wir, nach einem Bade in den frischen Fluten des Flusses Cuja, auf Anhöhen, welche das Thal von Fusagasugá beherrschen, dem 6 Stunden weiter nach Süden gelegenen *Pandi* zu. Hier fanden wir in einem Häuschen nur deshalb Aufnahme, weil wir uns ohne viel Umstände einquartierten. Dann verlangte

ich ein Tiple und fing an, einige Lieder zu singen, obgleich der Hunger uns quälte. Dies Benehmen erweckte solches Zutrauen, daß nach zwei vollen Stunden endlich ein äußerst bescheidenes Mahlzeitchen auf dem Tische dampfte und, da es durch Geduld verdient worden war, auch höchst geduldige Aufnahme fand.

Am folgenden Morgen besuchten wir zuerst das eine Wunder dieser Gegend, die *Piedra de Pandi*, den großen Felsblock (20 Meter breit, 15 Meter hoch) von cubischer Form; auf dem obern Teile einer der Seiten des Blockes haben die Ureinwohner des Landes viele Hieroglyphen in roter Farbe aufgetragen, welche den Klimaeinflüssen während mehreren Jahrhunderten getrotzt hat; diese leider noch nicht entzifferten Hieroglyphen stellen die sonderbarsten Figuren dar, unter denen namentlich die Sonne und die primitiven Zeichnungen des Skorpions, der Eidechse und des Frosches sofort auffallen. Der Frosch war für die dortigen Ureinwohner eine mächtige Gottheit, zeigte er doch die befruchtenden Regengüsse und auch die Überschwemmungen an. Da der Regen je in bestimmten Jahreszeiten auftrat, so wurde der Frosch auch zur Darstellung der Mondphasen benutzt,[1]) wogegen der Adler als Bote guten Wetters den Sommer und die sonnige Jahreszeit verkörperte.

Etwa 25 Minuten vom Dorfe entfernt, biegt sodann der Weg um einen Felsen herum, und unvermutet kommt man auf eine gewöhnliche Brücke, auf welcher man über irgend einen trockenen Graben zu gelangen glaubt. Keineswegs! Über ihr Geländer und über das üppige sie umrankende Gebüsch hinweg blickt man in eine 84 Meter tiefe, etwa 10 bis 15 Meter breite Felsenschlucht. Auf dem schaurigen Grunde dieses Felsenspaltes rollt der 18 Meter tiefe Fluß Sumapaz seine weißschäumenden Wogen. Dieser Fluß hat sich hier, wie an den Schiefer- und Steinwänden ersichtlich ist, durchgefressen, als die Wasser des großen Sees von Sumapaz herunterkamen. Geht man aber an der Schieferwand rechts von der Brücke hinunter, so sieht man ein merkwürdiges Schauspiel. Etwa 13 Meter unter der Brücke ragen als Reste des frühern Zusammenhangs noch zwei mächtige Schieferblöcke aus den Wänden in den Schlund hinaus, durch einen dritten wie durch den Schlüssel eines Gewölbes fest verbunden. Es ist dies die natürliche Brücke von

[1]) Siehe das Nähere, Zerda, El Dorado, p. 44 u. 45.

Iconouzo! Auf dieser Basis und in den Wänden einsetzend, erhebt sich über dem ganzen Schlund ein Felsblock von 2,60 Meter Dicke, einen unregelmäßigen gothischen Bogen von 1,40 Meter bildend, so daß zwischen der Spitze dieses Bogens und der Schieferunterlage eine Höhlung besteht. Der Felsblock, dessen Volumen André



Brücke
von
Icononzo bei Pandi

auf 200 Kubikmeter angiebt, ist ganz mit Grün bewachsen, das sonderbar von der schwarzgähnenden Schlucht absticht. Dieser Bogenfelsen ist der berühmte Teufelskopf, die *Cabeza del Diablo*, der von oben her in den Schlund hinuntergerollt ist und die Schieferbrücke noch vor Zerstörung bewahrt hat, wofür ihm diese als Unterlage dient, Erst sechs Meter oberhalb des Blockes führt

die künstliche Holzbrücke hinüber. Tief unten kreischen Schwärme von Vögeln. Guapacos, welche mit ihren spitzen Schnäbeln gegen solche Eindringlinge hacken, die, wie unser Landsmann Nötzli es im Jahre 1875 that, an Stricken gebunden sich in die Tiefe hinablassen. Hinuntergeworfene Steine scheuchen sie auf. Die ganze Felsenspalte ist beinahe eine Stunde lang; von der Brücke setzt sie sich noch eine Viertelstunde fort.

Wir waren froh, von diesem großartigen Naturschauspiel weg unsere Blicke wieder der Sonne zuzuwenden und an der gegenüberliegenden Anhöhe hinaufzureiten. Etwa eine Stunde oberhalb hat ein von den Bergen herabrieselnder Bergbach, welcher allein von einem einstigen Gletscher übrig geblieben zu sein scheint, das Erdreich weggeschwemmt und in dem glattgeschliffenen Felsen natürliche, mannstiefe Felsbadewannen ausgehöhlt und zwar mehrere übereinander, in welche dann das Wasser plätschernd und in anmutigen Fällen sich ergießt. In diesem originellen Bade, in einem ursprünglich eiskalten, auf dem Felsen ziemlich erwärmten Wasser, in der freien herrlichen Natur haben wir uns so recht nach Herzenslust getummelt.

Der Tag sollte noch mehr Überraschungen bringen. Wir ritten auf einem sehr steinigen engen Pfade hinan, bis wir endlich die Bergkuppe erreichten und einen großen Ausblick über das frühere Gebiet des sehr kriegerischen und wehrhaften Indianerstammes der Panches erhielten, welche den Urbewohnern der bogotanischen Hochebene und den Spaniern viel zu schaffen gemacht hatten. Unser Bergkamm und der gegenüberliegende, welche das Thal von Fusagasugá umgeben, schließen sich weiter unten eng zusammen. Aus diesem Verschluß hat sich der schon ziemlich angewachsene Fluß im Schlund (boqueron) des *Desaguadero*, welcher an den Flanken des *Cerro del Muerto* (Totengebirges) vorbeiführt, herausbrechen müssen. Statt daß unser Weg durch diesen Schlund führte, müssen wir nach spanischer Art über den hohen Bergrücken hinüber; aber wir bedauern es nicht, denn beim jenseitigen Abstieg gelangen wir in den herrlichsten, aus gigantischen Eichen bestehenden Urwald voll tiefsten Schattens. Der Pfad geht über hohe Felsplatten, die künstlich zu einer Treppe hingelegt zu sein scheinen. Die seltensten Schmetterlinge, namentlich aber handgroße blaue,

umspielen, umflattern und umliebeln uns in so vertraulicher Nähe und in solcher die Bosheit der Menschen nicht ahnender Naivität, daß wir unmöglich auch nur einem einzigen dieser Geschöpfe diese göttliche Lebensfreude hätten rauben mögen. Um aber das Bild noch vollendeter zu machen, kamen hinter uns zwei Indianerinnen; die eine, besser gestellte, zu Maultier, die andere, wohl ihre Dienerin, aufgeschürzt zu Fuß neben einherschreitend; es waren zwei herrlich gebaute, unschuldige Gestalten mit ausdrucksvollem Gesichte und blitzenden Augen. Ganz kindlich blies die Fußgängerin auf einer kleinen Hirtenpfeife, die aus vier oder fünf Rohren kunstlos aneinandergefügt war. Die Töne waren melodielos, alles andere als Musik, und doch ergriffen sie mich bis ins Herz hinein; denn wer hätte dieser Poesie, dieser Urwüchsigkeit widerstehen können! Gebannt blieben wir stehen. Mit lächelndem Gruße zogen die beiden Gestalten vorüber und verschwanden unter uns im Urwald ....

Der Wald wurde nach und nach lichter; Kaffee, Cacao und Mais wuchsen wild, scheinbar ohne Kultur hier am Wege. Warum nicht bedeutend mehr Pflanzungen in diesen fruchtbaren Cordillerenabhängen sich vorfinden? Das erklärte man uns, von der Faulheit der Menschen absehend, durch die Allmacht der Großgutsbesitzer, die auf Kosten der armen Indianer sich bereichern und namentlich durch Vorschüsse auf ihre Mais- und Reisernte dieselben immer sich dienstbar zu machen wissen. Also Feudalherrschaft und Misere neben der überreichen Schöpfungskraft der Natur! Schließlich kamen wir unten in der Sandebene des dem Magdalena zueilenden Flusses Fusagasugá an. Am diesseitigen Ufer dieses letztern liegt ein besonders armseliges Dörfchen, *Melgar,* wo wir zum Nachtimbiß nur ein Täßchen Schokolade bekamen, so daß wir uns ziemlich hungrig auf ein hartes Lager streckten. Am folgenden Tage setzten wir über den Fluß, welcher, das rechte Ufer besser bewässernd, einem der schönsten Palmenhaine Raum gegeben hat, die ich gesehen. Dann kamen wir auf die mehrere Stunden einnehmende Ebene von *Los Limones* hinauf, in deren ziemlich spärlichem Graswuchs Hunderte von Rindern weiden. Bald über steinige Flußbette, bald durch kühlen Wald voller Düfte gelangten wir in vielen Windungen des Weges nach dem Aussätzigendorf Agua de Dios, wo mein Reisebegleiter erklärte, mich verlassen und allein weiter reisen zu

wollen, wenn ich darauf bestünde, jenen armen Geschöpfen einen kurzen Besuch zu machen, und von da nach Tocaima.

Am letzten Tage unserer Rückreise (25. August 1883), die wir wegen der Gerüchte über eine bevorstehende Revolution beschleunigten, wurden wir, von La Mesa kommend, auf der Hochebene von Bogotá gefragt, wo denn eigentlich die Schlacht stattgefunden habe. Wir wußten von keiner Schlacht und waren nicht wenig erstaunt, zu vernehmen, daß man von Bogotá aus deutlich während des Tages dumpfe Donner wie von Artilleriesalvenfeuer vernommen und bei der herrschenden politischen Beunruhigung geglaubt hatte, man hätte in der Gegend von La Mesa bereits Kämpfe bestanden. Wir erstaunten aber noch mehr, als wir ungefähr einen Monat später wohl die Erklärung dieses uns unbegreiflichen Vorganges erhielten. Am nämlichen Tage hatte in Java, bei unsern Antipoden, die fürchterliche Eruption der Vulkane stattgefunden, welche so vielen Tausenden das Leben kostete. Einige Columbianer wollten sogar herausrechnen, daß die Zeit, welche der Schall gebraucht habe, um das Innere der Erde zu durchlegen, genau dem Zeitunterschied entspreche, der zwischen jener Katastrophe und der vermeintlichen Schlacht lag (?).

Alle diese Ausflüge unternahm ich stets mit Columbianern, wobei ich dieselben, wie das auf solchen Reisen zu geschehen pflegt, genau kennen und meist sehr schätzen lernte. Ich muß ihnen auch nachrühmen, daß sie große Geduld mit mir gehabt haben, bis ich im schnellen, sichern und gemütlichen Reisen es ihnen einigermaßen gleich that.





VII.

Eroberung des Landes, Urcivilisation, Rassentypen

Die Geschichte Columbiens ist reich an spannenden, staunenerregenden Ereignissen und Episoden. Schon die Eroberung des Landes enthüllt uns gigantische Expeditionen voll außerordentlicher und heroischer Leistungen.

Nachdem Papst Alexander VI. dem Königspaar des geeinigten Spanien, Ferdinand und Isabella, im Jahre 1493 »aus eigenem Antrieb, sicherm Wissen und vermöge seiner apostolischen Vollmacht« die Herrschaft über das neuentdeckte Amerika zugesprochen hatte, nahmen die Spanier, sich dies nicht zweimal sagen lassend, alle Besitztümer in Amerika weg.

Während aber das Reich der Azteken in Mexiko im Jahre 1521 durch Hernan Cortes und das Reich der Incas in Peru durch Pizarro

im Jahre 1524 in verhältnismäßig kurzer Zeit erobert wurde, verflossen beinahe 40 Jahre, ausgefüllt mit besonders schwierigen Unternehmungen, Schlachten und Kämpfen, bis das Land ganz in die Gewalt jener länder- und beutegierigen Eroberer und Abenteurer fiel, deren Standhaftigkeit und Tapferkeit wir unsere Bewunderung nicht versagen können.

Alonso de Ojeda gelangte in Begleitung von Amerigo Vespucci zuerst von Venezuela aus im Jahre 1499 nach dem Cap La Vela an der großen Landzunge Goajira. Bastidas drang weiter bis an die Mündung des Flusses Magdalena vor, der im Jahre 1501 am Tage dieser Heiligen entdeckt wurde. Columbus (spanisch Cristóbal Colon genannt) durchforschte dann in seiner vierten Reise (1502) den größten Teil der westlichen Küste des Landes bis nach Costa-Rica, suchte aber vergeblich die Landenge, von wo er nach seiner Meinung das Meer von Ostindien *(Indias orientales)* gewinnen wollte. Der Anblick des stillen Oceans *(Océano Pacífico)* wurde dem kühnen Vasco Nuñez de Balboa zu teil, welcher am 25. November 1513 in der Nähe von Panama, das Gefolge hinter sich lassend, auf eine Anhöhe trat, um mit Jubel die ruhige Wasserfläche zu begrüßen. Nach einem Wettlauf seiner Gefährten an die Gestade des Meeres schritt er mitten ins Wasser hinein, mit Degen und Spieß bewaffnet, und nahm vom neuen Ocean im Namen der spanischen Königin Besitz, jeden, der ihm denselben streitig machen wollte, nach spanischer Sitte zum Zweikampfe herausfordernd. Erst im Jahre 1522 wurde eine Expedition der Küste des stillen Meeres entlang unternommen und so den Eroberern von Peru, Pizarro und Almagro, der Weg geöffnet. Im ganzen hatte die Eroberung des Isthmus und der Küsten der beiden Meere, welche Columbien umspannen, 23 Jahre gedauert. Das Innere wurde zuerst durchstreift durch den Deutschen Alfinger, Gouverneur von Maracaibo, der über Ocaña auf die Höhe der Anden heraufkam, aber auf dem Rückwege starb. Heredia gründete im Jahre 1522 die Stadt Cartagena und unternahm von da große Streifzüge ins Caucathal. Dieses Thal wurde sodann von allen Seiten durchzogen und erobert durch Cesar, durch Vadillo und durch den spätern Marschall Robledo, der von Süden her, aus Quito, gekommen war. Unterdessen bereitete sich eine der merkwürdigsten und interessantesten Begeben-

heiten vor, welche die Geschichte aufweist. Da die Gründungsgeschichte Bogotás wenig bekannt ist, so wollen wir sie eingehender schildern.

Die Hauptexpedition ins Innere des mysteriösen Landes unternahm von Santa Marta aus im August 1536 der Licenciado und Justicia Mayor Gonzalo Jiménez de *Quesada* mit 820 Mann Infanterie und 85 Pferden, während seine Offiziere mit 5 Schiffen und 200 Mann den Magdalenastrom aufwärts fahren sollten. Letztere Expedition wurde fast völlig vernichtet. Vom großen Fluß aus drang nun Quesada unter beständigen Kämpfen mit den Indianern mitten durch den undurchdringlichen tropischen Urwald voll Dornen und Baumstämmen, voll giftiger Spinnen, Würmer, Skorpionen und Schlangen, Fledermäusen und Mosquitos vor. Die Soldaten, deren Kleider zerrissen und deren Körper verwundet war, nährten sich von Früchten und Wurzeln; ja die Expedition soll alles Lederwerk, alle Riemen, Scheiden etc. aufgegessen haben. Die einen erblindeten, die andern hinkten, die dritten wurden von den immer zudringlicher werdenden Tigern sogar aus den Hängematten herausgeholt. Oft drohte das Heer zu meutern; aber die unerschütterliche Standhaftigkeit des Führers trieb es rastlos vorwärts über die hohen Bergkuppen hinüber, die heute sogar als unzugänglich für Fußgänger, geschweige denn für Reiter, gehalten werden und völlig verlassen sind. Da erblickten sie eines Tages von hohem Berge



Gonzalo Jiménez de Quesada (nach Cronau: Amerika)

herab ausgedehnte Felder, große Saaten von Mais und Kartoffeln, Fruchtbäume und Blumengärten. In dieser angenehmen, frischen, wasserreichen Gegend lagen fröhliche Dörfer. Die Indianer, erschreckt durch den Knall der Feuerbüchsen und vollständig außer sich beim Anblick der Pferde, welche sie mit den Reitern zusammengewachsen glaubten und daher für höhere Wesen hielten, unterwarfen sich fast ohne Schwertstreich und fielen vor ihren Unterdrückern wie vor Göttern zu Boden nieder. Sie brachten ihnen Speise und Trank, Wildpret, Tauben und Hasen und alle möglichen Wurzeln, ja selbst ältere Leute und Kinder zum Abschlachten, weil sie die Spanier für Menschenfresser hielten. Sie breiteten Tücher vor ihnen aus, streuten Weihrauch und warfen Gold und Smaragde in vollen Händen aus. Bei der Verteilung erhielt jeder Soldat Quesadas 1000 Piaster! Das Land, in welches die Eroberer gekommen waren, war dasjenige der Chibchas oder Muiscas, auf den Hochebenen von Tunja und Bogotá, ein Reich, das, wie wir sehen werden, eine verhältnismäßig hoch entwickelte Kultur besaß.

Nachdem die friedlich gesinnten Bewohner der Sabana, nicht ohne daß einige unnötige Grausamkeiten und Morde gegen ihre Oberhäupter begangen worden, überwunden waren, beschloß Quesada, an einem günstigen Orte eine Stadt zu bauen. Er wählte dazu den Vergnügungsort des Anführers (Zipa), wahrscheinlich Teuzaquilla. Diesen Ort nannte Quesada *Santa Fé*, heiliger Glaube, wegen seiner Ähnlichkeit mit der Stadt gleichen Namens in der Nähe von Granada, welche die katholischen Majestäten Isabella und Ferdinand im Kriege gegen die Mauren gründeten, als sie Granada angriffen. Quesada befahl, in Santa Fé 12 Strohhütten um eine mit Stroh bedeckte Kirche herum zu errichten. Am 6. August 1538, zwei Jahre nachdem er von der Küste aufgebrochen war, begab sich Quesada dorthin. Alle stiegen vom Pferde. Quesada riß einige Gräser aus und nahm vom Orte im Namen des Kaisers Karl V. Besitz; ein Notar schrieb eine öffentliche Urkunde, worin auch stipuliert wurde, daß von nun an das ganze entdeckte Land *Nuevo Reino de Granada* oder Neues Reich von Granada (Neu-Granada) heißen solle, wegen seiner Ähnlichkeit mit der spanischen Provinz Granada. In der elenden Strohhütte, die als Kirche diente,

an der nämlichen Stelle, wo heute sich die Kathedrale Bogotás erhebt, sprach der Pater Las Casas, ein Vetter des berühmten Las Casas, des Freundes der Neger, die erste Messe.

Schon dachte Quesada daran, nach Spanien zurückzukehren und die Entdeckung dort offiziell anzuzeigen, als durch einige Indianer die seltsame Kunde gebracht wurde, es käme von Süden her eine stattliche, glänzend ausgerüstete Truppe von Weißen mit großem Indianergefolge und vielen Pferden herangerückt. Die Nachricht bestätigte sich. Es war Sebastian de Belalcázar, ein Lieutenant Pizarros, welcher die Eroberung Perus mitgemacht hatte und nun von jenem Lande aus nach dem Norden gedrungen war, um ein fabelhaft reiches Land aufzusuchen. In Quito nämlich, der heutigen Hauptstadt der Republik Ecuador, stellte sich ihm ein Indianer vor, der ihm sagte, sein Herr und Gebieter, der König von Cundinamarca oder Cundirumarca (Höhe, wo der Condor wohnt)[1]) besäße die kolossalsten Reichtümer, so daß er seinen Körper mit Goldstaub bestreue und sich dann in einem geheiligten See bade, um den Göttern auf diese Weise ein ihnen wohlgefälliges Opfer darzubringen. Diese auf Thatsachen beruhende Mitteilung wird als der Ursprung der unter den Eroberern geläufigen Sage des Goldlandes, *El Dorado* (der vergoldete Mann), angesehen, aus welchem wir das sprichwörtliche Eldorado gebildet haben und das so unsägliches Unglück über die armen Ureinwohner Columbiens gebracht hat, indem die Spanier mit unersättlicher Habgier nach diesen verborgenen Schätzen forschten. Belalcázar nahm auf seinen Zug nur 200 spanische Soldaten, aber um so mehr Träger und dienende Indianer mit. Nach furchtbaren Mühen gelangte er mit diesen über die Centralcordillere ins Magdalenathal und dann auf die Hochebene von Bogotá hinauf, als er sich von den Abgesandten seines glücklicheren Vorgängers Quesada aufgehalten sah.

Aber beinahe zur gleichen Zeit gelangte eine noch sonderbarere Kunde nach Bogotá: auch von Südosten, von den Pampas her und zwar aus Venezuela sei eine Expedition von Spaniern unter einem europäischen Hauptmann Nicolas de Federmann im Anzuge. Federmann, ein Deutscher von Geburt, welcher vom Cap La Vela an der atlantischen Küste Columbiens her Streifzüge in

---

[1]) Cundur = Condor, ina = Höhe, mara = darauf sein, ca = jene.

die Pampas gemacht hatte (1536), hatte seinen Chef Espira oder Spira mit einer Hülfsexpedition im Stich gelassen, war ihm ausgewichen und auf eigene Faust auf Eroberungen ausgegangen. Fast wäre der Abenteurer dabei umgekommen, denn in den Pampas hatte er nicht nur mit den wilden Tieren, mit dem fieberischen Klima, sondern auch mit den Regenzeiten und mit den hochangeschwollenen Flüssen zu kämpfen. Seine Mannschaft wurde dezimiert. Müde, immer der Cordillere entlang zu ziehen, hatte er beschlossen, nach dem Reiche der Chibchas, von dem ihm Kunde geworden, hinaufzugehen, und hatte die Cordillere auf den abschüssigsten und steilsten Wegen überschritten. — Vom brennenden Klima der Pampas aus war er auf der Höhe der Cordilleren in die kalte Region gelangt und beinahe mit seinen Leuten auf den Páramos oder kalten Pässen erfroren. Quesada, als guter Diplomat, fand sich zuerst mit der gänzlich entblößten Expedition Federmanns ab, welchem er 10,000 Piaster in Gold auszahlte; dann, als keine Gefahr mehr war, die beiden andern Expeditionen würden sich gegen ihn vereinigen und ihm sein erobertes Gebiet streitig machen, wodurch ein großes Blutvergießen unter den Spaniern selbst entstanden und sie wohl allesamt durch die Indianer umgebracht worden wären, lud Quesada nach längerem Parlamentieren die zwei Heere zu sich nach Bogotá ein.



Erstes Wappen von Bogotá

Die Zusammenkunft fand statt. So sah denn Bogotá im Februar 1539 wohl das seltenste Schauspiel, das von einem Historiker geträumt werden kann. Die Soldaten Quesadas, die sich von ihren Strapazen schon etwas erholt hatten, waren in *mantas*, hänfene und baumwollene, auch leinene Röcke gekleidet und mit Mützen

bedeckt, welche ihnen die Chibchas gegeben hatten. Diejenigen Federmanns boten den kläglichsten Anblick; sie sahen aus wie Flüchtlinge aus der Insel Robinsons. Drei Jahre lang waren sie gewandert und hatten 300 Stunden Weg durch die Wildnis zurückgelegt. Fast ganz nackt und vor Hunger entkräftet, vom Fieber geschüttelt, waren ihre Leiber in Leoparden- und Jaguar-, in Bären- und Rehhäute gehüllt. Belalcázars Soldaten, gut genährt, gingen wie peruanische Sybariten einher in scharlachenen und seidenen, mit Goldborten verbrämten Gewändern und in leichten, zugespitzten Hüten, auf denen die farbenreichsten Federbüsche weithin in der Sonne schimmerten; sie waren mit Gold und Schmuck beladen, gefolgt von reichem Troß, mit Zelten, Proviant, Gefäßen aus Gold und Silber versehen, mit Waffen ausgerüstet, in welche die seltensten Edelsteine eingelegt waren, keck und siegesfroh. Nach einem Berichte hätten die drei Expeditionen, die ein so wunderbares Zusammentreffen von so entgegengesetzten Punkten aus feierten, jede aus 160 Mann, einem Priester und einem Mönch bestanden. Pferde waren viele da und wurden von Belalcázar zu fabelhaften Preisen verkauft. Aber noch wichtigere Dinge brachte jede der neuangekommenen Truppen mit; diejenige Belalcázars führte Schweine mit sich, welche sich seither in der Sabana einbürgerten, und der Kaplan Federmanns, Juan Verdejo, hatte einige Hühner vor dem Heißhunger und der Not seiner Gefährten gerettet und zeigte sie triumphierend!

Über diesem sonderbarem Aufzug ragten die drei Anführer empor. Belalcázar, glänzend im Überfluß und Reichtum wie ein asiatischer Satrap, nur viel tapferer und kühner, hatte sich mit seinem kleinen Häuflein durch menschenfressende Indianer, die ihn in größter Überzahl und mit Heldenmut angegriffen, bis hieher durchgeschlagen, und doch war er nur der Sohn eines armen andalusischen Holzhauers und als Knechtlein zu Hause fortgelaufen. Belalcázar war schön und stark gewachsen, von martialischem Aussehen, fröhlich und voll andalusischen Salzes, von feinen Manieren, ein Mann großen politischen Taktes und beobachtender Schärfe, der talentvollste aller drei Eroberer. Federmann, dessen Heimat in Deutschland unbekannt ist, war ebenfalls von hoher Statur und weißem, schönem, von rotem Vollbarte beschattetem Gesichte, sehr

gewandt in allen körperlichen Übungen, so höflich und sanft, daß man ihn nie ein böses Wort aussprechen hörte, so barmherzig und mitleidig, daß er nie von seinen Feinden der Grausamkeit oder Habsucht oder irgend welcher blutdürstigen Handlungen bezichtigt wurde; dabei gesprächig und von seinen Soldaten vergöttert. Quesada endlich, ein Mann in den vierziger Jahren, von kleinerer Gestalt, war ein Jünger der Wissenschaft, der uns seine Berichte glücklicherweise hinterlassen hat. Obschon kein Krieger von Profession, bewies er doch ein militärisches Talent, als wäre er ein alter Veteran gewesen; auch war er von großer persönlicher Tapferkeit, geduldig und ausdauernd, verehrt und populär bei den Soldaten, weil gut mit ihnen, aber sehr vermessen und von äußerster Strenge in der Disziplin; stets klug und vorsichtig, jedoch manchmal ungerecht und grausam, wohl mehr aus Not als aus natürlicher Wildheit.

Nachdem Quesada die nötigen Schiffe auf dem Magdalenenstrom hatte bauen lassen, fuhr er mit seinen beiden Nebenbuhlern den Fluß hinunter nach Spanien. Ahnte wohl einer der drei sein späteres tragisches Schicksal? Quesada, nach Columbien zurückgekehrt, starb, nach vergeblichen Versuchen, das El Dorado aufzufinden, arm am Aussatz; sein Leichnam ist in der Kathedrale von Bogotá beigesetzt. Belalcázar wurde später angeklagt, verhaftet und starb auf der Rückreise nach Spanien, traurig und gramgebeugt und zugleich gedemütigt, in Cartagena. Federmann ertrank auf hohem Meere.

Diese Kriegsthaten müssen in uns das Interesse für die Gegner, für die eigentlichen Landeskinder in hohem Maße wachrufen. Leider ist es unmöglich, die Geschichte der Civilisation der Ureinwohner des südamerikanischen Kontinents, namentlich aber Columbiens, genau wiederzugeben; denn statt für die Wissenschaft Traditionen, Erinnerungen, ja die verschiedenen Dokumente zu sammeln und die Monumente zu schonen, haben die Spanier in blindem Fanatismus alle Denkmäler jener Vorzeit als »götzendienerische, antichristliche, vom Teufel eingegebene Überbleibsel« vernichtet und dem Lande nur Galgen und Gewehr als Mitgabe gebracht. Bei 50 Millionen Ureinwohner erlagen nach der Schätzung einiger Geschichtsforscher auf den Antillen und auf dem Festlande den mitgebrachten,

abgerichteten Hunden, welche auf die armen Indianer Jagd machten, den spanischen Büchsen und den *encomenderos*, Beamten und Feudalherren. Auch die Bevölkerung Columbiens wird vor Eintritt der Spanier auf 8—10 Millionen berechnet; Kriege, Mißhandlungen, sowie die aus Europa eingeschleppten Krankheiten reduzierten aber diese Zahl bald auf eine Million. Wer vor einer solchen Verminderung zurückbebt und sie nicht fassen kann, dem wird vorgehalten, daß auf der Insel Santo Domingo bei der Entdeckung eine Million Menschen lebten, daß aber schon nach 16 Jahren nur noch 60,000 übrig blieben; diese wurden verteilt; nach sechs weitern Jahren waren ihrer nur noch 14,000! Auch wird erzählt, daß in Columbien ganze Familien der Tunebos-Indianer sich von Felsen herabgestürzt und daß von den Stämmen der Agatoes und Cocomes sich massenhaft Leute aufgehängt hätten, um den Bedrückungen der spanischen Vögte zu entgehen. So dürfen wir uns auch nicht wundern, daß die Zahl der das columbianische Gebiet bewohnenden Indianerstämme auf zirka 1000 angegeben wird: jedoch besaßen diese bei der Entdeckung die verschiedensten Grade der Gesittung.

Am gesittetsten waren die von Quesada unterworfenen Chibchas (sprich Tschib-tschas), deren Civilisation derjenigen der Azteken und Incas nur wenig nachsteht und wohl eine eingehendere Würdigung verdient.[1] Ihr Reich, $1^1/_4$ mal größer als der Kanton Bern, umspannte eine Ausdehnung, die von Acosta ungefähr auf 600 Quadratstunden angegeben wird: es war 45 Stunden lang und 12 bis 15 Stunden[2] breit. Ungefähr 2000 Einwohner kamen auf die Quadratstunde, so daß also die verhältnismäßig sehr dichte Bevölkerung 1,200,000 Seelen umfaßt hätte. Ihr Name Chibchas ist nicht sicher erklärbar, und daher führe ich auch die verschiedenen Erklärungen nicht an. Doch wurden sie auch Muiscas, d. h. »Leute, Personen«, genannt, woraus die Spanier durch Verderbnis *moscas* bildeten, was so viel heißt als »Mücken«, weil sie die Eindringlinge zuerst so zahlreich wie Mücken umschwärmt hätten.

---

[1]) Siehe näheres in der grundlegenden Abhandlung von Dr Liborio Zerda, betitelt: El Dorado, Estudio histórico, etnográfico y arqueológico de los Chibchas (1883, Bogotá, Sylvestre), welcher wir hier folgen.

[2]) Die Stunde (legua) zu 4,83 Kilometer berechnet.

Die Chibchas lebten in saubern strohgedeckten Hütten *(tygttua)* von runder Form, die sie aus der Verehrung für den Vollmond gewählt hatten. Die Gemächer waren weit, wohl ventiliert und gut eingeteilt in Wohnräume und Vorratsräume für Früchte. Sie hatten Thüren aus geflochtenem Rohr mit einer Art Schloß aus Holz. Die Möbel bestanden aus Matten, geschnitzten Bänken und Bettstellen *(barbacoas)*. Um die Hütte lief eine Umfassungsmauer aus Holz oder Erde. Der allgemeine Anblick der Dörfer, aus welchen heraus sich die Häuser der Häuptlinge, an ihrer Höhe erkenntlich, abhoben, war ein so milder und lieblicher, daß Quesada der Gegend den Namen Valle de Los Alcázares gab.

Die Chibchas bedienten sich mühsam der Werkzeuge aus Stein und Holz. Denn, wie viele Funde beweisen, war das steinerne, speziell das neolitische Zeitalter bei diesen Ureinwohnern noch nicht vorüber. Schon beuteten sie Gold- und Silberminen aus, schmolzen diese Metalle und benutzten das Kupfer, kannten aber die Bronzelegierung nicht, weil Zinn in Columbien nicht vorkommt; auch das Eisen war ihnen unbekannt, dagegen stellten sie Töpfereien aus gebrannter Erde her und zwar in sehr geschmackvollen Formen, mit Verzierungen von geraden und krummen Linien, ja sogar mit Relieffiguren. Besonders geschickt wußten sie Gold mit Silber und Kupfer zu verbinden, zu löten und durch Guß zwischen feine Steine in Goldblech und in zierliche Drähte zu verarbeiten. Ihre Einfassungen von Schnecken und Muscheln, ihre Arm- und Halsbänder, ihre Diademe und Becher waren berühmt, ebenso ihre Figuren der Sonne, des Mondes, des Menschen (mit an den Körper gepreßten Armen und Beinen, ähnlich wie in Ägygten), sowie ihre Nachbildungen von Tieren und Gegenständen aller Art. Ob die Goldplättchen, die man in geringer Zahl gefunden, wirklich eine ihrer Münzen waren, was sie über den Kulturstandpunkt der Azteken und Incas stellen würde, ist nach unsern Forschern mindestens zweifelhaft geworden. Doch kannten sie als Maße den Schritt und die Spanne der Hand.

Die Chibchas trieben hauptsächlich Landwirtschaft. Sie pflanzten viel Mais, Kartoffeln und Erdbirnen; das Süße nahmen sie aus dem Mais und dem Honig. Da sie kein Vieh hatten, das ihnen beim Ackerbau hätte helfen oder zur Nahrung dienen können, und

da ihre Saaten von den atmosphärischen Einflüssen abhingen und auch wohl mißraten konnten, weshalb sie öffentliche Getreidespeicher angelegt hatten, so mußte die ganze Rasse außerordentlich mäßig und arbeitsam sein, um bestehen zu können. Dies war wirklich der Fall, denn nicht nur lebten sie im Überfluß, sondern gingen mit ihren Produkten auch noch auf die Märkte zu den umliegenden Stämmen, wo sie Gold, Fische und Früchte einkauften. Der Handel war daher unter ihnen sehr blühend und vollständig freigegeben, so daß sich ein natürlicher Austausch aller Produkte der höhern und tiefern Zone vollziehen konnte. Trotzdem verweichlichten die Chibchas nicht, sondern blieben tapfer, wozu die fortwährenden Kriege mit ihren Nachbarn, den gefürchteten Muzos, Colimas und Panches, sehr viel beitrugen.

Auf ihren Märschen kauten sie namentlich das heute wieder zu Ehren gelangte Cocablatt (*haya* genannt), das ihren Durst und Hunger vertrieb und sie zu allen Anstrengungen befähigte. Dagegen werfen ihnen die ersten spanischen Chronisten ihre Trunkenheit vor; aber ihre Orgien und Bacchanalien waren ihnen ein Ausdruck der Fröhlichkeit und wurden nur bei besonders festlichen Anlässen, namentlich bei religiösen Festen veranstaltet. Gekleidet gingen die Chibchas in baumwollene, bis ans Knie reichende Hemden; die Frauen schlangen um den Hals ein Tuch *(liquira)*, das jedoch die Brust nicht bedeckte, und um die Lenden bis ans Knie ein baumwollenes Tuch *(chircate)*.

Die Chibchas verehrten wie alle primitiven Völker Naturgegenstände, aber ihren vom krassen Fetischismus schon geläuterten Auffassungen der Götter war ein erhabener, poetischer Stempel aufgedrückt, wie schon die Auswahl von Grotten, Wasserfällen, Seen und Bergen und namentlich der in den Bergkesseln der Anden verborgenen Lagunen zu Kultusstätten beweist. Denn sie hatten einen öffentlichen Kultus, eine ständige Zeitrechnung und eine fest abgeschlossene, erbliche Priesterkaste[1]). Die Oberpriester weilten

[1]) Die zukünftigen Priester wurden von Jugend an in Seminarien eingeschlossen und zu strengem Fasten und Schweigen angehalten, so daß der Vater der columbianischen Geschichtsschreibung, der Bischof Piedrahita († 1688 in Panama), von ihnen sagt: »Sie leben so keusch und ehelos, daß sie uns, unwürdige Diener Gottes, beschämen könnten.«

im abgelegenen Thal von Iraca (beim heutigen Sogamoso), dem Rom der Chibchas, wo der reichste aller Tempel, aus Holz gebaut und mit schimmerndem Goldblech beschlagen, sich befand, und



Götzenbild der Chibchas

wo die Eroberer das Eldorado gefunden zu haben glaubten: leider wurde dieser Tempel von zwei beutegierigen spanischen Soldaten

in Brand gesteckt; nach einer andern Überlieferung hätten die Priester selbst brennende Fackeln hineingeworfen, als die Spanier ihn betreten hatten.

Ihre Vorstellungen von der Entstehung der Welt und der Menschen sind sehr bemerkenswert: Schöpfer des Universums ist Chiminigagua, in dessen Schoß das Licht ruhte; dann kommen in der Hierarchie der Götter die Sonne und der Mond mit dem Sternenheere. Die Welt wurde bevölkert durch ein erstes Menschenpaar, ein außerordentlich schönes, einer Lagune nördlich von Tunja entstiegenes Weib, Bachue oder Banche, das ein dreijähriges Kind an der Hand führte, den spätern Gatten des Weibes und Erzeuger von fünf Kindern, der Urahnen der Chibchas. Der Wohlthäter derselben, der Gott, welcher in ihr Leben direkt eingegriffen hat, ist Bochica, ein weißer Mann mit langem, wallendem Bart und zusammengebundenen Haaren, der von den Pampas auf die Cordillere hinaufgestiegen ist und die nackten Bewohner die eigentliche Kultur, Bebauung, Bekleidung und die Künste gelehrt hat, dann aber sich während 2000 Jahren in die Einsamkeit zur Buße zurückzieht und endlich spurlos verschwindet. An Bochica knüpfen sich auch lokale Sintflutsagen und die Durchbrechung des Felsens am Tequendamawasserfall (s. S. 152) an.

Nach einer Sage hätte ein untergeordneter Gott Chibchacum, Gott der Ackerbauer und Kaufleute, aus Bosheit oder Unachtsamkeit die Hochebene von Bogotá überschwemmt, so daß sich die Bewohner auf die umliegenden Berge flüchteten und der Verwüstung traurig zusahen. Sie huldigten nun Bochica, und dieser erschien eines Abends bei Sonnenuntergang auf einem Regenbogen, einen goldenen Stab in der Hand führend; mit demselben gab er, ein neuer Moses, einen Schlag auf die Felsen, daß diese barsten, die Wasser im Tequendamafall sich zu Thal ergossen und die Sabana sich entleerte. Mißmutig über die Handlungsweise des Chibchacum verdammte Bochica denselben zum Tragen der Erde; von Zeit zu Zeit wechselt aber der Atlas der Chibchas die Last und legt sie von einer Schulter auf die andere. Die dadurch verursachte Erschütterung erzeugt die Erdbeben, wahrlich eine naive, poetische Erklärungsweise. Nach einer andern Sage hätte das Urweib und nach einer dritten Sage die schöne, aber böse Frau des Bochica,

Huythaca genannt, die Überschwemmung verursacht. Bochica habe sie dann weggeschleudert und sie habe sich in den Mond verwandelt, so daß sie nun der Erde leuchten muß.

Einige spanische Bischöfe wollten in diesem Bochica den Apostel San Bartolomé, andere den heiligen Thomas sehen, der dort das Evangelium verkündet habe, und viele, selbst »gebildete« Leute nehmen dies gläubig hin.

Die Chibchas glaubten an eine leibliche Unsterblichkeit der Verstorbenen. Deshalb begruben sie dieselben mit ihren Kostbarkeiten und Lieblingsgegenständen, die Vornehmsten sogar mit ihren liebsten Weibern, und gaben ihnen genügend Getränke und Speisen mit auf den Weg. Die Seelen der Verstorbenen gingen zur Prüfung zuerst durch einen finstern Schlund ins Innere der Erde, setzten dann über einen Fluß auf Flößen von Spinngeweben, weshalb die Spinne heilig gehalten wurde, und gelangten dann in ein Land mit Saaten und Feldern, wo sie die Ihrigen wieder trafen. Solche Grabmäler *(guacas)* mit allerlei Kunstsachen, auch guterhaltene zusammengekauerte Mumien mit verzierten und gefärbten Mänteln sind viele aufgefunden worden, ebenso wie die an den Betstätten aufgestellten heiligen Gefäße, in welche die Gläubigen nach mehrtägigem, strengem Fasten ihre Gaben in Gold und Smaragden einlegten[1]). Einzig der Sonne, aber nur selten, wurden von den Chibchas Menschenopfer dargebracht, deren Blut bei den ersten Strahlen des Tagesgestirns die Altarsteine bespritzte.

Wie in der Religion, so machte sich ganz besonders in der Regierungsform ein Übergang zu höhern Ideen geltend. Dieselbe war allerdings, ähnlich derjenigen im frühern Japan, despotisch; der höchste Befehlshaber, der Zipa in Bacatá (Funza), hatte Gewalt über Leben und Tod. Allein neben demselben amteten die Caciques oder Häuptlinge, deren mächtigster, der Zaque in Tunja, oft mit dem Zipa Krieg führte. Letzterer gab Gesetze und übte die höchste Gerichtsbarkeit aus; niemand durfte ihm ins Auge schauen. Neben der ihm feierlich angetrauten Gattin hatte er eine Menge anderer ihm von den vornehmsten Familien zugeführter Frauen. Sonst

[1]) Prächtige Sammlungen an Altertümern besitzen die Herren Bendix Koppel in London und Consul Philippe Etienne in Genf.

bestand fast überall die Monogamie unter den Chibchas, und die Vater- und Kindesliebe war bei ihnen eine sehr geheiligte Tugend.

Die Dynastie war erblich, indem die Gewalt auf den jeweiligen Neffen, oder fehlte dieser, auf den Bruder des Zipa überging, welcher in einem Sonnentempel 10 Jahre in strengster Enthaltsamkeit eingeschlossen wurde und nur bei Mondlicht ausgehen durfte. Beim Tode des Zipa mußte er, auf einen goldenen Sessel gesetzt und mit einer Art Mitra angethan, schwören, eine gute Regierung zu führen.

Nach dem Bericht des anmutigen Chronisten Fresle (1636) mußte der Chef von Bacatá, ein Vasall, um zu seinem Amt zu gelangen, nach dem gewöhnlichen Fasten an einem festlichen Tage auf die prächtige Lagune von Guatavita (3199 m hoch gelegen; 5 km Umfang, Tiefe 40 m) fahren, deren Entwässerung viele Spanier unter Preisgabe ihres ganzen Vermögens umsonst versucht haben[1]). Er war umgeben von den Priestern; alle gingen nackt, den Körper mit Goldstaub bestreut. Unter feierlichem Schweigen des die Lagune umgebenden Volkes gelangte das Floß, auf welchem Weihrauchfässer angezündet waren, in die Mitte der Lagune; hier wurden die mitgebrachten reichen Geschenke der Gottheit als Opfer dargebracht und die Abwaschungen begonnen. Auf ein gegebenes Zeichen erhob sich ein gewaltiges Geschrei; Pfeifen und Flöten wurden geblasen, Tamburine geschlagen, und es erfolgte eine allgemeine Lustbarkeit, an welcher die nationalen Lieder zur Verherrlichung der Götter, der Heroen, der Schlachten und Völker gesungen wurden. Mitten in der Freude wurden die Chibchas dadurch an den Tod gemahnt, daß zwei Greise am Eingang des Festplatzes mit einem Fischernetz in der Hand, dem Symbol des Lebensendes, aufgestellt wurden. Diese Überlieferungen von den Abwaschungen der goldstaubbestreuten Männer gaben dem Glauben an den El Dorado (den vergoldeten Mann) festen Halt. Man war jedoch geneigt, mit Humboldt das Eldorado gänzlich in das Gebiet der Sage, des Mythus zu verweisen, wenn nicht in der Lagune von Siecha eine Goldscheibe von $9^1/_2$ cm im Durchmesser gefunden

[1]) Nach andern Forschern war die einsame Lagune von Siecha (3673 m) der Sitz dieser Ceremonie; auch diese Lagune hat man, aber umsonst, mit viel Geldaufwand zu entwässern gesucht.

worden wäre, ein Floß darstellend mit 10 Figuren, worunter in der Mitte die Hauptfigur eines Cacique (s. Schlußvignette dieses Kapitels). Dieser Fund giebt die oben beschriebene Ceremonie getreu wieder und bestätigt die Tradition vom »vergoldeten Mann«.

Ausgebildet war besonders die Gesetzgebung der Chibchas. Eigentum und Erbschaft waren geordnete Begriffe. Sie bestraften den Mörder, Verführer, Ehebrecher mit dem Tode. Letzterer wurde auch mit giftigen Reptilien lebendig begraben und ein Stein an den Ort gelegt, um sein Andenken zu vernichten. Der kleinere Dieb wurde gegeißelt, der große Dieb oder Recidivist geblendet. Der säumige Schuldner mußte vor seine Thür einen Mann stellen, welcher an der Hand einen kleinen Tiger oder eine Bergkatze hielt, und diese ernähren, bis er bezahlte. Der Feigling mußte eine zeitlang Frauenkleider anziehen und sich mit häuslichen Arbeiten beschäftigen. Der Fiskus erbte alle Güter desjenigen, der ohne Nachkommenschaft gestorben. Ein eigenes Luxusgesetz schrieb vor, wer Schmuck tragen dürfe.

Die Chibchas besaßen ein streng organisiertes stehendes Heer und Festungen; es wird von Schlachten berichtet, wo 70—100,000 Mann kämpften. Ihre Bewaffnung bestand aus Keulen, Wurfspießen, Schleudern und Bogen; deshalb wurden sie von den Spaniern bald überwunden.

Die Sprache der Chibchas, welche die Eroberer gar nicht schonten, habe sich durch Reichtum und Klarheit ausgezeichnet. (1619 gab P. Bernardo de Lugo zuerst in Madrid eine Grammatik über dieselbe heraus.) Auch einige Hieroglyphen sind uns noch erhalten, so am Stein von Pandi (pag. 174). Die meisten stummen Zeugen dieser hohen Civilisation aber sind vernichtet. Dann wurden während geraumer Zeit viele Reichtümer an Goldarbeiten und Götzenbildern von unwissenden Columbianern ins Ausland verkauft und dort barbarisch eingeschmolzen. Erst heute bekümmert man sich darum, die letzten Trümmer zu retten; auch beschäftigt man sich mit der Enthüllung der Frage, woher wohl die Ureinwohner gekommen sein mögen, wobei die Vermutung immer größere Wahrscheinlichkeit gewinnt, daß es die gelbe Rasse war, welche mit dieser Kultur der Chibchas in Zusammenhang stand.

Einst und jetzt! Naturgemäß muß das Studium der Urcivilisation zu Vergleichungen mit der Gegenwart herausfordern, und bald erkennt man, daß es unrichtig wäre, in allen jetzigen Indianervolkstypen Abkömmlinge der Chibchas sehen zu wollen, während bei der Eroberung öfter gerade die civilisierteren Stämme als die schwächern rascher verschwanden. Da nun die gemachten Ausflüge willkommene Gelegenheit boten, die verschiedenen Rassentypen zu beobachten, besonders an der Hand der bemerkenswerten, mitbenutzten Aufzeichnungen von José María Samper, schließen sich hier einige Ausführungen über diese Fragen mit besonderer Berücksichtigung der Indianer von selbst an, denn den Pampasbewohner, den Antioqueñer und Neger werden wir noch in anderm Zusammenhange schildern.

Die Ureinwohner Columbiens haben gar kein einheitliches ethnographisches Ganzes gebildet. Ihr Charakter, ihre Sitten und ihr Bildungsgrad ändern sich je nach ihrer geographischen Ansiedlung, nach ihrer Geschichte und nach ihrer Abstammung. Unter den Stämmen gab es rote, rötliche, bronzefarbige, kupferfarbige, beinahe schwarze, diese in den Tiefländern, und dann wieder gelbe in den Mittellagen, sowie solche mit bedeutend weißem Teint *(blanquecinos)*; nur durch die Eroberung wurden diese Stämme etwas durcheinandergewürfelt. In der Regel wohnten die am wenigsten civilisierten, ganz wilden Stämme in den tiefen Thälern, die fortgeschritteneren aber auf den Bergen und Hochebenen, wo ein milderes Klima und ein heiterer Himmel die Leidenschaften zähmt und Zeit zur Kultur übrigläßt, wo die Pflege des Körpers sich nicht allstündlich aufdrängt und das Leben sich nicht bloß zwischen Schlaf und Essen bewegt. Sehr tapfer waren die Indianer der temperierten Zone, welche sich stets der höhern, angenehmern Regionen bemächtigen wollten; sie hatten wenig Industrie und nur rudimentäre Landwirtschaft und lebten eher von Jagd und Krieg.

Beginnen wir, an die obige Darstellung anknüpfend, mit der Schilderung des heutigen Indianers der kalten Hochebene, des mehr oder weniger direkten Nachkommens der Chibchas, der heute noch Muisca genannt wird. Er ist klein oder mittelgroß von Statur, dick, breitschultrig und untersetzt; sein Thorax ist meist sehr umfangreich und seine Muskulatur stark; seine Kraft ruht im Nacken, in den

Schultern und Beinen; daher reitet er gewöhnlich nicht sehr gut, kann auch nicht gut springen, aber außerordentlich gut laufen und zwar während vieler Tage und ebenso die schwersten Lasten tragen. Seine Haut ist kupferbraun, wie von der Sonne gedörrt und aus Pergament, so daß die Gemütsbewegungen darauf nicht zum Vorschein kommen. Der Schädel ist mezocephal, das Gesicht rund, breiter als länger, die Stirne eng, niedrig und flach, die Backenknochen stehen hervor, die Nase, eher klein, ist breit und offen, die Augen, ebenfalls klein, sind furchtsam und schlau, die Lippen dick und fahl, die Zähne sehr schön, die Haare schwarz, glatt und voll; sie werden nie weiß, so daß der Alte vom Jungen nur etwa an den Runzeln unterschieden werden kann. Bart wächst dem richtigen Indianer keiner. Er ist ganz eigentlich unschön.



Der Muisca ist ein Bild größter Unempfindlichkeit und Apathie infolge der Jahrhunderte langen Unterdrückung. Er empfindet allerdings seinen Zustand nicht klar, ist geduldig und arbeitsam, liebt auch das Geld und sammelt solches zusammen, ohne es recht anzuwenden. Kaum ist er zu einem bescheidenen Wohlstande gelangt, so vernichtet der nächste Krieg seine Ernte, seine Kühe werden weggenommen, die Maultiere requisitioniert und verschwinden auf Nimmerwiedersehen, die Hennen werden weggefangen; so sinkt er wieder in sein altes Elend zurück. Daher kommt einerseits sein grenzenloser Fatalismus, andererseits sein nicht minder unbegrenztes Mißtrauen. Im Grunde ist er noch kein Christ, sondern ein Götzendiener und Heiligenanbeter und vom krassesten Aberglauben beherrscht, alle wunderbaren Dinge mit der größten Leichtgläubigkeit

annehmend und den *Cura* (Geistlichen) als Halbgott verehrend. Jeder direkten Frage geht er möglichst aus dem Wege und antwortet dem Weißen nicht mit einem bestimmten »Ja« oder »Nein«, sondern mit dem bezeichnenden verschmitzten: »*Quién sabe?* Wer weiß?« Die demütige Anrede, mit welcher der Indianer Höherstehende begrüßt, heißt »*mi amo*, mein Herr und Gebieter«, was mehr als lange Dissertationen den sozialen Unterschied kennzeichnet. Der Muisca liebt ein stilles, egoistisch abgeschlossenes Leben, ist aber seinem Herde und seiner Frau treu. Letztere, liebevoller, dankbarer, zugänglicher für Bitten, sanfter als der Mann, weniger heuchlerisch und nicht so kalt, ist eine gute Mutter.



So ist der Muisca ein Bild der Unbeweglichkeit und Routine, rebellisch gegen Gastfreundschaft und Fortschritt. Er wagt nie eine kühne, enthusiastische oder leidenschaftliche That, eine Handlung, zu welcher er die Initiative ergreifen müßte; er leistet auch nicht direkten Widerstand, sondern ergiebt sich in sein Schicksal und leistet Kadavergehorsam. Gewaltsam rekrutiert, läßt er sich ins Gefecht führen, greift ungern an; ist er aber einmal auf einen Posten gestellt, dann weicht er von demselben nicht weg, sondern scheint dort festgenagelt. Auf das Kommando zum Vorrücken geht er langsam, sicher und ruhig vorwärts. Die Gesellschaft ist für ihn keine Wohlthäterin, daher wird sie auch nicht begriffen; der Muisca will sich nirgends kompromittieren, keine Verpflichtungen eingehen. Der Alcalde erscheint ihm unnütz, der Schulmeister ist ihm ein Rätsel, der Steuereinnehmer ein Abgesandter der Hölle,

der Censurbeamte ein Verführer, der Mediziner, welcher ihn gewaltsam impft, ein Greuel. Dienstboten dieser Rasse vergreifen sich gerne an wertlosen Gegenständen und Kleingeld; bedeutende Summen aber kann man ihnen unbedingt anvertrauen oder im Zimmer liegen lassen, ohne daß sie je einen Diebstahl im großen ausführen würden! Weder händel- noch rachsüchtig, weder mitteilsam noch dienstfertig, weder feige noch unternehmend, weder verkommen noch lasterhaft, höchstens etwa der sorgenbrechenden, verdummenden Chicha hie und da zu viel zusprechend, ist der Muisca ein noch ganz unfertiges civilisatorisches Element, ein Felsen, dem durch den Zauberstab der Intelligenz das Wasser erst noch entlockt werden muß.



Der Indianer der Mittellage an den Cordillerenabhängen, z. B. derjenige vom Stamme der Panches, hat, obschon noch etwas kupferfarbig, schon hellere Haut; im Vergleiche zum Muisca sind die Haare weniger schwarz; das Auge ist lebhaft, die Stirne hoch und gewölbt, die Nase schon etwas zugespitzt, die Statur größer und schlanker; die Formen sind weniger schwammig und besser hervortretend; die Stimme ist freier. Gekleidet geht er in Indienne oder Baumwolle, und zwar liebt er helle Farben und leichtes Gewebe. Der Panche, ein bischen eitler, nimmt sich beim Militär zusammen, obschon er im ersten Augenblicke nicht gerade tapfer ist und den Revolutionen überhaupt aus dem Wege geht. Er ist ein Freund fröhlichen Lärmes, des Tanzes und fideler Feste. Sein Lieblingsgetränk ist der in Gährung übergegangene Zuckerrohrsaft, der *guarapo*. Viel intelligenter und für die Freiheit empfänglicher, sagt er zu seinem Arbeitgeber nicht »Herr«, sondern

»*patron*«, nimmt an den Wahlen teil und stimmt, wenn er es darf, für die Liberalen. Er reist gern als Maultiertreiber und Kleinhändler im Lande herum. Er ist der Industrie nicht abgeneigt, verfertigt Strohhüte, Cigarren, Matten; er fabriziert Zucker, pflanzt Fruchtbäume und Blumen. Sein religiöses Gefühl, offen und naiv, artet selten in Fanatismus aus; auch fürchtet er den Pfarrer nicht so sehr, manchmal wagt er sogar über denselben zu spotten. Diese Leute kennen einen ganzen Schatz gemütvoller Märchen und erzählen diese etwa auch auf mehrmaliges Drängen hin, aber mit Scheu und anmutiger Naivität. Es ist ein friedlicher, sympathischer Typus, wohlwollend, gastfreundlich, männlich, kräftig. Die Frauen sind hübsch, sanft, anziehend zu nennen.



Der Indianer des heißen Landes kann hinsichtlich seiner Farbe, die bald bronzeartig, prächtig braun, bald wieder wachsartig gelblich und je nach den vielen Kreuzungen verschieden ist, nicht genau abgegrenzt werden. Gewöhnlich sind die Haare schon etwas kraus, die Augen leidenschaftlich, der Gang rasch und gelenkig, bei den Frauen etwas sinnlich. Mehr als Religion gelten hier Freiheit, Unabhängigkeit und Politik. Die Leidenschaften flakern hoch auf und sinken wieder in sich zusammen. Streit ist häufig, namentlich in Liebessachen. Die Leute sind mäßiger und viel reinlicher als auf der Hochebene, in ihren Sitten aber freier. Ihr Leben geht auf in ungebundener Fröhlichkeit und in einem gewissen Luxus. Gearbeitet wird fast nur aus dem Grunde, um sich Vergnügen zu verschaffen. Da wird gefischt, gejagt, geschwommen, geritten, getanzt, geraucht, Guitarre und Bandola gespielt, gesungen, Karten geschlagen. Das Getränk dieser Leute ist der *aguardiente* oder *ron de caña*, Zuckerrohrschnaps mit einer Infusion von Anis. Kurz, was sie rasch erregen und befriedigen kann, ist nach ihrem Geschmack. Dabei wird der Fremde gut aufgenommen und mit Ehrlichkeit behandelt.

Und nun die Mischrassen. Vom Mestizen, dem Mischling zwischen Indianern und Weißen, dem wir schon öfter begegnet sind, können wir absehen, obschon die Versuchung nahe läge, insbesondere den Mestizen des obern Magdalenathales, den Bewohner von Neiva und Umgebung, zu schildern, jene stark organisierten, schlanken, kräftigen Gestalten, welche mit Lust und Freude Landwirtschaft und Viehzucht treiben oder Geschäftsreisen unternehmen, bescheidene, einfache, liebenswürdige, für das Neue und Gute leicht empfängliche und doch sanfte, fast zu wenig lebhafte und etwas sentimentale Leute.

Ein interessanter Typus ist der columbianische Mulatte, in seinem Äußern mehr Neger, in seinen Eigenschaften mehr den Weißen verratend. Vom Neger hat er die Widerstandsfähigkeit und die Kraft, harte Arbeiten zu ertragen, ererbt, von den Spaniern aber ein bis zu einem gewissen Grade heroisches, aber auch prahlerisches, geschwätziges Wesen, den Geist der Galanterie, welcher die Sinnlichkeit des Negers weniger brutal erscheinen läßt, den poetischen Sinn, ferner den furchtbaren Stolz des *Caballero*, der keinen Angriff auf Würde und Ehre duldet. So gelehrig und sanft der Mulatte ist, wenn man ihn klug behandelt, so frech, aufbrausend und unlenkbar wird er, wenn er sich beleidigt oder verachtet glaubt. In Columbien hat der erregbare, ausgelassene, unruhige, unbeständige, in religiösen Dingen sehr freie Mulatte die Beweglichkeit lieben gelernt; er ist deshalb bei allen Revolutionen dabei und ein mutiges, schwer zu beherrschendes Element. Er sagt zu seinem Vorgesetzten »*Señor*, Herr«, was beweist, daß er schon eine Stufe höher steht oder sich höher fühlt. Der Hang zum Fortschritt, der Wetteifer, die Sucht sich zu erheben, sich zu veredeln, von sich sprechen zu machen und eine Rolle zu spielen, haben viele Vertreter dieser intelligenten Rasse schon zur Leitung öffentlicher Angelegenheiten gebracht. Erziehung und materielle Interessen werden ihm die nötigen Zügel anlegen; er ist so bildungsfähig, daß an seiner Zukunft nicht verzweifelt werden darf.

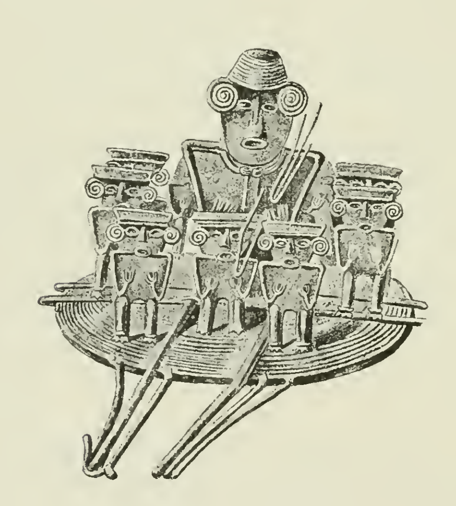
Weniger erfreuliche Eigenschaften hat der Zambo, der seinem Herrn die Benennung »*blanco*« giebt, womit er instinktiv das Be-

wußtsein ausspricht, wie groß der Unterschied zwischen den beiden niedrigen Rassen der Neger und Indianer, aus denen er hervorgegangen, und der europäischen Rasse ist. Er fühlt sich noch als Halbbarbar und ist dies auch. Fast alle diese Zambos leben im untern Magdalenenthale, wo wir sie schon als *bogas* oder Flußschiffer angetroffen haben, in elender Promiskuität, in einem Klima, in welchem nach dem Ausspruche eines Dichters Sonne und Erde sich in unendlicher Schlüpfrigkeit umarmen. Offen und mutig gegenüber den Gefahren der Natur, zittert der Zambo vor Revolver und Gewehr: zur Ertragung der höchsten Strapazen befähigt, gehen ihm doch berauschende Getränke und Weiber über alles; mitten in Gefahren singend, stirbt er in toller Lustigkeit. Seine Sprache ist ein Mischmasch, das man mit Mühe versteht, voll Grobheiten und Schimpfwörter. Im Tanze wetteifert er in extravaganten, unanständigen Verrenkungen. Erst die fortschreitende Kultur wird ihn aus seiner Isolierung und damit aus seiner Stumpfheit, Korruption, Gleichgültigkeit allmählich herausziehen und seine körperliche Energie benutzen.

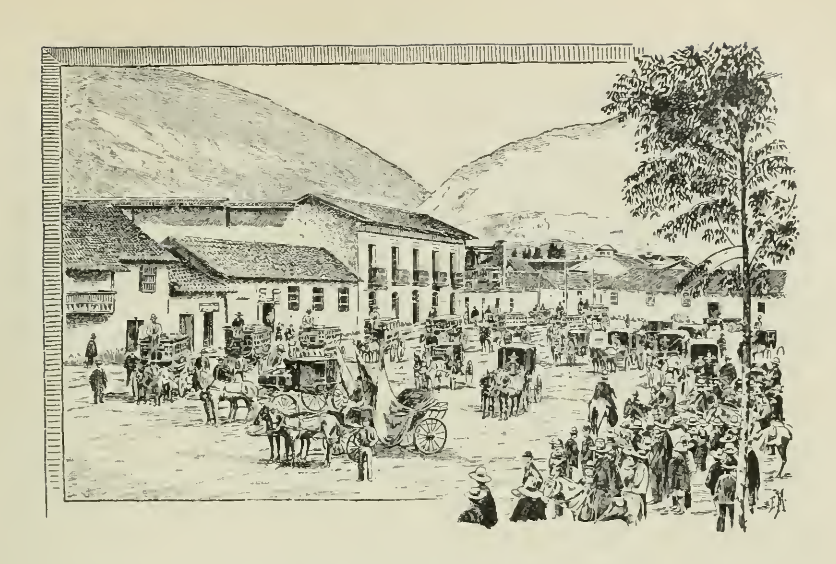
Keine Rasse kann in Columbien die andere gänzlich entbehren. Die Mischungen und Kreuzungen sind in einem so ungeheuer verschiedenen Lande eine Notwendigkeit. In der That haben die Grundrassen große Schwierigkeiten, ausschließlich zu herrschen. Dem Weißen fehlt die Widerstandskraft gegen das Klima; der Indianer leidet an einer durch die lange Aussaugung entstandenen Indolenz; dem Neger geben seine ungezähmten bösen Instinkte zu thun.

Nach und nach wird sich durch die Macht der Verhältnisse ein gemeinsamer Columbianertypus herausbilden. Steuert der Weiße zu demselben in überwiegender Weise bei mit seiner Intelligenz, seinem energischen Willen, seinen vielen hereditären Veranlagungen und Überlieferungen, giebt der Neger dazu in einigen, aber nicht zu vielen Tropfen seine Anpassungskraft an die wilde tropische Natur, seine Fruchtbarkeit und seinen poetischen Sinn, kommt dazu noch die Statur und die Beharrlichkeit der Ureinwohner, so würde sich eine ziemlich homogene neue Rasse herauskrystallisieren, welche, mit dem Lande verwachsen, demselben zum Wohle gereichen müßte.

Diese Fusion dürfte etwa in einem Jahrhundert vollendet sein. Größere Lebensfähigkeit, mehr Initiative, ein energischerer Unabhängigkeits- und Unternehmungsgeist, ein geringerer Grad von Fanatismus und Aberglaube, ein reiferer demokratischer Sinn werden sich naturgemäß aus dieser Durchdringung der Rassen ergeben, und damit wird auch die Grundbedingung zu einer ruhigeren staatlichen Entwicklung geschaffen sein.



Floß des El Dorado



Platz San Victorino in Bogotá.

VIII.

In den Pampas

Den 7. Dezember 1883, morgens 5 Uhr, galoppierten vier Reiter auf schnellen Rossen durch die in Dunkelheit gehüllten Straßen der Hauptstadt Bogotá. Vom unebenen Straßenpflaster sprühten unter den Hufen der Pferde Funken empor. Geheimnisvoll und dunkel wie die Nacht lag die Zukunft vor uns. Der Gedanke, daß es galt, ein unbekanntes Gebiet zu durchstreifen, dessen Gefahren der Einbildungskraft doppelt groß erschienen, erfüllte unsere Brust mit einem fast behaglichen Schauer und einer anziehenden Furcht, da wir uns ebenso tapfer und mutig wie bedroht erschienen. Die alten, in der Jugend mit verzehrendem Eifer gelesenen Geschichten von Löwen- und Tigerjagden, von Zusammenstößen mit wilden Indianern, Vieh- und Büffelherden, von einem Lederstrumpfleben tauchten in der Phantasie empor. Das Gespenst des

gelben Fiebers grinste uns an, uns mit Todesahnungen erfüllend. Es war uns, wie wenn wir Bogotá zum letzten Male sähen, der Civilisation ein letztes Lebewohl sagten ... Schweigend, fast trübsinnig ritten wir dahin, heimlich auf Augenblicke die Expedition bereuend. Niemand aber schaute zurück. Als der Tag gegen 6 Uhr rasch anbrach, waren wir schon auf dem Wege, der von Bogotá in südlicher Richtung an der Ostcordillere hinanläuft. Die Geister begannen sich zu beruhigen, und frohe Lebenslust erwachte. Scherzend und singend ritten wir davon.

Es war aber auch eine gutgelaunte, junge Gesellschaft, bestehend aus zwei in höhern Semestern stehenden Medizinern, einem 17jährigen Gymnasiasten und mir. Einer der Mediziner Alberto (s. Bild S. 217) und der Gymnasiast Simon waren Söhne des größten Besitzers von Land und Herden in demjenigen Teile der Llanos, welchen wir durchstreifen wollten, Söhne einer durch Arbeitsamkeit ausgezeichneten Familie, deren Haupt, Dr. Emiliano Restrepo, sich durch rastlosen Eifer, hohe Kenntnisse und gewandte Führung seiner Advokaturgeschäfte eine hervorragende Stellung in Bogotá, besonders unter den Juristen und liberalen Politikern, erworben hatte[1]. Der zweite Mediziner war aus dem Staate Cauca gebürtig, *el negro Abadía* genannt, ein Mischling zwischen Neger und Weißen, strebsam, sehr geschickt als Student und ebenso dienst- als schlagfertig und witzig — ein ausgezeichneter Reisebegleiter (s. Bild S. 237). Es fand sich zusammen, was so selten auf Reisen beisammen ist: Vorkenntnisse über das zu begehende Land, Beobachtungsgeist, angenehme, verträgliche, gesunde Persönlichkeiten, sowie der nötige Ernst, da man nicht dem Sprichworte huldigen wollte: *Mentitur qui multum vidit.*

* * *

Nach $3^1/_2$stündigem, scharfem Ritt hatten wir die Paßhöhe, d. h. den Sattel der Ostcordillere erreicht, welche wie eine Rampe der Sabana von Bogotá nachgeht. Wir standen auf dem *Boqueron*

[1]) Eine besondere Meldung verdient die ausgezeichnete, unerschrockene Gattin Herrn Restrepos, die denselben auf gefahrvollen Reisen begleitet hatte und deren Fürsorge auch ich mich dankend erinnere.

(Schlund) *de Chipaque,* 3223 m ü. M. Ein eisig kalter Wind blies. Fröstelnd hüllten wir uns in unsere Ruanen und suchten so schnell als möglich an dem armseligen Kreuz aus Holz vorbeizukommen, das links auf der Höhe stand. Auf steinigem Hohlwege ging es auf der anderen Seite ins Thal hinunter, das dichter Nebel verbarg. Wir bogen bald von der Straße ab und ritten etwa eine Viertelstunde links zu einem Landhause hinüber, das in einer von dem ältesten Sohne der Familie Restrepo, Felix, verwalteten Hacienda noch in ziemlich kaltem Klima lag.

Die *peones,* Arbeiter derselben, sowohl Indianer wie Indianerinnen, hatten sich zum Frühstück wie Zigeuner um große Kessel herumgelagert, in denen eine Suppe, aus Kartoffeln, Reis, Mais und *yuca* zubereitet, brodelte, die sich jeder mit seinem Löffel herausschöpfte. Die Indianer dieser Gegend sind denjenigen der Sabana von Bogotá ähnlich; sie waren unter eigenen Häuptlingen einst dem Zipa von Bacatá unterthänig gewesen, standen somit unter der gleichen politischen und religiösen Gesetzgebung wie die *Chibchas.* Wie diese sind sie noch heute folgsam und sanft. Interessant ist die Namengebung derselben, da die Spanier eigentliche Geschlechtsnamen für sie nicht zur Hand hatten; viele heißen nach Orten: Bogotá, Chipaque, Bojacá oder dann *Piernagorda,* Dickbein, *Chizo, Ladino.*

Nachdem ein einfaches Frühstück eingenommen war, ging es hinab ins Dörfchen *Chipaque,* dessen viereckiger Platz in Abdachung liegt und von einer Kapelle, einer Kirche und einem Amthaus umgeben ist. Umsäumt wird das Dorf durch tiefgrüne, mit hohem Gras bewachsene Weiden und Getreidefelder. Um die Häuser herum spazieren Hühner in großer Zahl; Schweine werden mit dem vielen gepflanzten Mais gemästet. Chipaque hat seit mehreren Jahren große Fortschritte im Ackerbau gemacht; es ist heute ein Bild der Fruchtbarkeit und der Arbeit.

Etwa eine Stunde weiter unten vertauschen wir die Pferde mit Maultieren, da der Weg nun schlechter wird. In scharfem Abstieg gelangen wir in das Thal des Flusses *Cáqueza,* der schon in heißer, Wohlgerüche ausströmender Gegend dahinrauscht. Das Dörfchen Cáqueza ist aber sonderbarerweise nicht unten am Flusse,

sondern etwa 300 m über demselben erbaut, so daß alle Straßen und auch der Platz, auf dem ein mächtiger Feigenbaum steht, schief liegen. Von hier aus hat man eine schöne Aussicht auf die Felsenstöcke, welche *los Organos,* die Orgel, genannt werden.

Wir machen die Wahrnehmung, daß der Fluß sich immer tiefer einfrißt, aber nur auf der Seite Land wegschwemmt, die nicht bebaut ist, auf der linken Seite, wo die Ufer steil abfallen und erst weiter oben Absätze bilden, auf denen hie und da ein sonnenbeschienenes Häuschen eines Indianers freundlich aus Pflanzungen herausschaut. Auf dem rechten Ufer aber liegen schöne gelbe Zuckerrohr- und Maisfelder, welche das Eingreifen des Menschen in den Zerstörungsprozeß der Natur sehr lohnend machen. Nach Art der Weganlage der Spanier folgen wir nun aber nicht dem Flusse, um aus dem Thale herauszugelangen, obschon der praktische Blick des Herrn Restrepo diesen natürlichen Weg erkannt und er denselben bereits abgesteckt hat, sondern mit Aufwand von vielen Kräften reiten wir hoch über die Gebirgsjoche hin, welche dem Flusse folgen, speziell über den *alto de Guatoque.*

Unzählige Falten und Runzeln der Cordillere thun sich auf, die alle gegen Osten zu sich abdachen wollen. Es ist ein wahres Labyrinth von Gipfeln, ein Hochgenuß oder ein Schrecken für den Berufsgeographen.

Vor uns sehen wir ein großes Thal sich öffnen, aus welchem der *Rio negro,* das Schwarzwasser, herausfließt; beim spitzigen, niesenähnlichen Vorgebirge *Santa Ana* vereinigt er sich mit dem Flusse Cáqueza, und zusammen drängen sie sich durch kahle, gelbe, abschüssige Halden, an denen nicht einmal Weiden angelegt werden könnten, da hier einst wohl barbarische Abholzungen vorgenommen worden sein mögen.

Mit Singen und Schießen auf Schnepfen, welche aus den Gebüschen am Wege aufflattern, vertreiben wir uns die Zeit, überschreiten endlich den letzten Hügelknopf, der das Thal einzwängt, und steigen gegen 5 Uhr abends über einen steilen Weg herunter, zu dessen Seiten hübsche Kaktuspflanzen blühen. Wie die Sonne hinter den Bergen verschwindet, gelangen wir in eine *posada* oder ein Pseudowirtshaus, wo nach einigem Kapitulieren mit der Wirtin

uns ein frugales Nachtessen gereicht und ein noch bescheideneres Lager angewiesen wird. Zwei schlafen draußen im Hofraum unter dem Dach in Hängematten; zwei liegen in einem dumpfen, übelriechenden Zimmerchen am Boden und machen Bekanntschaft mit dem Ungeziefer. Wir müssen uns langsam gewöhnen, die Nacht in Hängematten zuzubringen, was zuerst sehr ermüdet, bis man die richtige Stellung erlernt hat. Diese besteht darin, daß man sich nicht der Länge nach, sondern quer schräg in die Hängematte legt, so daß dieselbe in der Mitte möglichst ausgespannt ist und der Kopf nicht zu hoch liegt. Wir lachen über die Herberge, uns wie Don Quijote einredend, wir hätten in einem *fermoso castillo*, einem herrlichen Schloß, geschlafen. Auch die Tiere haben magere Kost gehabt und traben am andern Tage kopfhängend davon.

Um $7^1/_2$ Uhr morgens setzen wir uns in Marsch, und es erfolgt eine erste Prüfung. Nicht weit von der *posada* war früher eine eiserne Brücke über den zwischen zwei Felsblöcken eingeengten Strom gelegt gewesen, so daß man diesen Punkt den *puente de hierro* nannte. Man hatte sie mit großen Kosten von den Vereinigten Staaten kommen lassen, aber ... man höre und staune! ... zu kurz bestellt, so daß die beiden Enden nur einige Centimeter auf den Pfeilern auflagen. Statt die Brücke nun sorgfältig zu überwachen, ließ man sie zerfallen, und die Einwohner des gegenüberliegenden Dörfchens *Quetame* gingen in ihrer Dummheit und Bosheit so weit, der Brücke den Tod zu wünschen. Dieser erfolgte eines schönen Tages, indem die Brücke in der Mitte einknickte und in den Fluß stürzte! Nun führt allerdings ein Kabel, an dem ein Korb befestigt ist, von einem Pfeiler zum andern; aber wir mußten mit unsern Tieren übersetzen. Glücklicherweise war der Fluß nicht besonders tief, und wir hatten nicht zwei oder drei Tage zu warten, wie das diejenigen zu thun gezwungen sind, welche ihn hochangeschwollen treffen. Man gab uns einige Verhaltungsmaßregeln an, und hinein ging es. Das Wasser kam den Tieren bis an die Mitte des Sattels hinauf, so daß wir eher auf den Pferden lagen, als ritten. Der Reiter muß es sich nun zur Pflicht machen, nicht das Wasser, sondern das Pferd anzusehen, sonst wird er betäubt und ist verloren; Schwindel erfaßt ihn, und er wird, wie dies jedes Jahr einigen Unerfahrenen zustößt, weggeschwemmt. Es scheint

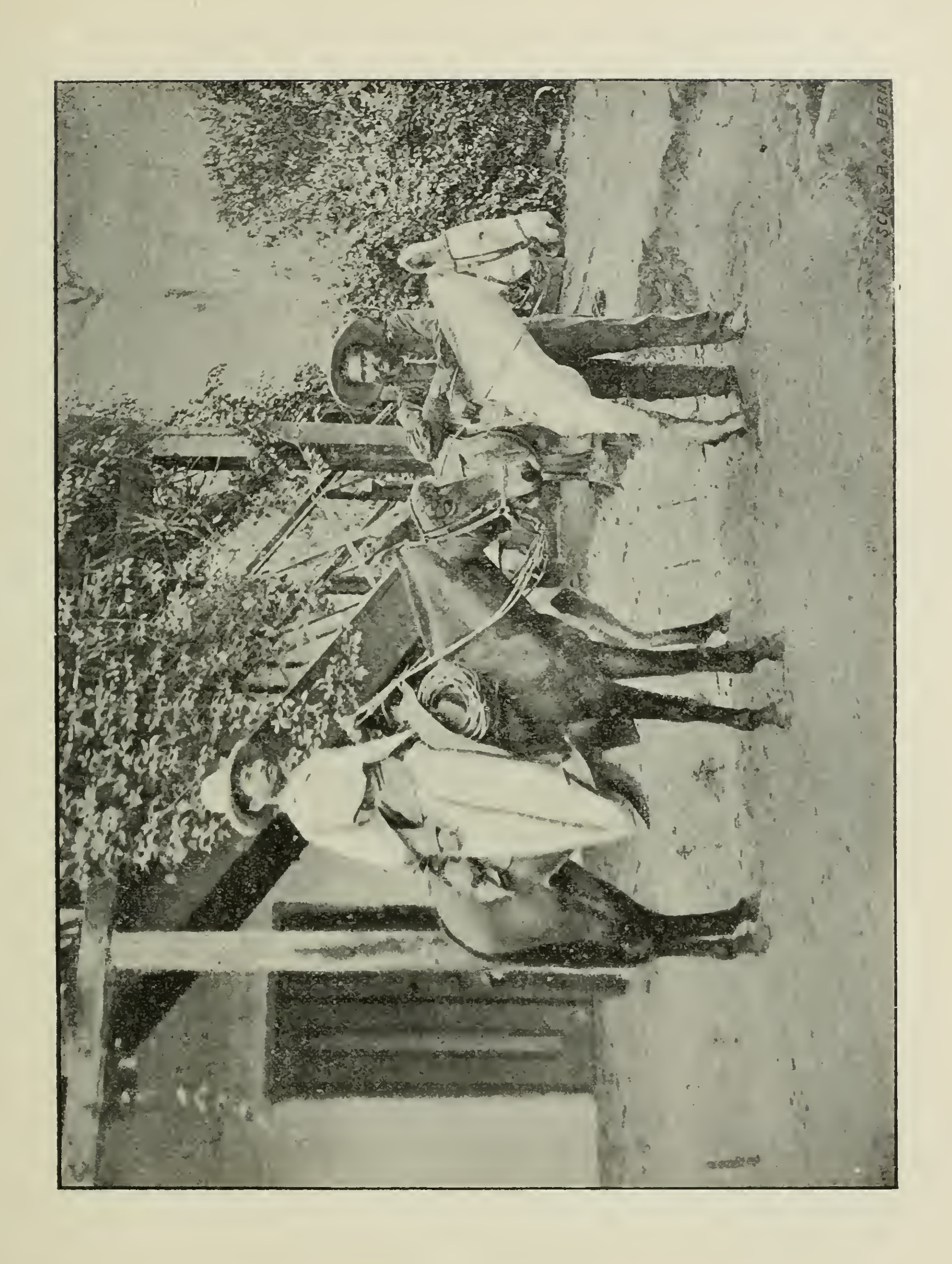
nämlich alsdann das Wasser nicht zu fließen, sondern eine unbewegliche Fläche darzustellen; der Reiter aber empfindet die Sinnestäuschung, als gleite er mit der Schnelligkeit des Wassers abwärts. Mit etwas sonderbaren Empfindungen langten wir am andern Ufer an, jedenfalls mit eingenommenem Kopf. Erst nach einiger Übung konnten wir später ohne Verwirrung über solche Flüsse setzen.

In Quetame lebte auch ein berühmter Vertreter der Zunft der Charlatane oder Naturärzte *(yerbateros)*, der ein mir in Kopie vorliegendes abstruses Rezept gegen Rheumatismus folgendermaßen unterzeichnet hat: »Juan Castro. Doctor en medicina Gálica.«

Der folgende Weg ist durch die Regierungsingenieure ausnahmsweise gut oben an der Bergeswand des linken Flußufers ohne große Steigungen und Senkungen, aber nur einen Meter breit angelegt worden und folgt den Einbuchtungen kleiner Bäche gelehrig. Lehne ist keine angebracht, so daß einer der Unsrigen, wenn ein Maultier plötzlich in übler Laune ausschlägt, absteigen muß, um nicht in das mehrere Hundert Meter tiefer fließende Schwarzwasser hinunter zu rollen!

Es ist der 8. Dezember, der Tag des Festes der unbefleckten Empfängnis, das sich merkwürdig schnell in Columbien eingebürgert hat. An allen, auch den armseligsten Häuschen sind Tücher an Stangen fahnenartig herausgehängt, meist weiße Mousselintücher mit blauen Bändern verziert; bei den Armen aber, wo solche nicht erhältlich sind, thun diesen Dienst Handtücher, farbige Schnupftücher, Bett- oder Fenstervorhänge, auf welche ein oder zwei Buchstaben aus Goldpapier genäht sind. Bei den Ärmsten hat man Büschel aus glänzenden Beeren oder Rosen herausgehängt, den Schmuck der Natur!

Nach *Monte Rodondo*, dem runden Berg, an dessen Abhang Indalecio Liévano eine Zuckermühle mit eisernem Räderwerk angelegt hat, wird die Route sehr interessant. In das Schwarzwasser mündet der *Rio Blanco*, der vom *Páramo* von *Sumapaz* herabkommt. An den abschüssigen Halden dieses Flusses entlang muß im Jahre 1538 der Deutsche Federmann mit seinen 105 Mann und einigen Pferden aus den Llanos auf die Hochebene von Bogotá hinaufgelangt sein (s. S. 184).



Wir kommen zu dem weiten Seitenthale von *Chirajara*, in dessen Tiefe ein wildes Hochwasser, das Felsblöcke mit sich geschwemmt hat, rauscht. Der Weg läuft an den Seitenwänden in einem Bogen von einer halben Stunde hin. Einige Stellen, wo Abrutschungen stattgefunden, sind zu einem so engen Fußpfad geworden, daß man hier niemandem begegnen darf, weil man nicht ausweichen könnte, und dieselben passiert, nicht ohne mit einiger Besorgnis in die Tiefe zu blicken. Von der andern Seite des Halbkreises aus sehen wir Lasttiere mit breiten Fellen beladen, welche die Seitenwand streifen, ganz ungescheut diese gefährlichen Stellen überschreiten, aufs neue die unvergleichliche Marschsicherheit eines guten Maultieres darthuend.

Das folgende Stück Weg hatte der Regierungsingenieur Dussan über Abgründen ein bis zwei Meter breit in Felsen hauen lassen. Man wird dieser Weganlage, die leider in Columbien zu selten nachgeahmt wird, die Anerkennung um so weniger versagen können, als man bedenkt, daß die Arbeiter vom oben liegenden Urwald aus mit Seilen an den Felsen heruntergelassen werden mußten, um Pulverlöcher zu bohren und die Sprengungen vorzunehmen.

Die Felswand tritt zurück, die Seitenthalwand wird zugänglicher, einige Bergwasser sind so wundervoll von Gebüsch und Urwald umgeben, daß sie wahre Landschaftskleinodien bilden. Neben der Schönheit die Gefahr! Die Holzbrücken, welche über die reißenden Wildbäche führen und aus einem, höchstens zwei Balken mit darübergelegten Brettern und Erde bestehen, ohne daß eine Lehne schützend wirkte, sind dabei nicht einmal in gutem Zustande und oft durch Rutschungen beschwert. Wir überschritten eine solche, die zwei Tage später unter einem Viehtransport einfiel.

Gegen Abend kamen wir nach *Susumuco*, einer Hacienda des Herrn Restrepo. Unten im Thal liegt ein Wohnhäuschen mit einer Zuckermühle. Eine Viertelstunde weiter oben in ganz schweizerischer, speciell emmenthalischer Weidelandschaft liegt das Landhaus der Familie Restrepo, die in diesem stärkenden Klima oft einige Monate zubringt. Das Thal ist eng; gegenüber liegt dichter Wald, ein sehr ergiebiges Jagdrevier, wo der Jaguar haust. In der Nähe von Susumuco, wo ich die ersten Chinarindenbäume sah, stürzt ein prächtiger Wasserfall aus einer Felsenspalte zu Thale.

Sonntag den 9. Dezember begegneten wir vielen Viehherden, die in Partien von 20—30 Stück langsam und unter stetem Geschrei der Führer gegen Bogotá zu getrieben werden und den Reiter oft aufhalten. Der Transport dauert für die armen Tiere wenigstens sieben Tage, und die Entbehrungen, die sie wegen Mangel an Tränkeplätzen und Futter leiden, sind groß, trotzdem man einige Weiden am Wege angelegt hat; namentlich aber ist die Ermüdung und die Verwundung der Klauen derart, daß auch die schwersten Tiere manchmal ganz abgemagert auf der Hochebene ankommen und wegen der durchgemachten großen Temperaturunterschiede Lungenkrankheiten und gar nicht selten der Tuberkulose zum Opfer fallen.

Uns erheitern besonders die Vögel, so die *mochileros* mit gelbem, glänzendem Gefieder, welche ihr Nest in der Form von hänfenen Beuteln hoch oben in den Palmen befestigt haben und ab- und zufliegen, sowie die kleinen Colibris, welche durch die Luft schwirrend einen Farbenstrahl hinter sich zurücklassen.

Heute wird man sich dem Genusse der Natur ganz hingeben können, indem der neue, von Herrn Restrepo von Susumuco bis in die Llanos angelegte, ziemlich breite Weg beendigt ist. Die Seitenbäche werden durch denselben umgangen, während man damals in solche von 100 Fuß Tiefe fast senkrecht hinabsteigen mußte. Der ausgezeichnet entworfene neue Weg, dessen Vorzüge wir deshalb schätzen lernten, weil wir noch einen Teil des alten fast bodenlosen Weges kosteten, führt in einer Steigung von höchstens 12%, meistens aber nur 5% auf die letzte Höhe der Cordillere hinauf, auf die Höhe von *Buena Vista.* Einige mächtige Baumstämme waren von oben herunter schräg auf die Straße gelegt worden, so daß der Reiter absteigen und, sich bückend, das abgesattelte Tier unter diesem Verhau hindurchführen mußte. Auf der andern Seite standen neben ihren Pferden einige kecke Gestalten von Landbesitzern aus den Llanos, die uns zum Willkomm entgegengeritten waren. Nach kordialer Begrüssung sahen wir uns erst nach der Landschaft um.

Wer beschreibt unser Erstaunen und Entzücken, als wir plötzlich die unabsehbaren Ebenen der Llanos vor uns ausgebreitet

sahen! Es ist schwierig, sich eine Vorstellung zu machen von der Unermeßlichkeit und Großartigkeit dieses Panoramas, das jedem Beschauer unzerstörbar ins Gedächtnis gegraben sein wird! Wir stehen auf dem letzten Ausläufer der Cordillere, nur 700 m über Meer, im mächtigsten Urwalde. Rechts brechen Flüsse aus Schluchten in die Ebene hervor. Links sehen wir die Cordillere sich gegen Norden zu verlieren. Sie sendet in die Llanos noch einige Ausläufer hinaus, die in bläulicher Ferne wie vorgeschobene Festungswerke erscheinen. Es sind die durch ein Défilé vom Hauptgebirgszug getrennten Berge von *Medina*. Vor uns aber in einem vollkommenen Halbkreis von 30 Stunden Radius die Llanos. Es könnte kein ergreifenderer Gegensatz gedacht werden, als der zwischen den massiven, unentwirrbaren Cordilleren, die bis in die Regionen des ewigen Schnees aufsteigen, und dieser tropischen, gleichartigen Ebene. Groß und majestätisch ist in seiner Einsamkeit und Geschlossenheit der Ozean; größer und ergreifender sind die Pampas. Die Fluten sind starr und tot, ein Bild des Grauens und der blinden Gewalt. Die Pampas sind farbenbewegt und mannigfaltig, ein Bild des Lebens, das dem Menschen doch nicht seine gänzliche Ohnmacht predigt, in ihm wenigstens Hoffnungen erweckt, wie sie in den Gefährten Colons aufstiegen, als sie das zauberische »Land! Land!« rufen hörten. Man hält die Pampas für einförmig; sie sind es, von hier aus gesehen, nicht. Denn unzählige Ströme durchschneiden langsam die Ebene wie Silberbänder und scheinen sich in der Ferne selber aufzurollen. Alle diese Ströme sind mit dickem Urwald umgeben, so daß sich drei Farben mit einander streiten, das schimmernde Grau der Flüsse, das saftige Grün-Grau der Weiden, in der Farbe erhöht während der fruchtbaren Regenzeit, und die dunkeln Schatten der Wälder, die wie Flecken das Grün unterbrechen. Und über allem liegt jene ergreifende Jungfräulichkeit der Natur, die souverän etwas Einheitliches, aus einem Guß Geschaffenes uns vor Augen führt, etwas, das in seiner mysteriösen Unendlichkeit und Unerschöpflichkeit uns an unsere eigene Nichtigkeit erinnert und die Allmacht zu versinnbildlichen scheint . . . .

*　*　*

Nach anderthalbstündigem Abritt treffen wir in *Villavicencio*, dem »Hauptort« des Territoriums von San Martin, ein. Dieses Dorf, an die Cordillere angelehnt und erst 1842 gegründet, besteht aus einer längern Gasse, welche sich gegen die Cordillere zu öffnet und durch die von dort herunterblasenden Winde bestrichen wird, aus einem mit Gras bewachsenen, großen, viereckigen Platz und einigen unbedeutenden Nebengäßchen. Ein paar Hundert Einwohner nehmen die unansehnlichen, mit Palmstroh gedeckten Häuser *(ranchos)* ein, die nur Boden aus gestampfter Erde haben und sehr primitiv eingerichtet sind. Auch die Kirche mit ihrem Strohdach und Lehmboden ist übereinfach; sie gleicht einem großen Speicher, in dessen Hintergrund ein bescheidener Altar, mit einigen schlechten Bildern eingerahmt, errichtet ist. Post und Amthaus, Sitz des Präfekten und des Gerichts, sind auch solche ranchos. Aber ferne sei es von uns, diese Beschreibung in spöttischer Absicht gemacht zu haben; dafür sind uns die Bewohner von Villavicencio und namentlich einige Typen derselben viel zu lieb und wert geworden, als daß wir dies könnten. Die treuen und guten Seelen haben uns bei aller Einfachheit mit einer seltenen Dienstfertigkeit und Zuvorkommenheit aufgenommen und bewirtet — und jedem Reisenden, welcher diesen Leuten sympathisch ist, wird es gleich ergehen. Ja, die ausgezeichnete Hausfrau von Don Ricardo Rojas, dem damaligen Hauptassocié des Herrn Restrepo, die doch viele Mühe mit uns gehabt und die abwechslungsreichsten kulinarischen Künste gezeigt hatte, ließ uns nur unter Thränen von dannen ziehen, ein Beweis der treuen Anhänglichkeit dieser Leute, die wir auch seither immer zu erfahren Gelegenheit gehabt haben.

Villavicencio liegt von Bogotá etwas über 21 Stunden entfernt, die wir in 2½ Tagen zurücklegten. Doch haben in Ausnahmefällen Söhne von Dr. Restrepo und andere Llaneros dies an einem einem einzigen Tag (in ca. 17 Stunden) gethan, indem sie Tiere wechselten oder einzig gute ritten. Der Ort liegt nur 455 Meter über Meer und hat eine mittlere Temperatur von 28°. Federmann soll hier ursprünglich eine Schmiede errichtet haben, um seine Pferde zur Besteigung der Cordillere tauglich zu machen. Die Umgebung ist früher Urwald gewesen, der sich in einem breiten Streifen der Cordillere nach zog. Abholzungen haben sie jetzt freundlicher ge-

staltet; häufig ist die *Sensitiva*, Sinnpflanze (*mimosa pudica*), welche bei leisester Berührung ihre Bläter einwärts zieht.

Bevor wir die Umgebung durchstreifen, wollen wir einige allgemeine Notizen über die Llanos geben. Dieselben teilen sich im columbianischen Gebiet in drei Teile, in die ungeheuren Ebenen des Caquetá (Dep. Cauca), in die Llanos von San Martin, in denen wir uns befinden, und in die nördlich liegenden von Casanare (Dep. Boyacá). In diese fast $^{2}/_{3}$ des Gesamtgebietes Columbiens umfassenden Ebenen, die zirka zwanzigmal so groß sind wie die Schweiz, teilen sich der Orinoco nördlich und der Amazonenstrom südlich mit ihren Nebenflüssen; hier leben noch zirka 100,000 wilde Indianer, eher mehr als weniger. Das in der Mitte liegende Territorium San Martin, früher dem Staate Cundinamarca gehörig, wurde von diesem der Unionsregierung 1867 abgetreten und seit 1868 durch einen Präfekten verwaltet, der direkt vom Präsidenten der Republik ernannt wurde; seit 1886 gehört es wieder zum Departement Cundinamarca. Seine Ausdehnung beträgt nach den einen zirka 117,000, nach den andern zirka 105,000 Quadratkilometer, also fast neunmal mehr als der Kanton Bern. Der Orinoco bildet im Osten auf 50 Stunden die Grenze gegen Venezuela. Der Hauptnebenfluß desselben ist der Meta, dessen Lauf 220 Stunden beträgt. Ein wunderbares Netz von Strömen aller Größe durchfließt die fruchtbare Region; selten braucht man mehr als vier Stunden zu gehen, um wieder auf einen Fluß zu stoßen. Die Jesuiten waren die ersten, welche in diesen Gegenden Niederlassungen gründeten, die sehr hohe Einkünfte brachten. Bei der Aufhebung des Ordens aber wurden sie 1773 auch aus Columbien vertrieben, und die gewonnenen Kolonisationsergebnisse gingen wieder verloren. Erst seit 20 Jahren ist das Territorium wieder zu Leben erweckt, dank namentlich der Fürsorge Dr. Restrepos, der die Interessen des Landes mit Wärme überall und als *comisario* (Delegierter) auch im Kongreß vertreten hat. Die Zahl der civilisierten Bewohner des enormen Landstriches von San Martin beträgt nur etwa 4000 Seelen; der wilden Indianer mögen in demselben wenigstens 26,000 hausen. Die civilisierten Bewohner haben sich längs der Cordillere angesiedelt und dringen nur langsam in die eigentlichen Pampas vor und zwar von Westen aus Columbien und von Osten aus Vene-

zuela. Auch am Laufe des Meta haben die Weißen schon Posto gefaßt, so daß dieser Fluß eine natürliche Verbindungsstraße mit der Außenwelt bildet.

Die zu unternehmenden Streifzüge gingen nun entweder bis zu den äußersten Grenzposten der civilisierten Bewohner, etwa 20 bis 30 Stunden von Villavicencio in die Llanos hinaus, oder aber zuerst der Cordillere entlang, wo sich ein Streifen des üppigsten Urwaldes ausdehnt, in welchem besonders viele Palmarten, China- und Kautschukbäume vorkommen. In früheren Jahren hatte man aber barbarisch unter den Chinabäumen von der guten Art der *China lancifolia* aufgeräumt, indem man, um deren Rinde zu gewinnen, sie einfach umhieb, die Henne also öffnete, um ihr das goldene Ei, das sie jeden Morgen legte, wegzunehmen. Auch die Kautschukbäume fällte man, statt an denselben Einschnitte zu machen, die hereinrinnende Milch in Gefäße zu sammeln und diese Milch durch Verdampfen des Wassers und Wegnehmen der unreinen Stoffe zu verdichten.

Nachdem man Villavicencio verlassen, das Bächlein *Parado,* dessen durchsichtiges Wasser zum Bade einladet, und die erste große Hacienda der Herren Restrepo und Rojas, *el Triunfo* genannt, durchschritten, gelangt man etwa 15 Minuten nördlich vom Orte zum Flusse *Quatiquia,* der aus der Cordillere hervorbricht und dem Meta zueilt. Er mag hier zirka 60—80 Meter breit sein, hat klares Wasser, ist fischreich und ziemlich reißend. Das rechte Ufer ist abschüssig. Hoch über den Fluß hatte Dr. Restrepo ein Kabel aus Draht hinüberlegen lassen, an dem ein an einer Rolle hängender Korb lief, in welchem Passagiere hinübergezogen wurden. Damals war die Maschine gerade in Reparatur, und so setzten wir etwa fünf Minuten unter dem Kabel, beim sogenannten *paso,* wo das Wasser nicht so tief, aber noch immer reißend genug ist, über den Fluß. Auf dem andern Ufer betritt man einen allgewaltigen Urwald.

Achtzig bis hundert Fuß hohe Stämme von mehrerern Metern Durchmesser erheben sich da majestätisch, umrankt von einem Schlingpflanzengewimmel, dessen Dekoration das Auge staunend betrachtet. Da erkennt man den biblischen Cedernbaum, den Ebenholz- und den Sandelbaum, den *caoba*, den *dividivi*, den unzerstörbaren *guayacan* (Eisenholz), den *diomate*, die duftige *aloe* und ins-

besondere verschiedene Palmenarten. Die Hauptaufmerksamkeit lenkt sofort die Art des *corneto* auf sich, dessen schlanker, polierter Schaft bis zur Höhe von 28 Meter emporragt. Die verschiedenen Wurzeln steigen vom Boden aus 12 Meter an den Stamm hinan und umgeben ihn unten wie mit einem Trichter, wie mit einer Pyramide von Gewehrschäften. Die Frucht hat das Aussehen einer großen, etwa mannshohen Traube, die übrigens nach André 50—80 Kilogramm schwer ist. Ferner erheben sich da die Palme *corozo*, aus deren Fibern Kleider gewebt, und die Palme *cumare*, aus welcher sehr widerstandsfähige Stricke verfertigt werden. Am nützlichsten aber ist die *Mauritio flexuosa* oder gewöhnlich *moriche* genannt, die 15—20 Meter hoch wird und reich belaubt ist mit Fächerblättern, welche wie ein offener Regenschirm ausgespannt sind. Diese Blätter werden zum Decken von Häusern verwendet. Das Mark des Baumes giebt eine Art Brot; ebenso können die Früchte genossen werden. Aus dem Stamm zieht man den Palmwein, und aus den Fasern macht man Stricke, Netze, Hängematten. Das Holz läßt sich gut spalten und wird zum Bauen oder zur Anfertigung von Bogen gebraucht, so daß diese Palme für die Indianer des Orinoco wirklich alles ist.

Der Wald lichtet sich nach und nach. Viele Stämme, halb verkohlt, liegen umher, andere stehen wie hohe Säulen, zeugend von verschwundener Pracht; um Pflanzungen zu erhalten, hat man nämlich den Urwald einfach abgebrannt, welche Operation *desmonte* (Reutung) heißt. Wir treten auf eine wohlunterhaltene, wasserreiche Wiese, deren Gras, *pará* genannt, in feuchtem und humusreichem Boden gedeihend, bis an die Schultern eines Mannes reicht.[1]) Auf dieser Weide sah ich eines Tages 98 von den fettesten Kühen und Ochsen zusammentreiben, zu deren Verkauf ein Durchschnittsgewicht von sieben Centnern per Stück berechnet wurde. Gefordert wurde für das nach Bogotá hinauf zu transportierende Stück durchschnittlich 45 fuertes (nominell 225 Franken).[2]) Einige der Kolosse konnten sich kaum mehr recht bewegen, so überaus dick waren sie. Wie

---

[1]) Eine andere eingeführte Grasart *Guinea* wird mehr für trockenen, sandigen Boden benutzt.

[2]) Mageres Vieh beiden Geschlechtes von $2^1/_2$ Jahren aufwärts galt, nach Bogotá gebracht, 17,60 fuertes = 88 Franken.

diese Herde nun erst aus der Einfriedigung wieder auf die freie Weide herausgelassen wurde, da erzitterte der Boden wie beim Auffahren eines ganzen Artillerieregimentes. Es war imposant.

Hinter den *potreros* (Weiden) liegt das sehr geräumige, wohnliche, hübsche Haus der Familie Restrepo, welches die ganze Hacienda, *la Vanguardia* (der Vorposten) getauft, dominiert. Rings um das Haus geht ein gedeckter Korridor, von dessen Ostseite man eine herrliche Aussicht auf die Llanos genießt, insbesondere auf die blühende Besitzung selber. Da Herr Restrepo diese Hacienda erst im Jahre 1871 im dichtesten Urwalde angelegt, so mußte man seinem Unternehmungsgeist, seinem Fleiß und seiner unbezähmbaren Energie hohe Bewunderung zollen.



Alberto Restrepo, Dr. med.

Durch die Zuvorkommenheit meines gastlichen Wirtes und seiner Söhne, sowie durch öfteres Herumreiten auf den verschiedenen Haciendas ward es mir ermöglicht, einen ziemlich genauen Einblick in das Leben der Llanos zu erhalten. Abends wurden unterhaltende und lehrreiche Gespräche, die sich besonders auf diesen Gegenstand bezogen, geführt. Die Temperatur war dann höchst erfrischend, der Himmel voller Sterne; die *cocuyos* (Glühkäfer) leuchteten in der Finsternis umher, und tausend Glühwürmchen hatten ihre Lichtlein angezündet. Der ferne Horizont aber erhellte sich vom Wetterleuchten. Manchmal brach in weitester Ferne ein Gewitter in den dunsterfüllten Wolken los, und die Blitze zuckten unaufhörlich. Was meine höchste Verwunderung erregte, war das Schauspiel, daß sie nicht schräg oder senkrecht zackig zur Erde niederfielen, sondern horizontal weitergingen, so daß der ganze Halbkreis eine Feuerlinie bildete. Es kam sogar vor, daß sich diese Blitze krallenförmig spalteten und daß einige dieser Strahlen in prächtigen Schlangenwindungen schief nach oben zu ausliefen!

Ziemlich zeitig legte man sich schlafen und zwar in Hängematten, bei offenen Fensterladen. Die Fächerpalmen rauschten uns das Schlaflied zu, auch einige Cocuspalmen, die man aus dem Staate Tolima hieher versetzt hatte, stimmten ein. Gegen 6 Uhr wurde man wach. Man trat auf die Altane: feuerrot stieg über dem fernen Horizonte, gegen welchen hin man die Wölbung der Erde deutlich sah, der Sonnenball empor, ungewöhnlich groß und strahlenlos, so daß das Auge den Feuerschein ungestraft ertragen konnte. Rasch wandelte das Gestirn aufwärts; gegen 7 Uhr hatte es in unsern Augen schon seine gewöhnliche Größe, sowie seine hitzespendende Ausstrahlung erreicht. Wir ritten denn auch in den frühesten Morgenstunden aus. Es galt für die *Hacendados* das Vieh zu besorgen, die Weiden und Pflanzungen zu besichtigen, zu säen und zu ernten.

Vorerst werden zur Betreibung der Schweinezucht und zur Gewinnung eines der wichtigsten Lebensmittel große Maisfelder angelegt. Die Kultur derselben ist übereinfach: die trockene Jahreszeit, der Sommer, *el verano*, beginnt in den Llanos anfangs Dezember und dauert bis Mitte März, also nur $3^1/_2$ Monate. Die Flüsse haben abgenommen, die Luft ist klar und durchsichtig, die Nächte sternenhell und prächtig. Diese gute Jahreszeit wird benutzt zum Ausreuten von Wäldern oder zum Anbauen der Sabanen. Auf dem durch die Asche gedüngten Boden wird das Maiskorn einfach eingesteckt. Von Mitte März an fallen nun immerwährende Platzregen, die jede Arbeit draußen verunmöglichen. Diese Regenzeit (*el invierno*, der Winter) wird nur während etwa 14 Tagen im August unterbrochen, während welcher das Mais, ohne daß man das Unkraut hätte jäten müssen, gewonnen wird. Es hat eine 150—300fältige Ernte gebracht! Auf diesem Boden läßt man nachher entweder gutes Gras wachsen oder man besorgt eine neue Maissaat, welche ebenso gut ausfällt. Vom August bis Ende November regnet es wieder, so daß in den Llanos mit Ausnahme der wenigen Tage im August eine Regenzeit von wenigstens acht Monaten herrscht; dabei kann aber auch zwei Mal geerntet werden.

Noch primitiver wird das Reis gewonnen. Will man es nicht in die Erde einsetzen, dann verfährt man folgendermaßen: Man

umzäunt ein Stück Land. Statt es zu bestellen, d. h. zu bepflügen, treibt man in die Umzäunung cirka 50—60 Stück Vieh, damit diese das Erdreich möglichst zerstampfen. Scheint die Erde genügend, etwa zwei bis drei Zoll tief gelockert, dann wird das Reis beim ersten Regenguß von Hand ausgeworfen. Das Vieh wird wieder hineingetrieben. Einige Reiter jagen ihm zu Pferde nach und tummeln es gehörig herum, so daß es den Samen in die Erde hineinstampft. Nach vier Monaten wird Reis von wirklich ausgezeichneter Qualität, Größe und Form 80—150fältig eingeheimst und von den wohlhabenden Besitzern in einigen aus Nordamerika eingeführten Maschinen geschält.

Das größte Erstaunen über diese unerhörte Fruchtbarkeit des vegetabilischen Striches an der Cordillere erregte in mir ein Besuch in der Hacienda »*el Tigre*«, die von der *Vanguardia* aus in 25 Minuten zu Pferde erreicht wird. Der Weg führt durch niedern Urwald, in welchem sich die herrlichsten blauen, handgroßen Schmetterlinge wiegen. Wenn nun aus dem dichten Blätterwerk, das den Pfad überspannt, plötzlich ein Sonnenstrahl auf ihre Flügel fällt, so ist der Anblick zauberhaft. Beir ersten Lichtung treten wir in ein Zuckerrohrfeld, dessen Rohre von armsdickem Bau eine Höhe von wenigstens zwei, ja bis vier Meter erreichen. Man hat dieses Feld vor zehn Monaten bepflanzt, heute steht man vor einem solchen Reichtum! Wirklich bringt die dabei errichtete Zuckermühle, welche mit einem guten Hochkamin und Eisenwalzen versehen ist, dem unternehmenden Herrn Restrepo für seine Mühe und sorgfältige Berechnung heute hohe Einkünfte ein, da der Rohzucker *(panela)* bis dahin vom Markte von Bogotá herab in dieses Eldorado gebracht worden war. Weniger gut schien mir eine Kakaopflanzung geraten zu sein, die der gleiche Herr in seiner Besitzung *El Salitre* angelegt hat, in deren krystallhellem Flüßchen wir übrigens ein sehr erfrischendes Bad nahmen. Der Kakao wächst in den Llanos wild in kleinen Kolben von 24—30 Körnern. Er wäre sehr einfach zu gewinnen und könnte ohne Maschinenbenutzung nach bloßer Tröcknung verkauft werden. Vielleicht sind jetzt andere zahmere Arten in die Llanos verpflanzt und dort heimisch geworden.

Aber damit ist die Aufzählung der Reichtümer noch nicht

erschöpft. Die Cordillere birgt deren noch andere. Bei der *Vanguardia* trifft man auf viel Roheisen. Eisensteine, die bei uns viel Gold wert wären, werden dort zur Errichtung von Einfassungsmauern gebraucht! Ebenso warten noch enorme Steinkohlenlager zukünftiger Ausbeutung. Auch enthält die Cordillere Petroleumquellen und Gold, wie denn solches im Sand der Flüsse gefunden wird.

Als hätte die Natur aber alles geben wollen, hat sie auch noch eine Salzbank dem Menschen zur Verfügung gestellt. Auf einem schlechten Waldweg zogen wir zu dieser vier Stunden nördlich von Villavicencio gelegenen, in vier Stunden erreichbaren Saline, die anderswo unbezahlbar wäre. Die Saline von *Upin* liegt in einer engen Waldschlucht zur Linken des Bergwassers Upin. Die neun Meter hohe Salzbank ist von einer Schicht Erde bedeckt, die von den steilabfallenden Seitenwänden heruntergerollt ist und durch herabrieselndes Wasser in eine wahre Kotgrube verwandelt wird, so daß das Salz, sonst krystallrein, ganz schwarz und kotig erscheint. Beginnt nun anfangs Dezember die trockene Jahreszeit, so muß erst die Schlammschicht mit Hacke und Schaufel durch eine Schar von etwa 20 Arbeitern, die tief darin stecken bleiben und bei dieser ungesunden Beschäftigung oft an Fiebern zu leiden haben, weggeräumt und in den Fluß geschwemmt werden, was mindestens 14 Tage in Anspruch nimmt. Erst dann kann Salz gewonnen werden. und die schmutzigen Salzstücke werden in einem elenden Schuppen, Magazin genannt, aufgespeichert. Der Salzpreis ist allerdings billig und muß es auch sein, damit die Llaneros Salz für ihr Vieh beziehen können. Allein die ganze irrationelle Betreibung, zu deren Verbesserung ich keine Vorschläge machen will, indem jeder Leser sich dieselben von selbst zurechtlegt, erhält besonders darin ihre Bestätigung, daß der Ertrag der Saline von Upin und der benachbarten von Cumaral jährlich nur etwas über 10,000 *pesos*, die Ausgaben aber fast 4000 *pesos* betragen. So ist es denn auch möglich, daß von Venezuela her den Metafluß hinauf Salz eingeführt wird, statt daß die Llanos ihren Bedarf aus dem vorhandenen Schatze leicht deckten, den Preis herab setzten, die Viehzucht dadurch beförderten und endlich noch Salz ausführten.

Noch haben wir erst in das Füllhorn der Gaben hineingeschaut, welches die Natur über diese Gegend ausgegossen. Natürlich gedeiht die nützlichste Frucht dieser Zone sehr gut. Es ist die Banane oder der *plátano*, das Hauptnahrungsmittel der Armen, welches keinen Menschen in Amerika Hungers sterben läßt. Außerordentlich reich ist ihr Ertrag hier, mannigfaltig sind ihre Unterarten vom großen *harton* bis zum süßen, fleischfarbigen, dem Apfel an Geschmack ähnlichen und nach ihm genannten *manzano*. Die Banane kann verschiedenartig zubereitet, gesotten, gekocht, gebraten, gebacken werden. Jedenfalls ist sie, wie die hier sehr gedeihenden Pflanzen *yuca* und *tavena*, ein gesundes Nahrungsmittel.

Früchte giebt es, da die Pflanzung von Fruchtbäumen in den Llanos sehr vernachlässigt worden ist, verhältnismäßig wenige. Orangen, Citronen, *aguacates*, *mangos*, *caimitos* und der *caimaron*, dessen feinduftende, aber sehr klebrige Crême ein Zuckerbäcker kaum nachahmen könnte, fehlen nicht. Von andern Pflanzen erwähnen wir die Vanille, die im großen gepflanzt werden könnte, die Sarsaparille, die *ipecacuana*, die *tagua* oder das vegetabilische Elfenbein, die *copaiba*, aus welcher ein wichtiges Öl gezogen wird, der *cumare*, der *palo brasil* und verschiedene Balsame und Harze. Nicht zu vergessen ist der Tabak, der ziemlich gut befunden wird.

Ein Hauptprodukt aber ist der Kaffee, der geradezu ausgezeichnet schmeckt. Er wird in großen Quantitäten gewonnen und ausgeführt. Ich besuchte zwei Kaffeepflanzungen, diejenige von Ocoa und diejenige genannt *el Buque* (das Schiff), angelegt und besorgt von dem sehr intelligenten, belesenen, homöopathischen Arzt Dr. Convers. Daselbst stehen zirka 80,000 Sträucher. Gewöhnlich geht mitten durch die Pflanzung eine Allee, mit Fruchtbäumen besetzt. Ihr parallel gehen die Straßen der Kaffeesträucher, die in regelmäßigen Abständen von 2½ Meter von einander stehen; die kleinern sind von Bananen beschattet. Maschinen zum Schälen, sowie eine sinnreiche Trockenmaschine fehlen nicht. So ist denn die Sorgfalt des Besitzers, der hier viele Jahre den Unbilden des Wetters und des Klimas getrotzt und in dem ausgereuteten Terrain seine Gesundheit auf das Spiel gesetzt hat, heute belohnt, indem Herr Convers Kaffee sowohl nach Bogotá hinaufführt, als auch den Meta hinunter nach Europa exportieren kann.

Wie viel wäre aber in diesem gelobten Lande noch zu erringen! Wie viel Medizinalpflanzen sind in den Wäldern verborgen oder zu wenig bekannt wie der *cordoncillo*, der zur Vernarbung dient! Wie viele andern Pflanzen könnten einen höhern Ertrag geben. Eines Tages fragte mich ein Llanero über die Art und Weise der Besorgung der Zimmetbäume um Auskunft, welche ich ihm leider nicht geben konnte. Das mitgebrachte Muster war köstlich, aber noch sehr veredlungsfähig. An die Arbeit, künftige Generationen! Noch ist die Welt keineswegs zu eng und die Natur keineswegs stiefmütterlich gegen euch gesinnt!

* * *

Mitte Dezember sollten wir in die Llanos hineinreiten. Es galt einige Tage in dem sogenannten *hato* (Farm) *Los Pavitos* zuzubringen. Der Weg führt zuerst wohl zwei Stunden lang durch hohen Urwald nach Osten. Wir brauchten aber zur Durchlegung dieser Strecke weit mehr. Da die Regenzeit erst aufgehört hatte, so lag die Rinne, welche den schrecklichen Weg bezeichnete, voll Wasser und Schlamm, der, in Bewegung versetzt, Miasmen und Dünste vieler fauler vegetabilischer Stoffe ausströmte. Wir lagen mehr auf den Maultieren, als wir ritten, um nicht naß zu werden, denn das Wasser erreichte die halbe Sattelhöhe. Der Boden war aber nicht nur schlüpfrig, sondern voller Baumwurzeln, so daß die Tiere fortwährend strauchelten und sich manchmal in den knorrigen Wurzeln verfingen. Wir mußten unsere ganze Gewandtheit aufwenden, um durch Gleichgewichtsübungen uns oben zu erhalten und das Tier vor dem Falle zu hüten. War der Weg gar zu schlecht und voll *almohadas*, kissenartigen Erhöhungen, welche quer über den Weg liefen und nur Raum für tiefe Pfützen liessen, so ritt man wohl auch seitwärts ins Gebüsch, das uns durchnäßte und Gesicht und Hände peitschte.

Das einzige Intermezzo in diesem Kampf mit dem Wegdrachen war die Begegnung einer großen Schar Brüllaffen, die lustig von Zweig zu Zweig hüpften. Sie bilden gewöhnlich eine Bande von 20—30 Köpfen, große und kleine, und sind wegen ihrer Intelligenz und Mutterliebe bekannt. Zwei Gefährten gaben auf die Affen

Feuer; ein kleiner Affe stürzte herab; ein markerschütterndes Geheul der Mutter erfolgte, die auf dem Baume oberhalb uns blieb, während die andern erschreckt flohen. Man schoß auch noch auf das Weibchen; nachdem es getroffen worden und sich einige Sekunden lang am Baume festgehalten hatte, fiel es mit dumpfem Falle uns zu Füßen. Es war ein grauschwarzes Tier von drei Fuß Länge und zwei Fuß Höhe mit langem, zottigem Haare. Wir ließen es liegen, da das Fleisch nicht eßbar ist, sondern einen üblen Beigeschmack haben soll. Schon damals widerte mich die unnütze Schlächterei dieser Tiere an, und ich sah ein, daß ich wohl für einen Jäger zu sentimental sei, denn der Tod dieser Geschöpfe that mir wehe.

Kaum waren wir aus dem Walde getreten und in der sogenannten *Boca del Monte* (Waldmund) angelangt, so wurde Halt gemacht. Ich vertauschte, nachdem ich meine nassen Füße mit Branntwein gehörig warm gerieben, mein Schuhwerk und meine Strümpfe mit andern mitgebrachten, was ein Hülfsmittel ist, um Fiebern zu entgehen; dann nahm ich ein Gläschen Brandy mit einer Pille Chinin, um die eingeatmeten Miasmen zu neutralisieren, und wir ritten weiter. Wir kamen nun in die großen Sabanen von Apiay, die sich zwischen den Flüssen Rionegro und Guatiquia zirka 18 Stunden in der Länge und 10 Stunden in der Breite ausdehnen und nach Restrepo 40,000 Stück Hornvieh und 4000 Pferde nähren können. Diese Sabanen bilden aber keine unteilbare Fläche, sondern bald durchritten wir etwa halbstundenlange Weiden *(sabanas)*, die mit einem graulichen, ziemlich dürren, nur etwa 2—5 Fuß hohen Grase bewachsen waren; bald gelangten wir wieder in ein Stück Wald, das sich etwa längs eines Baches, immer nur da, wo Wasser floß, ausdehnte. Die verschiedenen Sabanen, durch diese Waldstücke abgegrenzt, waren also kleinere oder größere Wiesenpartien, die jedoch einander so ähnlich sahen, daß der Ungeübte sie nicht von einander zu unterscheiden vermochte und ohne Führung sich nur allzuleicht verirrt hätte. Auf dem ganzen fünfstündigen Wege trafen wir nur eine einzige armselige Farm. Gegen Abend, als die Sonne mit ihren Strahlen die Sabanen golden färbte, langten wir an unserem Bestimmungsorte an.

Los Pavitos bestand aus einem mit Palmstroh gedeckten Rancho. Es waren in demselben zwei Zimmer, die *sala* (!), in

welcher ein Tisch und mehrere mit rohem Leder bespannte Stühle standen, und ein Nebenzimmerchen, wo zwei Holzpritschen aufgeschlagen waren. Hinter dem geräumigen Hofe, wo Klein- und Federvieh sich tummelte, lag ein anderes Hüttchen, die Küche enthaltend. Hinter derselben erhob sich an der Seite eines etwa zehn Fuß breiten, klaren, aber langsam fließenden Baches Wald oder vielmehr Gehölz. Rechts der Hütte friedigten mehrere große Umzäunungen *(talanqueras)* aus Palmholz oder Bambusstämmen Areale von ungleicher Größe ein, die zur Aufnahme des Viehes bestimmt waren.

Am folgenden Tage erregte meine Aufmerksamkeit besonders eine 20 Fuß lange, $1^1/_2$—2 Fuß breite Boa constrictor-Haut; die Schlange war bei der Gründung der Farm in der Nähe erlegt worden. Wie wurde ich verblüfft, als unsere Gesellschaft zum Bade in den naheliegenden Bach ging. Der Anführer unserer Expedition, mein Gevatter Fernandez, wie ich den ausgezeichnet gearteten, etwa 40 Jahre alten Mann nannte, hatte sich entkleidet und warf nun zuerst einige Steine in den Bach hinein. Auf die Frage, warum er dies thue, antwortete er lächelnd, es geschehe nur, um allfällig hier sich aufhaltende Schlangen zu verscheuchen; dann legte er sich in den nur etwa einen Fuß tiefen Bach der Länge nach nieder. Ich gestehe, daß mir vor diesem Bade zuerst graute, um so mehr, als der Bach völlig überdeckt war und die vielen Baumwurzeln der geschäftigen Phantasie wie ebenso viele Schlangentiere erschienen. Schließlich aber legte ich mich auch in das erfrischende Wasser. Nie sah ich so klar wie hier, daß der Mensch ein Sklave der Gewohnheit ist. Schon nach dem dritten Male hatte ich mich so sehr an diesen Badeplatz und an das Werfen der Steine gewöhnt, daß ich an die Schlangen gar nicht mehr dachte. Ja, am letzten Morgen vor unserm Abritt badeten wir etwa um drei Uhr noch in dunkler Nacht in dem Bach, bevor wir zu Pferde stiegen; trotz der Finsternis legte man sich ganz gemütlich ins Wasser. Es schien mir dies damals selbstverständlich, heute aber kommt es mir immerhin etwas sonderbar vor. Übrigens verliert man in den Llanos die Furcht vor Gefahren, namentlich vor den handgroßen giftigen Spinnen und vor den Schlangen.

Letztere greifen den Menschen nur in den seltensten Fällen,

d. h. wenn sie getreten werden, an; sonst fliehen sie ihn gewöhnlich, sogar die Klapperschlange thut dies, auch die giftige *equis*, die ein x auf die Haut gemalt zu haben scheint. Zur Heilung von Schlangenbissen sagen die abergläubischen Llaneros Gebete her; eine solche sehr kuriose, in Verse gebrachte Heiligenanrufung habe ich in meinen Papieren aufgezeichnet. Der durchaus glaubwürdige Dr. Convers erzählte, er habe in seiner großen Kaffeepflanzung viel mit Schlangen zu kämpfen. Manchmal gelüste es ihn, sie zu reizen, sie wütend zu machen, was die Llaneros mit dem Ausdruck *torear* bezeichnen, dem gleichen Worte, welches auch »den Stier wild machen« heißt. Die Schlange züngelt und zischt, und mit wilden Augen will sie sich auf den Menschen stürzen, der ihr mit flinken Bewegungen ein Taschentuch oder Handtuch entgegenhält. Schließlich wirft er ihr dieses Tuch zu, und die wilde Viper beißt sich mit ihren Zähnen darin so fest, daß sie, ohne sich losmachen zu können, am Platze verendet. Gewöhnlich wirkt ein Schlag, mit einer recht biegsamen Gerte gegeben, am besten, um die Schlange unschädlich zu machen. In den Llanos sah ich wohl viele Spuren von Schlangen, aber deren nur wenige.

An einem der folgenden Tage nun sollte sich das Hauptereignis unseres Aufenthaltes, das Zeichnen der Viehherden, die *herranza*, abspielen. Früh um drei Uhr schon saßen wir auf flinken, ausdauernden Pferden und galoppierten auf einigen Stunden im Umkreis, die Herden einzutreiben. Bei Tagesanbruch wurden wir deren ansichtig, wie sie in Haufen von 12—20 Stücken in den verschiedenen Sabanen getrennt grasten. Zwei oder drei Reiter umritten die Haufen mit wildem Galopp, scheuchten sie auf und trieben sie vor sich hin den schon aufgejagten zu. Manchmal entrann ein Rind, und der eine oder der andere Reiter mußte ihm eine halbe Stunde oder noch länger nachgaloppieren, bis es eingeholt war. Nach und nach wuchs die Zahl der Rinder an, und gegen 10 Uhr hatten wir eine Herde von mehr als 1000 lautbrüllenden Köpfen beisammen. In langer Kolonne, voran zwei Reiter, zu beiden Seiten deren vier und hinten drein noch zwei, ging es in wuchtigem Trabe mit der ganzen Herde der Farm zu, wo sie in die Einfriedungen hineingetrieben wurde. Dann nahmen wir das Frühstück ein; mit welchem gesegneten Appetit nach dem

anstrengenden, mehrstündigen, rasenden Ritte, wird man sich leicht vorstellen. Hernach schritt man zur Absonderung der Tiere.

Die ältesten blieben im größten und vordersten »*corral*«, dann kamen immer kleinere und jüngere, und schließlich nahm man in die hinterste Umzäunung die während des Jahres geborenen, noch ungezeichneten Kälblein auf. In der Mitte jeder Einfriedung lag ein großes Stück Salz zum Lecken; sonst bekam das Vieh keine Nahrung und blökte deshalb unaufhörlich, namentlich kläglich die von ihrer Mutter zum ersten Male getrennten Kälber.

Diese sollten nun mit Eisen gebrannt, den Besitzern zugeteilt, gezählt und so die Vermehrung des Viehstandes der Farm berechnet werden. Zu diesem Behufe sprangen die halbnackten Knechte den Kälbern nach und ergriffen sie am Schwanze. Mit einem merkwürdig gewandt ausgeführten Rucke wußten sie dieselben zu Boden und zwar auf die Seite zu schleudern und ihnen geschwind die Füße zu binden. Man nahte sich mit dem brennenden großen Eisen, das z. B. einen 1 Decimeter großen R vorstellte, und brannte es auf die Flanke des Rindes. Dann konnte das geängstigte Tier wieder fortspringen. Welche Geschicklichkeit aber zum Einfangen und zum Niederwerfen der Rinder nötig war, sahen wir daraus, daß mehrere der unsrigen die noch kleinen Kälblein auch am Schwanze niederzerren wollten. Dieselben hatten aber eine so große Kraft, daß der ungeschickte Manipulant ganz einfach von ihnen in der zerstampften und kotigen Bahn herumgezogen wurde, so daß verschiedene Reisebegleiter wie Mohren aussahen.

Da die Herren Restrepo und Fernandez die Farm gemeinsam besaßen, indem der letztere dieselbe leitete, der erstere aber zum Betrieb das nötige Kapital vorschoß, so wurde ein Kalb dem einen, das andere dem andern Besitzer zugeteilt und mit besondern Buchstaben gebrannt.

Aber trotz des Fleißes der Leute, denen der Schweiß von der Stirne rann, wurden sie an dem einen Tage mit ihrer Arbeit nicht fertig. So blieb das Vieh die ganze Nacht eingepfercht, laut brüllend vor Hunger und Durst und Sehnsucht nach Freiheit. Es war ein betäubender Lärm. Am folgenden Morgen ward die Arbeit beendigt, und gegen 11 Uhr wurde endlich das Thor des Haupt-

pferches geöffnet. Ich hatte mich auf einen wenigsten zwanzig Fuß hohen Pfosten am Eingang der etwa drei Meter breiten Palissadenöffnung gesetzt, um den Ausbruch der Herde zu überblicken. Noch jetzt wird mir bei der Erinnerung an dieses Schauspiel der Kopf wirr. Kaum waren die Stangen weggezogen, so drängte sich alles Vieh zum Ausgang. Ein Wald von Hörnern und Geweihen wurde unter mir sichtbar; der Boden erdröhnte wie bei einem Erdbeben. Mit aller Kraft mußte ich mich auf dem zitternden Pfosten festhalten, um nicht vom Schwindel erfaßt zu werden und herunterzufallen, was den sichersten Tod zur Folge gehabt hätte. Nach und nach verlor sich der donnerähnliche Lärm der davoneilenden zweihalbtausend Köpfe starken Herde. Merkwürdig rasch fanden sich die einzelnen am vorigen Tage aufgejagten Gruppen wieder zusammen und sprangen unter ihrem Oberhaupt ihren getrennten Sabanaweideplätzen zu, nachdem sie vorher in einer großen Lagune gemeinsam zuerst den brennenden Durst gestillt hatten. Nach einer halben Stunde war um die Hütte herum fast kein Vieh mehr zu sehen.

Das gleiche Ereignis wiederholte sich am folgenden Tage; doch trieben wir auf einer andern Seite der Farm bis gegen neun Uhr morgens nur noch cirka 700 Stück Vieh zusammen; die ganze Farm zählte also etwas mehr als 2000 Stück. Mittags schlachteten wir ein prächtiges, feistes Kalb. Es wurde regelrecht ausgelegt, in seiner ganzen Größe an einen wohl thürhohen Bratspieß gesteckt und über einem prasselnden Feuer aufgehängt. Nach einigen Stunden war das Fleisch gar, das Fett träufelte hinunter. Nie glaube ich etwas Schmackhafteres gegessen zu haben als jene Stücke Fleisch, die man mit dem Waidmesser einfach in Riemen vom ganzen Kalb abhieb und mit den Fingern in den Mund steckte, wobei der Saft über das Kinn hinunterlief . . . Ein naturwüchsiges Schauspiel, aber ein Bild echten Farmerlebens!

Andern Tages ließ man auch diesen zweiten Teil der Herde wieder los. Doch behielt man einige Kälblein da, da die einen Wunden hatten, in welche freches Ungeziefer Eier gelegt, andere aber von den *garrapatas,* ins Fleisch dringenden Würmern, gequält waren. Man säuberte die Tiere, da die Gebets- und Beschwörungsformeln nicht gewirkt zu haben schienen. Rührend war

es zu sehen, wie die zugehörigen Kühe nicht fortgegangen waren, sondern in der Nähe der Farm herumirrten und ganz elend blökten. Abends kamen sie dann hinzu, um die Kleinen zu säugen. Nur ganz wenige Kühe werden nämlich eingefangen und deren Milch auf der Farm zum Trinken oder zur Zubereitung von etwas Käse gebraucht; die meisten Tiere laufen frei umher und geben ihre Milch den Jungen. Die Vermehrung der Herde ist denn auch eine sehr rasche. In vier Jahren, so rechnet der Llanero, verdoppelt sich eine solche Herde von *ganado vacuno* (Rindvieh), wenn man jährlich den zehnten Teil bei der Berechnung in Abzug bringt, sei es, daß man alte Stücke schlachtet, daß sie absterben, daß einzelne Tiere verkauft oder vom Jaguar verzehrt werden.

Die Arbeit des Llanero besteht nun gerade darin, die Tiere an den *hato,* die Farm, zu gewöhnen und sie zahm zu machen. Nicht nur giebt man ihnen zu diesem Zwecke Salz, verbindet die Wunden, die sie im Kampfe untereinander sich beigebracht haben, sondern man bewacht sie auch während vier Monaten sehr strenge, treibt sie auch jeden Abend gegen die Farm, bis sie sich gewöhnt haben, in den umliegenden Sabanen zu bleiben und allfällige Hülfe oder ein verlornes Glied bei der Farm zu suchen.

Durch die vielen Gefahren, denen sie ausgesetzt ist, ist die Rasse intelligent geworden. Bei Überschwemmungen der tieferen Teile der Llanos im »Winter« flüchtet sich das Vieh auf höher gelegene; zum Schutze gegen den Jaguar legen sich manchmal die Gruppen im Kreise herum, die Köpfe gegen außen, so daß die Hörner einen Wall bilden. Die Kleinen werden in die Mitte genommen, und der Jaguar wagt nicht oft, sie aus der Hörnerburg im Sprung herauszuholen. Interessant ist auch die Vertraulichkeit des Viehes mit einem kleinern Falken, dem sogenannren *garrapatero,* der auf die Rinder fliegt und ihnen die Zecken aus dem Fleische frißt, was erstere ruhig hinnehmen.

Im allgemeinen ist die von den Spaniern eingeführte Rasse groß und stark, von seidener, samtener Haut, sauber und glänzend. Der Kopf ist klein, die Augen sehen klug in die Welt, der Hals ist ungemein zierlich. Die Hörner sind eher klein zu nennen und hübsch geschwungen. Das Vieh ist von Natur aus ziemlich gut-

artig. Vermochte das Klima dasselbe wie den Menschen etwas gleichgültig zu machen? Nie hörte ich von Überfällen böser Stiere. Freilich könnte man diesen auf den raschen Pferden enteilen. Neuerdings hat man durch Einführung von Zuchtstieren aus Hereford die Rasse zu verbessern gesucht. Sie bildet den Hauptreichtum der Llanos, und bei ihrer raschen Vermehrung können durch Viehzucht große Vermögen gemacht werden.

Auch die Pferde- und Maultierzucht würde lohnend sein, denn die dortige Rasse ist schön, gewandt und ungemein ausdauernd. Wenn man bedenkt, daß während fünfzehn Jahren im Unabhängigkeitskriege (1810—1825) sowohl von den Spaniern wie von den Republikanern fast alle Tiere aus den Llanos genommen worden sind, so muß man anerkennen, daß diese Ländereien sich für diesen Zweig der Viehzucht ausnahmsweise gut eignen würden. Auch Schafe und Ziegen könnten gehalten werden.

Fast alle Nachmittage zwischen vier und fünf Uhr gingen wir mit unsern guten Gewehren auf die Jagd. Gegen Abend kommen nämlich die vielen Rehe und Hirsche aus dem *monte*, aus dem Walde heraus, um in Gruppen im hohen Grase zu weiden. Man ritt gegen irgend einen solchen monte hin, machte einige Hundert Meter davor Halt und schlich sich zu Fuß den Tieren näher. Das Habichtsauge meines Gevatters Fernandez entdeckte die Tiere schon von weitem. Für das gewöhnliche Auge des Städters war deren Farbe von derjenigen des Grases nicht zu unterscheiden. Der geübte Jäger schlich sich dann hinzu, und das tödliche Geschoß ereilte die Weidenden, deren Fleisch ein ausgezeichnetes Mahl gab. Fehlte aber einer der Unsrigen den Schuß, dann sprangen die Tiere in wilden, gewaltigen Sätzen dem Walde zu. Das schien mir beim Mangel an jeder *rabies venatoria* das Schönste zu sein, und die davonspringenden Hirsche hatten in meinen Augen die Freiheit reichlich verdient.

Auch Schnepfen, Wildenten *(pavas)* und Truthühner trafen wir oft an den Lagunen, jenen großen mit Bäumen umgebenen Weihern voll schlammigen Wassers. Wir pülverten tapfer drauf los. Ein Schuß aus meinem schweizerischen Ordonnanzrevolver hat mir Herzeleid verursacht. In einem Teich schwamm ein weißer

Reiher, den man dort *garza* nennt, »*la gentil garza*«! Einer machte den Vorschlag, das Tier zu töten, und da das schwierig war, so amüsierte uns das Spiel. Schon war der Reiher verwundet, als eine Kugel aus meinem Revolver ihn in den Hals traf. Das Tier hob sich krampfhaft empor, reckte die Flügel, senkte den Hals und verschied. Wegen meines Schusses wurde ich belobt, blieb aber traurig; wir hatten Wildpret genug und nahmen die *garza*, die *gentil garza* nicht mit.

Nach achttägigem Nomaden- und Jagdleben sollten wir zur Feier des Weihnachtstages nach Villavicencio zurückreiten. Wir brachen um drei Uhr morgens, nachdem wir uns gebadet, auf. Die Reittiere, welche den Fußweg gut kannten, eilten in der frischen Morgenluft rüstig dahin. Ein Reiter folgte schweigsam dem andern, ohne den Vordermann in der Dunkelheit zu sehen. In der Ferne war der Himmel an einigen Stellen gerötet wie von Feuersbrünsten. Es waren einige Sabanen, welche angezündet worden waren und deren dürres, hohes Gras niederbrannte, um einem frischen, sprossenden, vom Vieh sehnlichst verlangten Graswuchse Platz zu machen, ... ein sehr bequemer, nicht kostspieliger Futterbau!

Zwischen vier und fünf Uhr erstarben die Sterne und bleichte schon der Himmel gegen Osten. Um fünf Uhr aber — es ist dies eine von mir mehrfach beobachtete, sonderbare Erscheinung — scheint die Nacht während zehn Minuten noch einmal mit dem Tage streiten, alle ihre Kräfte zum Kampfe aufbieten zu wollen. Es wird wieder ganz dunkel. Dann aber läßt ihr Widerstand nach. Der breite helle Streifen im Orient wird immer größer; die Wolken werden deutlicher abgegrenzt, zuerst weiß, dann broncegrau, dann hell und hochrot. Um sechs Uhr schießt, von Feuergarben angezeigt, die Sonne horvor. Die Vögel singen und zwitschern. Die Papageien, *loros* und *pericos*, und die größern glänzenden *guacamayos* kreischen und schwatzen ungesäumt. Die Fliegenvögelchen, *tominejas*, schwirren in ihrem bunten Gefieder umher. Alles ist neu belebt, und den Reiter ergreift auf seinem fröhlich wiehernden Tiere unnennbares Wohlbehagen. O Morgenlust, o goldene Freiheit!

* * *

Weihnachten ist herangerückt und damit der größte Festtag des Jahres für die Columbianer und für die Llanosbewohner. Die *Noche buena*, gute oder heilige Nacht, ist das Ziel aller ihrer Wünsche, die Zeit, in der sie an den Hauptort gehen, um den nach ihrer Meinung unvergleichlichen Kultus zu sehen und ihre Einkäufe für das ganze Jahr zu machen. Mehrere Abende hindurch hatte man auf der *plaza* von Villavicencio, vor der Kirche, Prozessionen ausgeführt, an denen die Leute voller Devotion teilnahmen und wobei die alten Heiligenbilder herumgetragen wurden. Raketen flogen auf, schwergeladene alte Gewehre und Musketen wurden dicht an unserm Ohre abgebrannt. Alles war freudig erregt. An einem solchen Abend wurde auch eine Rakete so ungeschickt schief abgelassen, daß sie auf ein Palmstrohdach fuhr, ohne daß glücklicherweise Schaden angerichtet worden und Feuer aufgegangen wäre.

Bei dieser Gelegenheit lernte ich den Pater Vela, den ich schon als Privatmann hochschätzen gelernt hatte, auch als Hirten seiner Herde kennen. Der Pater, wie man ihn kurzweg nannte, war ein großer stämmiger, etwa vierzigjähriger Dominikanermönch mit ausdrucksvollem, freundlichem Gesichte, roten Backen und einem, mit Erlaubnis seiner Obern getragenen schwarzen, schönen Vollbarte, in seiner weiß-schwarzen Kutte eine stattliche, männliche Erscheinung. Fast nie trug er jedoch sein Ordenskleid in jener heißen Gegend, sondern steckte in Civilkleidern, allerdings dann eher einem robusten Müller gleichend. Er zog es vor, zu Pferde zu steigen und der Llaneros Leben zu teilen; er war selbst ein Llanero im besten Sinne des Wortes. Auch er hatte eine bescheidene Farm, zog Vieh auf und verkaufte es. Er mußte dies schon deshalb thun, weil die Regierung den Zuschuß an seine karge Besoldung nur ungenau auszahlte und weil die Llanosbewohner gar nicht etwa besonders generös gegen ihren Geistlichen gewesen wären. Die Seelsorge war hier auch eine eigene Sache, denn das Volk, gewöhnt, den größten Teil des Jahres ohne geistlichen Trost zuzubringen, oder während der Abwesenheit des Paters auch ohne geistliche Hülfe Beerdigungen vorzunehmen, ließ sich vom Geistlichen nicht sonderlich imponieren. Irgend ein Zelot oder ein Pfarrer, der die Religion stets im Munde geführt, wäre deshalb in den Llanos bald unmöglich geworden. Pater Vela dagegen hatte sich

durch seine natürliche Geradheit das volle Vertrauen der Leute erworben. Bei seinen Missionsfahrten den Metafluß hinunter wußte er auch den wilden Indianern Respekt und Vertrauen einzuflösen, so daß sich immer einige von ihm taufen ließen. Stets dienstfertig und verträglich, war Pater Vela eher ein Berater, eine Art Socialpolizei von Villavicencio und seiner Umgebung geworden. So bestieg er denn auch am folgenden Abend nach dem verunglückten Raketenexperiment die Kanzel und hielt der versammelten Gemeinde eine sehr vernünftige Ansprache darüber, daß man nicht durch solch mutwilliges Gebahren die Sicherheit des ganzen Dorfes gefährden und dasselbe in Brand stecken sollte etc. Diese väterliche Ermahnung trug da sicherlich mehr Früchte als irgend eine Polizeiverordnung. Leider entging Villavicencio seinem Schicksale nicht; es ist letzthin abgebrannt, aber aus seiner Asche schöner entstanden; viele Dächer sind nun mit Zinkblech gedeckt.

Da die Kirche in jenen Gegenden neben der Erbauung die einzige Zerstreuung bietet, so wurde sie auch, namentlich in der heiligen Nacht, stark besucht. Die Frauen kauerten auf dem Lehmboden nieder. Ein Harmonium, auf welchem man auch Tänze zu spielen sich nicht scheute, erhöhte mit seinem Spiel die Feier. Ja einige sehr gute Guitarre- und Tiplespieler ließen in der Kirche ihre volkstümlichen Weisen ertönen, Tänze, *bambucos*, etc., zur Verherrlichung des Abends. Es war das Ganze ein naives, herzliches, schönes Volkfest, an dem jedermann sich freute.

Nach Weihnachten wurde es stiller. Zum Zeitvertreib wurden hie und da einige barbarische Hahnenkämpfe auf offener Straße veranstaltet, die uns einfach Grausen einflößen und Abscheu einjagen. Die Hähne der Llanos sind tapfer und gut, ihre Sporen scharf geschliffen, ihre Wut und Erbitterung groß. Nur ganz übel zugerichtet, läßt der Schwächere vom Kampfe ab.

Dieses sonderbare, halb heitere, halb barbarische Verhalten veranlaßt uns, den Typus des Llanero zusammenhängender zu schildern. Der Bewohner der Llanos ist, wenn auch gebräunt durch die Tropensonne, meist von weißer Farbe, trotzdem er ein Mischling des Weißen und Indianers ist. In der Regel ist er sehr muskulös und gut gebaut. Nicht selten sind bei den Männern rote Wangen, während die Frauen in jenem Klima leicht bleichsüchtig,

chlorotisch werden. Der Sohn der Pampas, nur etwa mit Hemd (heute wenn möglich Flanellhemd) und Hose bekleidet, ist im höchsten Grade freiheitsliebend; die Pampas haben für den Unabhängigkeitskrieg des Landes die besten Soldaten geliefert, todesmutig im Kampfe. Dem Anprall der Reiterscharen der Llaneros widerstanden die Spanier selten; ihren Lanzenstichen und Säbelhieben erlagen sie massenhaft. Der Llanero ist im Kriege so furchtbar, daß er ein Künstler des Todes genannt worden ist. Nach dem Siege will er ohne Belohnung und Geld sofort wieder heimziehen, denn die Llanos liebt er mit wahrer Begeisterung und hat an dem Nomadenleben die größte Freude trotz der vielen Gefahren; diese besteht er mutig. Er schwimmt vorzüglich; seine Lust ist es, die wilden ungezähmten Pferde einzufangen und zu bezwingen. Er ist offen und frank und blickt stets gerade heraus drein. Seine Redlichkeit ist sprichwörtlich. Mit den Guten ist er demütig, gegen die Stolzen hochmütig. Er ist empfindlich, nachtragend, aber nicht eigentlich rachsüchtig. Er liebt Spässe und Streiche; welcher Art, das zeigt folgende Begebenheit.

Im Jahre 1876 war der französische Reisende André in die Llanos von San Martin gekommen; er schien, wohl mit Unrecht, vielleicht infolge der Sprachverschiedenheit, den Llaneros ein süffisanter, hochnasiger, mit nichts zufriedener und absprechender Mann zu sein, und sie dachten bei sich: »Warte, wir wollen dir deine Barschheit uns gegenüber eintreiben.« Gesagt, gethan. In der Nähe von Villavicencio fuhren sie plötzlich in ein Nest wilder Wespen, die fürchterlich stechen, und ritten davon, sich hinter Sträuchern verbergend. Arglos kam der Reisende mit seinem Begleiter heran und wurde nun von den wütenden Tieren angefallen. »*Hormiguill, hormiguill!*« habe er ausgerufen, was so viel heiße als »Ameiserei«! Die Llaneros lachten sich fast zu Tode. Herr André aber schrieb in seinem Reisebericht im »Tour du Monde«, in den Llanos gebe es eine Wespenart, welche den Menschen direkt angreife. Es giebt keine solche. Dies ist der mir von den Beteiligten selber verratene, wahre Sachverhalt.

In allen seinen Bewegungen ist der Llanero lebhaft und voll von einer gewissen natürlichen Anmut, galant und leidenschaftlich nach seiner Weise; freigebig gegenüber seiner *querida*, seiner Ge-

liebten oder seinem Weibe, aber stetsfort Don Juan und auf Eroberungen erpicht. Dem Spiel und dem Vergnügen giebt er sich bei den ihm so selten dargebotenen Gelegenheiten mit Passion hin. So kannte ich in der Farm *Los Pavitos* einen jungen, aufgeweckten Burschen von etwa 16 Jahren, der dort während eines halben Jahres gearbeitet und sich einige Dollars verdient hatte. Dieser Bursche, fast noch ein Knabe, kam nun um Weihnachten nach Villavicencio und begann da in einer unserm Hause gegenüberliegenden Schenke *anisado* (Schnaps mit Anis) zu trinken, Verschen zu singen und dazu auf einer kleinen Guitarre zu spielen. Er spielte die ganze Nacht unaufhörlich, sang und kneipte; morgens zwischen sieben und acht Uhr sang er noch weiter.... Nachmittags 3 Uhr begegneten wir ihm in der Umgebung, wie er ganz gemütlich auf seinem Tiere davonritt. Er hatte aus all dem mühsam ersparten Lohne einzig einen braunen Filzhut kaufen können, den er uns lächelnd zeigte. Von Reue über das weggeworfene Geld und die durchgebrachte Nacht war nichts zu sehen. Im Gegenteil ritt der Bursche selbstbewußt und fröhlich davon.

Besonderes Talent hat der Llanero zum raschen Begreifen und Reden. Ausspotten und höhnen dünkt ihn lustig. Namentlich liebt er Gesang, Poesie und Musik, aber er übertreibt dann seine Gedanken und ist nur einfach in der Vergleichung mit der Natur; sonst schneidet er möglichst auf. Seine heroischen Strophen *(galerones)* handeln großsprecherisch von einem Stier, einem Pferde, einer Lanze, einem Weibe, einem Zweikampfe. Bald heißt es darin, er fasse die Kaimane nur so mit der Hand, bald, er töte Tiger mit einer Ohrfeige, bald, er lasse mit einem Fußtritt einen Stier einige Meilen weit fliegen. Alle diese Verse, die originellsten kleinen zwei- oder vierzeiligen Strophen improvisiert er mit erstaunlicher Leichtigkeit und Sicherheit. Er begleitet deren singenden Vortrag mit den *matracas* (Rohre, mit Steinen oder Körnern gefüllt, und im Takte geschwungen), mit dem *tiple* oder der *bandola*. Seine Stimme ist stark, da sie weithin vernehmbar sein muß. Seine Aussprache ist etwas sonderbar. Statt ll sagt er y *(cabayo* statt *caballo = caballjo)*, er spricht s, r und l am Ende der Worte nicht aus, sagt statt ido und ado in den Endungen io und ao und spricht sie mit langgezogenem, singendem Tone.

Der Llanero vergegenwärtigt das Übergangsstadium zwischen unserer Kultur und der Barbarei der wilden Indianer, zwischen Gesetz und absoluter Freiheit, zwischen Gesellschaft und Einsamkeit, zwischen gänzlicher Ungebundenheit und all unsern zum Teil konventionellen Beschränkungen wie Mode, Polizeiverordnungen etc. Seinen Kulturstandpunkt illustriert sehr hübsch folgende Anekdote, welche von dem gut katholischen Blatte *La Nacion* in Bogotá veröffentlicht wurde. Kommen da eines Tages zwei ganz unwissende Llaneros in ein Dorf im Innern des Landes und sehen zum ersten Male ein Gotteshaus. Verwundert betrachtet der eine, der zuerst hineinzutreten wagt, die Kostbarkeiten des Dorfkirchleins. Da erscheint der Geistliche, befragt ihn um seine Herkunft u. s. w. und will dann auch sehen, wie es um seinen Glauben stehe. »Glaubst du, daß unser Herr Jesus mißhandelt und gekreuzigt wurde und am dritten Tage auferstanden ist?« fragt er den Llanero. Dieser antwortet ganz ausweichend und sucht sich eiligst der Gesellschaft des Geistliehen zu entziehen. Draußen findet er seinen Gefährten und sagt zu ihm: »Du, nimm dich in acht, wenn du in die Kirche gehst. Sage ja nichts! Sie sind eben dran, eine Untersuchung vorzunehmen über einen *Mord!*« . . .

So ist eben der Llanero ein Naturtypus, eine Mischung von Civilisation und Naturwüchsigkeit; seine Augen sprühen bald wilde Leidenschaften, bald wieder höchste Milde und Naivität. Behandelt man ihn liebevoll, so ist er der sanfteste, uneigennützigste und treueste Mensch und Freund. Beschimpft man ihn, so wird er zum Tiger. Bei ihm ist noch fast alles Instinkt; er kennt nicht die lange Überlegung oder das abwiegende und abgewogene Handeln des Kulturmenschen.

* * *

Die rechten Llaneros sollten wir erst noch kennen lernen. Am Tage nach Neujahr 1884, das ganz still vorbeigegangen war und auch als ein im Sommer liegender Zeitabschnitt nicht besonders gefeiert wird, machten wir uns wieder nach der Farm *Los Pavitos* auf, ritten aber fast ununterbrochen 16 Stunden lang in der Richtung gegen den Meta zu. Zu essen bekamen wir beinahe nichts. Aus-

gezeichnet schmeckte aber der in den Taschen der Reitlederhosen aufbewahrte Rohzucker, die *panela*, welche Hunger und Durst zu stillen schien. Wir ritten an der *Loma* vorbei, einem mitten in der Ebene gelegenen, mit Urwald fast verdeckten Hügel von etwa 20 Meter Höhe, der als der einzige seiner Art auf viele Stunden sichtbar ist. Hinwieder sahen wir den Wassern entlang Palmenalleen, welche Tempelsäulen, Dome bildeten. Hie und da, um die Lagunen herum, erhoben sich wahre Amphitheater oder Rundplätze von Mauritiuspalmen.

Am zweiten Tage, morgens gegen 10 Uhr, gerieten wir in dichteres Gras hinein, das bald dem Reiter bis an die Brust reichte. Das Vordringen der Tiere war äußerst erschwert. Eine Zeit lang glaubten wir unsern Pfad verloren zu haben, und es bemächtigte sich unserer eine gewisse Aufregung, da wir nur Himmel und Gras um uns sahen. Endlich konnten wir uns durch einige in der Ferne winkende Palmen orientieren. Während wir im hohen Grase uns mühsam vorwärts arbeiteten, sahen wir ganz nahe einen Tapir, *danta*, der aber entfloh. In unserer Lage dachten wir nicht daran, ihn zu verfolgen. Sein Fleisch, hieß es zudem, sei nicht schmackhaft.

Um die nämliche Zeit begannen die Passatwinde von Osten, d. h. von der Meeresküste her, zu blasen, und gaben uns ziemliche Kühlung. Diese Sommerwinde, die während sechs Stunden täglich wehen, sind in dieser tropischen Hitze gar angenehme Reisebegleiter. Nachdem wir gegen Mittag eine recht sandige, dürre Wüste *(vega)* voller Schlangen passiert hatten, näherten wir uns einem Arm des Rionegro-Flusses, der hier in der Ebene langsam und träge dahinfließt. Da derselbe eine lange, aber sehr enge Windung bildet (wie die Aare bei der Felsenau in Bern) und die eingeschlossene Halbinsel ganz mit Urwald bedeckt ist, so war der Ritt im kühlen Schatten mit dem Ausblick auf den Strom zu beiden Seiten, der zuweilen durch das Blätterwerk schimmerte, ein wahrer Hochgenuß.

Gegen zwei Uhr nachmittags gelangten wir vorn an die Spitze der Windung. Der Fluß mochte dort etwa 30 Meter breit sein. Wir riefen mit lauter Stimme hinüber, um unsere Ankunft anzuzeigen. Niemand erschien. Nach halbstündigem Warten entschloß sich unser Freund Abadia, der Caucaner, entweder eine Furt auf-

zusuchen, um mit unseren Tieren überzusetzen, oder aber jenseits des Flusses irgend einen Kahn ausfindig zu machen, dessen Vorhandensein man annehmen konnte. Er warf sich ins Wasser, schwamm hinüber und fand richtig eine *canoa,* einen ausgehöhlten Baumstamm, in welchen wir unsere Sättel warfen und übersetzten, die Tiere zum Schwimmen nötigend. Wir klommen die kleine Anhöhe auf dem andern Ufer hinan, und nach einem Ritt von 20 Minuten erreichten wir die mitten in den Llanos stehende Farm *Yacuana,* bestehend aus einer palmstrohgedeckten Hütte, einer Küche und vielen Einfriedungen. Diese Farm bildete den Mittelpunkt einer großen Besitzung, in welcher nach ungefährer Schätzung bei zehntausend Rinder weideten. Antonio Rojas, ein Typus eines richtigen Llaneros, nahm uns auf und hieß uns willkommen.

Wie erstaunten wir zu vernehmen, daß wir einer großen Gefahr entgangen waren. Etwa 20 Meter weiter aufwärts von der Stelle, wo Abadia einen Kahn losgelöst hatte, ging nämlich eine sehr gut passierbare, uns leider unbekannte Furt durch. Zwischen derselben und der Kahnstelle hauste ein mächtiger Kaiman, der erst am Tage vorher einem Hund der Farm aufgelauert und ihn verspeist hatte. Trotz Aufstellens mehrerer Fallen mit vergiftetem Fleisch, trotz vielen Nachstellungen hatte man bisher den bösen Gast nicht töten können. Abadia war also, bei seinem Hinüberschwimmen, Gefahr gelaufen, nicht nur von einem elektrischen Fische, deren es dort viele giebt, getroffen, gelähmt und dann vom Wasser weggeschwemmt, sondern auch vom jagdmachenden Kaiman verzehrt zu werden. Wir waren sehr froh, daß unserm Freund keine Unbill zugestoßen, und nahmen uns aus dem Vorgang eine ernste Mahnung.


Abadia, cand. med.

Wie wir am nämlichen Abend plaudernd um die Hütte lagen, die einen in den Netzhängematten *(chinchorros),* die andern am Boden, rief plötzlich Antonio Rojas: »Sie sind drüben, auf der

andern Seite des Flusses.« Wir strengten unser Gehör umsonst an, um zu vernehmen, was gehört werden könnte. Antonio lauschte wieder; dann rief er bestimmt: »Es ist der Neger Brizuela, der kommen soll, um das Vieh zu zeichnen.« Wir legten uns auf die Erde, wir spähten. Nichts war hörbar. Antonio ließ einen lauten Ruf erschallen, dann behauptete er, die späten Ankömmlinge hätten einige Hunde bei sich und näherten sich nach geraumer Zeit unserer Hütte. Erst als die zwei Knechte ganz nahe waren, merkten wir ihre Anwesenheit. Hätte ich dieser erstaunlichen Gehörprobe nicht selbst beigewohnt und konstatiert, daß Antonio auf eine Distanz von einer halben Stunde, allerdings bei Nacht und völliger Stille, die verschiedenen Stimmen unterscheiden konnte, so würde ich das Ganze für eine unmögliche Leistung halten; so blieb meinen Gefährten und mir nichts anderes übrig, als die organische Vortrefflichkeit dieses Sinnesorgans der Llaneros zu bewundern.

Unsere Hütte war sehr einfach, aber merkwürdig möbliert. Ich schlief auf einer Pritsche, die mit einer doppelten Schicht von Fellen belegt war. Da waren Felle von Jaguaren, von *pumas* oder amerikanischen Löwen, von schwarzen Bären und von langhaarigen, wie mit Stroh behaarten Ameisenbären. Man schlief mit träumender Phantasie ein und genoß eine vorzügliche Nachtruhe. In der zweiten Nacht aber sollten wir unsanft aus derselben gestört werden. Es ertönte plötzlich der Ruf »Feuer«, und wir erwachten inmitten eines entsetzlichen Qualmes. Ich ergriff meine neben mir liegende Brille und fühlte im gleichen Moment einen durchdringenden Stich in der Hand. Wir sprangen hinaus ins Freie, schlaftrunken und unwissend. Das Feuer war unterdessen rasch gelöscht worden. Zur Beleuchtung war eine Kerze auf eine Korbflasche gesteckt und angezündet worden. Man hatte sie auf dem improvisierten Kerzenstock vergessen, und der Inhalt, bestehend aus Zuckerrohrmelasse, hatte Feuer gefangen; durch den aufsteigenden Rauch aber waren die im Dachgiebel unter dem Palmstroh nistenden großen Wespen aus ihren Nestern aufgescheucht worden und stürzten sich auf ihre vermeintlichen Angreifer. Also wieder ein *hormiguill!* Abadia war zuerst gestochen und aufgeweckt worden; er machte Lärm, glücklicherweise frühzeitig genug, um uns vor größerm Schaden in diesem *rancho* zu behüten, der sicher wie ein Kartenhaus aufgelodert hätte.

Die gestochenen Stellen schwollen bedenklich an und waren sehr schmerzhaft. Abadia war in die Backen gestochen und machte unwillkürlich Grimassen, die große Heiterkeit erregten.

Zwischen fünf und sechs Uhr morgens stand Antonio Rojas an unserm Lager mit einem Halbkürbis *(totuma)* voll schwarzen Kaffees, den wir mit Behagen tranken. Es ist der beste Kaffee, den ich je genossen, und alle, die in den gleichen Fall kamen, werden dieses, immerhin subjektive, durch die Zeit, die Umstände und das dortige Leben beeinflußte Urteil bestätigen. Gegen sechs Uhr stand man auf und nahm ein Gläschen *aguardiente* (Feuerwasser, Schnaps) aus einer Flasche, in welche viele Kräuter eingelegt waren, welche gegen Fieberanfälle gut sein sollten. Dann ritt man aus; erst später frühstückte man. Man saß dabei allerdings etwas unbequem, die einen auf dem Boden, die andern auf den Panzern der Landschildkröte, die eingefangen und gemästet wird, um als Leckerbissen verzehrt zu werden. Schließlich dient das Knochengerüst als Schemel. Ich sah *tortugas* (Schildkröten), die 60 Centimeter lang und 45 Centimeter breit waren und ausgezeichnete Schalen, allerdings von erdgrauer, unansehnlicher Farbe lieferten.

Der von Yacuana aus zu unternehmende Hauptausflug galt diesmal dem größten Nebenfluß des Orinoco, dem Meta, den man in zirka zweieinhalbstündigem Ritt gen Norden erreichen konnte. Auf dem Wege dahin frühstückten wir in einem kleinen Schuppen (vier Pfählen mit Palmstrohdach), in welchem verschiedene Tigerschädel lagen, aus denen ich nicht ohne große Mühe mit Kieselsteinen Zähne ausbrach, die in der Heimat zu Schmucksachen verarbeitet wurden oder mein Museum zieren. Dabei erzählte man sich Tigerjagdgeschichten, die ich hier nicht wiedergebe, weil sie gewöhnlich in Europa spöttisch überlegenem, ungläubigem Lächeln begegnen, so sehr sie auch für denjenigen, der sie aus dem Munde der ganz natürlich erzählenden Pampasbewohner vernommen, den Stempel der Wahrheit an sich tragen.

Unter muntern Gesprächen gelangten wir etwa um zwei Uhr nachmittags an den Metafluß, an einen Punkt, der *la Bandera* genannt wird. Wir waren zirka 45 Stunden von der Hauptstadt Bogotá und zirka 862 Stunden von der Mündung des Orinoco in

den Ozean entfernt. Aus dem den Fluß begleitenden, gegen den Strand hin sich senkenden Wald heraus traten wir auf eine etwa acht Fuß über dem Flußniveau sich erhebende Sandbank. Der Meta ist hier zirka 200 Meter breit, romantisch und wild wie der untere Magdalena: seine Wasser sind wie die jenes Flusses schlammig und trüb. In denselben tummelt sich ebenfalls der Kaiman herum, und wir sahen einen großen Vertreter dieser häßlichen Flußräuber unten im Flusse schwimmen. Wir banden die Maultiere und Pferde an die Bäume, entledigten uns der Reitlederhosen, legten uns auf dieselben nieder, betrachteten das uns gebotene Naturschauspiel und plauderten gemächlich von der Zukunft des Flusses.

Der Meta ist bis hieher gewiß schiffbar, wenn auch die vielen Windungen und Sandbänke die Fahrt nur ganz kleinen Dampfern ermöglichen. Wie wichtig ist diese Verkehrsstraße! Jetzt muß man, um nach Ciudad Bolivar oder Angostura am Orinoco, wohin die großen Dampfer vom Meere aus noch hinkommen, hinunterzufahren, einen vollen Monat in den unbequemen Ruder- oder Segelbooten zubringen, der Hitze und der Mosquitoplage ausgesetzt: beim Aufwärtsfahren und bei ungünstigen Winden dauert die Fahrt noch länger. Wie viel kürzer wäre dieselbe auf einem Dampfer. Von dem Landungsplatz, wo wir uns befinden, könnte ein guter Reiter in drei bis vier Tagen die Hauptstadt Bogotá erreichen; der Transport von Lasten würde acht Tage in Anspruch nehmen. Das Innere des Staates Columbien hätte dann wenigstens zwei große Zufahrtsstraßen, den Magdalena und den Orinoco-Meta. Nicht umsonst hat Herr Bonnet, ein französischer Handelsmann, auf dem Meta viele Waren eingeführt, angelockt durch die versprochene Zollfreiheit, die für das große Risiko einigermaßen Ersatz bieten sollte. Bei dieser Aussicht auf kommerzielle Vorteile war es denn auch nur eine Frage von Monaten, daß ein Dampfer, den Herr Bonnet bestellt, hierher gefahren wäre. Die Regierung hob aber die Zollfreiheit dieses »Hafens« wieder auf und störte dadurch die Privatinitiative auf die empfindlichste Art. Heute ist das Projekt, für das Herr Bonnet unermüdlich arbeitete, teilweise verwirklicht.

Wir sprachen ferner von allerlei Jagden, und es wurden dabei auch die Wildschweine, *jabalies* oder *cafuches*, erwähnt, die in

großen Herden durch die Wälder ziehen, den Rüssel zur Erde gesenkt. Aufgehalten durch einen Schuß oder dgl., schauen sie empor und wehe demjenigen, der nicht irgend einen Anführer derselben wegschießt! Sie stürzen auf ihn los, umlagern den Baum, auf den er sich geflüchtet, zernagen denselben, fallen über den Unglücklichen her und zerfleischen ihn. Wer aber bei ihrer Annäherung auch nur einen Meter hoch auf einen Baumstamm steigt und sich ruhig verhält, der wird nicht bemerkt und sieht die Herde vorüberziehen.

Hierauf fingen wir an, auf langbeinige Störche jenseits des Flusses zu schiessen und dem Kaiman im Flusse drunten einige Kugeln zuzusenden. Unterdessen hatte sich ein Geräusch erhoben, das dem Trampeln einer Viehherde glich und immer näher kam. Auf einmal riefen die beiden Llaneros aufspringend und ganz bestürzt: »*Los cafuches, los cafuches!* (Die Wildschweine, die Wildschweine!) *Los caballos, los caballos!* (Die Pferde, die Pferde!)« Wir vier »Bogotaner« stürzten uns auf die sechs Reittiere, während die zwei Llaneros die zwei mitgebrachten Gewehre ergriffen und sich ins Dickicht hineinwarfen. In aller Hast und mit großer Mühe konnten wir in die *zamarros* schlüpfen, die Tiere losbinden, uns hinaufschwingen und den Wald hinauf ins freie Feld hinausgaloppieren. Da ich meinen Revolver bei mir hatte, kehrte ich zu Fuß zurück, um mit den Llaneros zusammen zu kämpfen. Ich kam gerade in demselben Momente wieder bei denselben an, wo die Bestien rechtsumkehrt machten und in wilder Flucht grunzend davonjagten, wobei wir durch Flinten- und Revolverschüsse noch einige verwundeten. Wir standen an einem etwa 2 Meter breiten, nur etwa einen Meter tiefen Graben. Diesseits die beiden Llaneros. Die wilde Herde war herangekommen, und schon hatte eines der Tiere den Graben passiert, da mein Gevatter Fernandez in der Aufregung den Mechanísmus des Hinterladers vergaß, der darin bestand, daß zum Losdrücken zuerst eine bestimmte Feder berührt werden mußte. Schon hatte ein Eber seine Zähne in die Wade von Antonio Rojas gebohrt, der bedeutend blutete, als es durch einige gute Schüsse gelang, die Schweine zum Umkehren zú bewegen. Es blieb uns diese Umkehr rätselhaft, da sonst die Tiere nicht Kehrt machen. Wir konnten dieses Glück uns nur dadurch

erklären, daß eines der kleinsten Tiere, das vorangelaufen war, der Chef der Bande war, obschon es keinen weißen Fleck auf der Stirne trug, wie dies gewöhnlich der Fall sein soll. Ist der Chef getötet, dann reißen die Tiere aus, wie das wohl hier geschah. Die Fliehenden mochten 300—400 an der Zahl betragen und sprangen davon, daß der Boden zitterte. Auch wir zitterten. Wir hatten ein großes Tier und den kleinen »Anführer« getödtet und ein anderes Tier schwer verwundet. Auf unserer Seite zählten wir die Verwundung von Antonio, den Tod eines Hundes und die schwere Verwundung eines reizenden schwarzen Hündchens, das ganz zerfetzt war. Die übrigen Hunde, wohl dreißig an der Zahl, unansehnliche, kleine, aber sehr zuverlässige und zur Jagd abgerichtete Tiere, waren unversehrt. Nun schleiften wir die beiden toten Schweine mit Anstrengung ans Ufer hinunter. Das größere wog gewiß mehrere Zentner; es war kleiner als die Wildschweine, die ich in Europa gesehen, aber ebenso häßlich und mit ebenso spitzen Hauern. Hierauf riefen wir die auf der Haide wartenden Kameraden mit den Pferden wieder herbei. Man nahm die Eber aus, hieb jedem ein Paar Schenkel ab, band diese zusammen und legte sie auf den Rücken je eines Pferdes hinter den Sattel. Das übrige Fleisch wurde dagelassen. Dann wurde der Rückzug angetreten. Ich nahm das verwundete Hündchen auf den Sattel, es winselte jämmerlich; am folgenden Tage starb es.

Auf der Farm genossen wir das Fleisch der *cafuches* und fanden es, entgegen der landläufigen Meinung, saftig und gut; doch aßen wir wenig davon, es hatte niemand so rechten Appetit, wenn er an diesen Überfall dachte, der übel hätte enden können. Wären wir auf Bäume geklettert, so hätten unsere Reittiere in der Angst gegen die Schweine ausgeschlagen; diese hätten aufgeschaut und uns belagert. In den Fluß konnten wir auch nicht, denn da hauste der Kaiman. Ein schalkhafter Streich hätte beinahe alles verdorben. Der Gymnasiast Simon Restrepo hatte uns allen während der Reise mancherlei knabenhaften Schabernack angethan. Einer der Mitreisenden dachte am Meta-Ufer, er wolle ihm dies vergelten, und schnallte seinem Pferde den Bauchgurt auf. Wie wir nun in aller Hast den Wald hinaufflüchteten, da glitt der Sattel des jungen Restrepo mit demselben über das Pferd herab.



Indianische »Unterweisungskinder« in den Pampas.

Glücklicherweise nahm weder der Reiter Schaden, noch entrann das Pferd. Der mutwillige Junge mußte aber mitten in aller Gefahr sein Tier noch geschwind satteln, um zu entkommen!

* * *

In zwei folgenden Tagen unternahmen wir noch Ausflüge in einer andern Richtung. Einmal nach einer großen Lagune *Dumasita*, die cirka fünf Stunden lang ist, also einem See gleicht. Wie eigenartig war dieser See! Palmwälder rahmen ihn ein in graziöser Umfassung. Im Morast seiner Ufer hausen die großen Boas. Wir schossen auf viele Wildenten, die herumflogen und gar keine Miene machten, zu entfliehen. Ich traf eine solche etwa 30 Schritte vor mir auf scheinbar trockenem Uferboden. Zum Glück warnte man mich, sie zu holen, denn plötzlich erhob sich etwas wie ein Kopf aus dem Morast, und weg war die Ente. Der Boa wünschten wir gute Mahlzeit.

Am dritten Tage endlich ritten wir bis zum *caño Pachaquiaro* und zwar auf dem Weg, der zur Farm der *compañia de Colombia*, der größten Grundbesitzerin dieses Teiles der Llanos, und nach dem Dörfchen San Martin führt. Um die Mittagszeit herum standen wir am genannten Flüßchen *(caño)*, das, wie einer unserer Gebirgsbäche bei gutem Wetter, krystallklar fließt. Wären wir nicht zu erhitzt gewesen, so hätten wir uns zum Bade in das einladende Wasser gestürzt. Wir thaten es glücklicherweise nicht. Etwa eine halbe Stunde waren wir am heißen Strande gesessen und hatten unser Mittagsmahl zuzubereiten begonnen, als wir im Flusse etwas sich regen sahen. Wir gaben Feuer und sahen bald einen Körper ans Ufer treiben. Es war ein kleiner Kaiman, *cachirro* genannt, jener Art angehörend, die auch die Stromschnellen passieren und in den obern Lauf der Flüsse hinaufdringen kann. Wir feuerten noch mehrere Schüsse auf den Verwundeten ab. Als er nahe am Ufer war, trat ich herzu und sandte ihm eine Kugel senkrecht auf den Schädel, der durchbohrt schien. Wir zogen den vermeintlich Toten ans Land. Es war ein schmales Tier von etwa einem Meter Länge, aber mit verderbendrohendem Rachen. Ordentlich fuhren

wir zusammen, als es auf einmal mit dem Schwanze den Sand zu peitschen begann! Einer band einen Strick an diesen Körperteil und zerrte das Tier umher. Noch fast zehn Minuten schlug es um sich und zwar einmal mit einer solchen Gewalt, daß einer der Unsrigen umgerissen wurde. Endlich verendete es. Das gab uns eine Idee von der bekannten Zählebigkeit der großen Kaimane.

Auf diesen Streifzügen hatte uns auch ein Jüngling begleitet, dem ich einige Worte widmen muß. Er hieß *Maestre*, Meister! Woher hatte er diesen Namen? Maestre war ein Kind eines wilden Indianerstammes. In der That wohnten wir nur eine Tagreise von denselben weg, und der benachbarte Stamm kam immer nach der Farm, um Vieh zu stehlen. Wegen der Einsamkeit, in der sich Antonio Rojas den größten Teil des Jahres hindurch befand, und wegen seiner geringen Knechteschar mußte er suchen, mit den Wilden gut auszukommen und die Züchtigung auf später zu verschieben, denn Selbsthülfe hätte nur dazu geführt, daß ihm eines Tages das Haus über dem Kopf angezündet worden wäre. Ich könnte nun über diese wilden Indianer, die Guahivos, Salivas, Cabres, Achaguas, Chucumas vieles berichten, das ich von durchaus glaubwürdigen Leuten gehört. Ich unterlasse es, weil ich nur Selbstgeschautes erzählen und nicht gewisse Reisende nachahmen will, von denen ich ganz sicher weiß, daß sie nie bei jenen Wilden waren, die aber dennoch ganze Seiten über sie berichten, ja sogar Abbildungen von ihnen zum besten geben! Der einzige wilde Indianer, den ich sah, war Maestre. Antonio Rojas war einst über Feld geritten und befand sich in der Nähe des Indianerdorfes, als ein Knabe weinend aus einem Gebüsche trat und ihn um Schutz anflehte. Antonio nahm ihn mit sich und lehrte ihn etwas spanisch, da er natürlich kein Wort dieser Sprache verstund. So erfuhr Antonio, daß der Vater des Knaben wegen irgend einer Blutrache getötet und letzterer ausgesetzt worden war. Maestre wurde nun auf der Farm zur Arbeit angehalten und arbeitete auch langsam, aber fleißig. Vor einem Jahre war er vom Pater Vela notdürftig in der Christenlehre unterrichtet und getauft worden. Jetzt war er ein schöner, kräftig gewachsener Jüngling von etwa 17 Jahren, ganz dunkelbraun, mit großem, fast viereckig scheinendem Kopf,

schlaffen, schwarzen Haaren, breiten Schultern und prächtiger Muskulatur, ein Naturkind im wahren Sinne des Wortes. Maestre aber blieb stets schweigsam, sprach fast nichts, und es schwebte über seinem Gesichte eine Wolke von Melancholie, welche nie einem Lächeln wich. Auf unsere teilnahmsvollen Fragen gab er nur kurz und ausweichend Antwort. Antonio folgte er wie ein Hündchen. Ritt derselbe nach Villavicencio und gab er ihm Befehl, bei irgend einer Palme auf dem 18stündigen Wege seiner zu warten, so war er sicher, daß beir Rückkehr Maestre unter dem bezeichneten Baume lag, mochte er auch stundenlang gewartet haben. Er war eben im höchsten Grade geduldig wie jeder Indianer. Man hat uns später über ihn erzählt, er habe eines Tages voll Sehnsucht zu Antonio gesagt, er wolle hinziehen zu seinem Stamme, um sich zu verheiraten. . . . .

Der Tag der Abreise rückte nur zu schnell für uns heran, denn wir hatten uns schon sehr an dieses Streifleben gewöhnt und fühlten uns auch gesund wie die Fische im Bache. Den Rückweg schlugen wir über Los Pavitos ein und brachten dort den Sonntag der h. Drei Könige zu. Eben saßen wir draußen im Hofe beim Frühstück, einer golden gebratenen Henne den Garaus machend, als ein Bote heransprengte mit der Meldung, *el tigre*, d. h. der Jaguar, hätte auf einer benachbarten Dependenzfarm in der letzten Nacht ein großes Kalb zerrissen. Aufspringen, die Waffen nehmen, die Tiere satteln, die Hunde zusammenrufen, war das Werk weniger Minuten; wir ritten mit dem Boten auf die eine Stunde entfernte Farm zu. Die Sonne brannte fürchterlich. Gegen 1 Uhr kamen wir an Ort und Stelle. Ruhig weidete die Herde. Da führten uns die Hunde mit lautem Geheul an eine Stelle, wo das Gras zerstampft und blutig war. Man sah, daß hier der Tiger seine Beute gepackt und sie trotz verzweifelten Widerstandes weiter gegen den Wald zu geschleppt hatte. Wir folgten der Schleifspur im Gras und kamen etwa 80 Schritte weiter zum Kadaver des Opfers. Da lag es mit geöffneter Brust, denn der Jaguar liest sich immer zuerst diese für ihn schmackhafteste Stelle des Rindes aus. Die Eingeweide hingen heraus, und schon waren die Aasgeier versammelt, die leckere Speise zu verzehren. Vier Mann hatten Mühe, das robuste Opfer nur einige Zoll hoch vom Boden zu er-

heben, so schwer war es. Der Tiger war auch ob der Arbeit, es in den Wald zu schleifen, erlahmt und hatte etwa 60 Meter vom Walde entfernt seine Beute verlassen müssen. Er hatte sich gesättigt oder war über seinem Schmaus gestört worden und wollte wahrscheinlich in der folgenden Nacht zurückkehren.

Nun ging es in den Wald hinein. »Aber wo ist der *perro tigre*, der Tigerhund?« hieß es von allen Seiten plötzlich. Durch eine unverzeihliche Nachlässigkeit hatte man gerade den wichtigsten von allen 30—40 Hunden in Los Pavitos zurückgelassen, denjenigen, der die Fährte des Tigers aufspüren sollte. Man mußte wieder auf die Farm nach ihm schicken. Erst um drei Uhr kam er herbei. Er schnüffelte lange und heulte zum Himmel, dann ging er resolut in den Wald hinein, die Meute stürzte nach, hinter ihr die Jäger. Zwei volle Stunden liefen wir nun in dem Wald herum, die einen mit offenem Gewehrhahn, ich mit gespanntem Revolver. Es war im Walde kein Weg vorhanden; wer nicht schnell den Voraneilenden nachlief, der verlor sie im Gebüsch aus den Augen und stand ratlos da, nur durch das Hundegebell zur Orientierung gebracht. Ein Straucheln, und die Waffe konnte sich entladen. Zwar war nicht zu befürchten, daß der Jaguar, gesättigt wie er war, uns angreifen würde; das thut er nur, wenn er Hunger hat, im Notfalle. Es war auch nicht anzunehmen, daß er von oben herab, von den Zweigen eines Baumes, auf uns herabspringen würde; er mußte irgendwo in einem Schlupfwinkel liegen. Dennoch waren es zwei recht unheimelige Stunden, die wir im Walde darart zubrachten. Leider verlief das Suchen resultatlos. Der Tigerhund war zu spät am Nachmittage zur Fährte gekommen. Die Sonne hatte mit ihrem Brand den Geruch schon verflüchtigt. Wir mußten leer abziehen! An einem der folgenden Tage aber wurde der Jaguar, nachdem er noch einmal ein Kalb getötet, erlegt und das Fell blieb in unsern Händen.

Die Jagd auf Jaguare ist nicht so gefährlich, wie man gewöhnlich annimmt. Die Hunde stöbern den Bösewicht auf und treiben ihn gegen irgend einen Felsblock oder einen Baumstamm, wo er sich verschanzt. Sie umstellen ihn im Halbkreis und bellen ihn wütend an, damit er nicht entwische. Hie und da wagt sich ein Hund zu weit vor, der Jaguar erhebt seine Tatzen, holt aus

und zerreißt den Unvorsichtigen. Bei jeder Jagd gehen so einige Hunde zu Grunde. Die Jäger, mehrere an der Zahl, nähern sich den Hunden und schießen über diese hinweg im Rotten- oder Salvenfeuer die Bestie, die sich selten zum Sprunge entschließt, nieder. Man braucht nur ruhigen Blutes zu bleiben. Etwas anderes ist es, wenn der Jaguar auf offenem Felde jemanden anfällt. Da soll er durch Geistesgegenwart des Angefallenen nur dadurch aus der Fassung gebracht werden, daß letzterer, während der Tiger den großen, sicher bemessenen Sprung auf seine Beute ausführt, ja nicht vorher, einen lauten Schrei ausstößt, wodurch das Tier zusammenschreckt, die Sicherheit des Sprunges verliert, an der Seite des Angegriffenen niederfällt und nun von diesem durch eine rasche Wendung mit der Lanze oder dem Waidmesser in die Flanke gestochen wird. Dies wird namentlich von einer Frau erzählt, die noch in den Llanos lebt und die im entscheidenden Augenblicke ihrem Manne die Lanze aus der Hand genommen und das Raubtier erlegt habe. Der durchaus glaubwürdige Compadre Fernández erzählte, er habe einst mit zwei Gefährten in den Sabanen von Apiai zirka 100 Meter vom Walde einen Tiger angetroffen, sich demselben genähert und ihm das starke, aus Rinderhautstriemen verfertigte Lazo um den Hals werfen können; darauf habe er seinem Maultier die Sporen gegeben, damit der Tiger ihn nicht erreiche. Einem der Gefährten gelang es, den Tiger an einem Hinterbein an sein Lazo zu kriegen; er zog in entgegengesetzter Richtung an. Der zweite Gefährte improvisierte mit seinem auf einen langen Stab gesteckten Messer eine Lanze und stieß diese der ausgestreckten Bestie ins Herz.

Gesättigt von all diesen Eindrücken gelangten wir nach Villavicencio zurück, wo die Familie Rojas nicht wenig erstaunt war, mich so munter zu treffen, da ich beim Wegzug einen Fieberanfall gehabt, aber dennoch auf der Beteiligung am Streifzuge bestanden hatte. Zur Fürsorge nahmen wir alle Chinin; es mochte dies auch nicht unnütz sein, denn zu unserm Leidwesen mußten wir erfahren, daß einige Tage später in der gleichen Farm Yacuana, nahe beim Meta, einige von den Arbeitern, *peones*, die zum Zeichnen des Viehes angeworben worden waren, wohl infolge von Durchnässung oder Überanstrengung von heftigen Fiebern befallen worden waren.

Und in der gleichen Hütte, wo wir so gesund und frisch gelebt, lagen einige Tage darauf drei Leichen, diejenigen von zwei Erwachsenen und diejenige eines jungen Burschen. Ein anderer hatte noch nach einem halben Jahre mit dem Fieber zu thun. Und doch waren die Opfer Bewohner des Landes selbst, nicht Zugereiste wie wir! Dieser Vorfall warf auf all das Geschehene und Erlebte einen düstern Schatten . . . . .

* * *

Meine Eindrücke über die Llanos kann ich folgendermaßen zusammenfassen.

Gewiß sind die Llanos nicht gerade ungesund zu nennen; sie sind gesunder als ihr Ruf, wenigstens in den trockenen Monaten. Es genügt, sich dann vor Excessen *jeglicher* Art zu hüten, die größte Mäßigkeit, namentlich in Bezug auf geistige Getränke, zu beobachten, Insolationen oder langes Durchnäßtsein, namentlich nasse Füße zu vermeiden; es genügt, zur rechten Zeit, nach der dortigen Methode Brechmittel zur Säuberung des Magens und dann darauf Chinin einzunehmen, Abreibungen mit Branntwein zu machen, nur Wollenzeug zu tragen, früh zu Bette zu gehen, früh aufzustehen und sich möglichst zweckmäßig zu baden, um leidlich gut davon zu kommen. Aber für denjenigen, der immer in den Llanos leben muß, ist doch das ganze *milieu* kein durchaus gesundes. Das beweisen namentlich die Frauen, die fast alle bleich und blutarm sind und schnell verwelken. Es ist richtig, daß die Llanos eine ziemlich gleichartige Temperatur haben und daß man dort nicht unter zu drückender Hitze zu leiden hat, wie an gewissen Orten des Magdalenathales, z. B. in Honda, denn der Regen, der Windzug über den Flüssen, die Passatwinde kühlen ab. Die mittlere Temperatur beträgt etwa 27° an der Cordillere. Die Mosquitos plagen wenig, nur die *garrapatas*, welche die Hosen heraufkriechen und sich in das Fleisch einbohren, sind lästige Gäste. Es ist richtig, daß eigentlich wenige Partien in den Llanos ganz überschwemmt werden, wenn auch das Wasser viel zu lange in den

Pfützen, namentlich in den sogenannten Wegen im Walde stagniert. Es ist ferner richtig, daß der Landerwerb außerordentlich billig ist, indem eine Hektare, die auf der Hochebene von Bogotá 50—250 Dollars kostet (und gegenwärtig noch mehr), hier auf $1\frac{1}{2}$—$2\frac{1}{2}$ Dollars zu stehen kommt. Allerdings braucht man hier auch nur wenige Stunden im Tage zu arbeiten, um nicht nur genügend, sondern im Überfluß leben zu können. Es ist schließlich richtig, daß noch ungezählte Hektaren völlig unbebaut und herrenlos, d. h. sogenanntes *terreno baldío*, sind und daß durch die Bebauung gesunde Einwanderer entschieden zn reichen Leuten werden können.

Aber dies alles hindert uns nicht, auch die Schattenseiten der Llanos hervorzuheben. Das Land ist fruchtbar, aber nur der Cordillere entlang, wo eine dicke vegetabilische Schicht liegt. In den eigentlichen Pampas aber sind die Gräser ziemlich geringwertig und müssen jedenfalls später noch gehörig verbessert, ferner muß das Erdreich durch richtiges Pflügen gelockert werden. Dazu fehlt es aber heute an Arbeitskräften, die nicht kommen wollen, weil sie auf die Dauer doch dem Klima nicht recht gewachsen wären und weil nach und nach ihr Organismus durch Fieber geschwächt wird. Es fehlen auch die nötigen Verkehrsstraßen, und daher finden die Produkte nicht den Absatz, den sie finden könnten. Dabei wird nur das Unentbehrliche gepflanzt, und das Land bleibt arm. Ferner ist das Eigentum nicht immer gut abgegrenzt; dies befördert die Entstehung von Prozessen, die bei der absolut primitiven, meist parteiischen Justiz dieser Gegenden zur Qual werden. Auch sollte der Grundbesitz viel besser, viel intensiver verteilt sein, indem die großen Grundherrschaften nirgends zu richtiger Bebauung hinreichen. Es ist eine sanguinische Hoffnung, zu glauben, daß heute im Territorium von San Martin 600 000 Tiere — geschweige denn, wie André behauptet, drei Millionen — leben könnten; denn zu deren Besorgung brauchte es auch eine entsprechende Anzahl Menschen. Zu deren Unterhalt wären andere Pflanzungen als die jetzigen nötig.

»Nur die Arbeit wird die Llanos umgestalten«, heißt das Axiom der Llanosbewunderer. Gewiß. Der Mensch muß aber alles in der Natur mit schweren Opfern erringen. So wird es denn auch

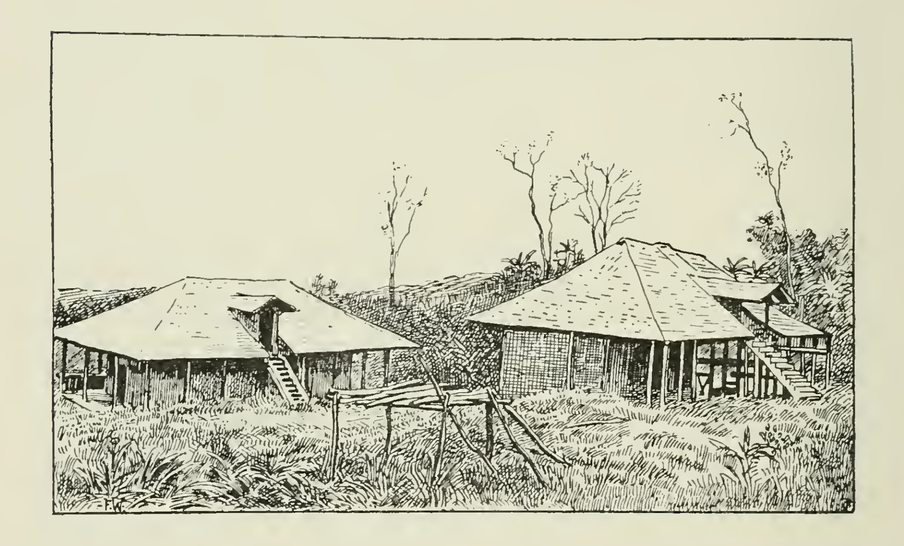
noch *Hekatomben* von Menschenleben kosten, bis die Llanos der Zivilisation langsam zugänglich gemacht werden, und zwar werden sie von den Tüchtigsten besetzt und besiedelt werden, seien es nun die Colombianer, die von der Cordillere ausgehen, seien es die Venezolaner oder Brasilianer, die von der Küste durch das Flußnetz hinauf gegen die Anden vorrücken. Nur da, wo der Mensch schon viele Mitmenschen verloren hat, wird, so paradox dies auch klingen mag, ein Klima infolge der notwendigen aufgespeicherten Erfahrung gesund und bewohnbar. Es verdienen deshalb die heutigen unscheinbaren Llanosbewohner als Pioniere der Menschheit für ihre Vorarbeit volle Anerkennung, denn das scheint uns sicher, daß in kommenden Jahrhunderten die Llanos der Sitz von Kulturstaaten sein werden, die, unterstützt durch ein einzigartiges Wasserstraßennetz, Millionen von Menschen Lebensunterhalt und Glück verschaffen dürften!

* * *

Sonntags den 23. Januar 1884, nachmittags, warfen wir einen letzten Blick auf die unzähligen Cordillerengipfel zurück, die in unübertroffener Großartigkeit sich rings um uns herum erhoben, und wir sahen von der letzten Paßhöhe hinabreitend wieder auf die *sabana* von Bogotá herab. Wie ernst erschien uns die Gegend, sie, die baumlose, dunkelgrüne Hochebene mit den stillen Flüssen und den Lagunen. Und doch entzückte sie unser Herz, sollte uns ja nach anderthalbmonatlichem Umherstreifen wieder ein Kulturcentrum, eine Stadt aufnehmen. Als Bogotá mit seinen Kirchtürmen und seinem gewaltigen Häusermeer sichtbar wurde, da durchströmte uns ein Wonnegefühl, als sähen wir die Fata morgana! Frierend, aber möglichst martialisch sprengten wir mit übergehängtem Jagdgewehr durch die von Spaziergängern wimmelnden Straßen. Mit unnennbarem Lächeln sahen wir den ersten Menschen an, der einen Cylinderhut trug. Freudig begrüßten wir die Kameraden.

Aber erst wollten sich unsere Augen nicht an die Dimensionen der Stadt gewöhnen. Der Hauptplatz, die Plaza Bolivar, er-

schien uns eng, die Straßen wie Gäßchen: wir hatten nun schon so lange nur große Strecken, weite Ebenen mit den Augen gemessen. Wie klein, beschränkt und zusammengedrückt kam uns nun alles vor! Mit Recht. Unser Blick hatte sich durch das Betrachten so vieler Wunderwerke der Natur, durch so manche Erlebnisse und Abenteuer geweitet, und wir kehrten mit größerm Gesichtskreis, freierm Herzen, männlicherem Sinn und praktischerer Lebensanschauung in das Kulturleben zurück.





IX.

Die Befreiung und der Befreier Simon Bolivar

Nachdem die Conquista über die ursprüngliche Civilisation wie ein Orkan dahingebraust war, wurden die Kolonien vom spanischen Mutterlande während drei Jahrhunderten einfach als erobertes Land betrachtet, die Bevölkerung mit Grund und Boden unter die Einwanderer verteilt und durch ein grausames Ausbeutungssystem im wahren Sinne des Wortes dezimiert. Die gleiche Geringschätzung anderer Rassen und der gleiche intransigente Fanatismus gegen Andersgläubige, welchen die Spanier schon durch Vertreibung von cirka 38 000 jüdischen Familien und durch Ausrottung der vielleicht einen Viertel der Bevölkerung Spaniens betragenden maurischen Kolonisten bewiesen hatten, zeigte sich nun auch gegenüber den amerikanischen Ureinwohnern. Die spanisch-amerikanischen Kolonien bargen daher in ihrem Schoße bedeutend mehr Keime der Unzufriedenheit, des Hasses,

des Verfalls und der Ungerechtigkeit als die englischen Kolonien Nordamerikas, wo die gleichen Gesetze wie im Mutterlande galten und wo mit staatsmännischer Klugheit dem Bedürfnis nach freier Regelung der Verhältnisse möglichst Rechnung getragen wurde. Deshalb war im Süden der Zusammenstoß heftiger, und die Nachwirkungen waren dauernder als im Norden. Ein gewaltsames Zerreißen des Bandes war unvermeidlich. Das lehrt schon ein allgemeiner Überblick über die damaligen Zustände.

In politischer Beziehung herrschten in den Kolonien fast ausschließlich die europäischen Spanier. Zu den Ämtern wurden weder Einheimische, noch Kreolen zugelassen. Die engherzige Centralisation in Präsidentschaften und Vizekönigreichen[1]), welche ungeheure und unter sich kaum oder schlecht in Verbindung stehende Ländereien umfaßten, sowie die gänzliche Abhängigkeit der obersten Leitung in Gesetzgebung und Rechtsprechung vom spanischen Hofe und vom *Consejo de Indias*, welcher die Bedürfnisse der Länder nicht kannte und die Geschäfte nur langsam erledigte, erstickte jede politische Initiative. Zudem lagen die Zivilbehörden unter einander und diese wieder mit den geistlichen Behörden in beständigem Hader. Individuelle Freiheit, städtische Rechte *(fueros)*, welche in Spanien selbst so entwickelt waren, eine öffentliche Meinung wurde nicht geduldet. Der Zutritt zu den amerikanischen Besitzungen wurde nichtspanischen Europäern fast unmöglich gemacht; die Kolonien wurden hermetisch von der übrigen Welt abgeschlossen, so daß sie sich von derselben einen ganz falschen Begriff machten. Die Routine und das persönliche Interesse drückten der Verwaltung den Stempel auf. Möglichste Erpressung von hohen Steuern aller Art, namentlich von Verkaufssteuern, Gold und immer wieder Gold, war das Losungswort der Spanier. Daher bestand kein Patriotismus, keine Beamtentreue, keine Anhänglichkeit der Regierten an die Regierenden, mit einem Worte bei der Autokratie auf der einen und dem Servilismus auf der andern Seite kein Fortschritt.

In geistiger und sozialer Beziehung stand es nicht besser. Der öffentliche Unterricht war vollständig vernachlässigt und höchst

[1]) Neugranada wurde 1563 als Präsidentschaft vom Vizekönigtum Peru abgetrennt, 1719 zum selbständigen Vizekönigtum erhoben, jedoch 1724 wieder zur Präsidentschaft degradiert. Erst 1740 wurde das Vizekönigtum definitive Regierungsform.

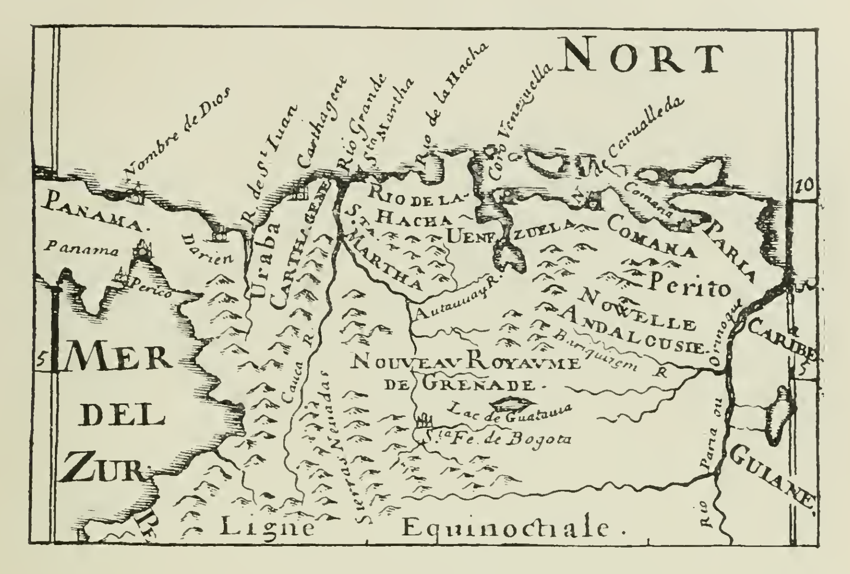
sporadisch und unvollkommen erteilt, dazu noch gehindert durch die im Jahre 1571 eingesetzte Inquisition und durch das Verbot der Einfuhr und Lektüre der als ketzerisch bezeichneten Schriften. Die Güter der Verdächtigen wurden eingezogen, ihre Familien der allgemeinen Verachtung preisgegeben, die Heuchelei durch erzwungene Abschwörungen gezüchtet. Groß war der Fanatismus und der Aberglaube der nur scheinbar zum Christentum bekehrten Massen, die im Grunde noch Götzendiener blieben und von der Religion nicht viel mehr kannten, als den sie ausbeutenden Priester oder Mönch. Dazu ward die Bevölkerung verdorben durch das üble Beispiel, das so viele eingewanderte Abenteurer, so viele ruinierte, skrupellose Edelleute, so viele brutale Soldaten gaben, verdorben durch Bettelei, durch Wucher und Spiel, durch Lotterien, durch Verschleuderung des rasch erworbenen Gutes, durch böse Prozesse und käufliche, geheime Justiz, durch ein Spionier- und Angebersystem, durch die Anwendung der Folter, durch Stier- und Hahnenkämpfe und nicht zum mindesten durch Mißachtung der Ehre und Tugend der einheimischen Frauen. In Wort und Schrift hat während meines Aufenthaltes in Bogotá Pater Aguilar auf diese verderblichen Beispiele hingewiesen. Die Sklaverei, sowohl diejenige der importierten Neger als die der Indianer, bildete die Hauptorganisation der Arbeit. Die besten Ländereien blieben in den Händen weniger vereinigt oder wurden zu Gütern toter Hand. Beim Ausbruch der Revolution besaß die Geistlichkeit fast die Hälfte des Grundbesitzes. Die Leibeigenschaft der Ureinwohner hemmte auch gewaltsam die so notwendige und wünschbare Mischung der verschiedenen Rassen. Keine nützlichen Bücher verbreiteten Belehrung, denn bei Todesstrafe war zum Beispiel das Lesen der Geschichte Amerikas von Robertson untersagt. Einige Bücher wurden eingeschmuggelt. Theologie, kanonisches Recht und der ganze Wust des Zivilrechtes, in welchem sich die Gesetzgeber selbst nicht mehr zurechtfanden, bildeten die geistigen Nahrungsmittel.

In ökonomischer und fiskalischer Beziehung herrschte das Monopol in allen nur denkbaren Formen. Sogar die Gewinnung des Platin und der Chinarinde war Gegenstand desselben. Olivenbäume und Reben durften bei Todesstrafe nicht gepflanzt werden! Verschiedene Fabriken von Tuch, Geschirr und Hüten wurden auf

königliche Ordre hin zerstört. Handelsprodukte konnten nicht frei und nach dem Gesetze der Nachfrage ausgetauscht, sie konnten nur vom Mutterlande eingeführt und in das Mutterland ausgeführt werden. Sevilla wurde zu diesem Zwecke als alleiniger Einschiffungs- und Ausschiffungshafen bezeichnet. Zwei Handelsflotten wurden jedes Jahr, unter Bedeckung von Kriegsschiffen, nach Portobelo gesandt. Die eingeführten Waren mußten in bestimmt vorgeschriebener Richtung die Länder durchlaufen; an einzelnen Orten wurde eine Anzahl verteilt, hatte man sie daselbst nötig oder nicht. Dadurch wurden ganz künstliche Verkehrscentren geschaffen. Als einziges wirtschaftliches Dogma aber galt die Ausbeutung von Gold- und Silberminen. Auf schlechten Wegen, die schlecht blieben, trugen die Maultiere die Goldsäcke — den Reichtum einiger weniger Familien — auf Nimmerwiedersehen aus dem Lande hinaus.

Man wird vielleicht einwenden, das hier gezeichnete Gemälde sei zu schwarz gemalt. Wie gerne möchte man gerade als Europäer hellere Farben auftragen und hinweisen z. B. auf jene erfreuliche Thatsache, daß Alexander von Humboldt, als er 1801 seine berühmten Reisen in Äquinoktialgegenden unternahm, in Bogotá einen Kreis von Gelehrten, namentlich den Botaniker Mutis und den Astronomen Caldas, antraf. Allein solche vereinzelte Lichtstrahlen vermögen den Gesamteindruck nicht abzuschwächen, daß die spanischen Kolonien in Marasmus, in Elend und Unwissenheit drei Jahrhunderte dahingelebt haben, daß sie klerikale Festungen waren, deren massive Mauern nicht durch Reformen aufgeschlossen, sondern nur durch Revolution gesprengt werden konnten. Im Mutterlande selbst hatte übrigens während der Zeit der spanischen Herrschaft auch nicht Friede geherrscht; die Revolution lag und liegt den Spaniern selbst im Blute. Mit dieser Darlegung eines theokratisch-absolutistischen Feudalsystems beschuldigen wir weniger ein einzelnes zivilisierendes Volk, als daß wir eine ganze Epoche charakterisieren, deren Regierungsgrundsätze ja in ähnlicher Weise auch auf die schweizerischen Unterthanenländer angewandt wurden. Daß man aber diese Grundsätze in unserm Jahrhundert von Seite der Spanier nicht verbessert hat, sondern im alten Geiste fortfährt, wie die Mißwirtschaft auf Cuba und den Philippinen nur zu deutlich beweist, das ist weniger entschuldbar und ist eine deutliche Bestä-

tigung dafür, daß wir in unserer Darstellung nicht zu viel gesagt haben.



Karte von Neugranada (ca. 1680).

Verschiedene kleinere und größere Erhebungen, namentlich diejenige der *Comuneros* in Columbien im Jahre 1781, bewiesen den spanischen Regenten, daß die alten Zeiten des passiven Gehorsams vorübergehen würden. Auf der Weltenbühne wurde es bewegt. Nicht zwar als ob der nordamerikanische Befreiungskrieg einen großen Eindruck auf die erregbaren Südamerikaner gemacht hätte. Einmal wurden die Nachrichten darüber zu sehr ferngehalten und waren nur wenigen bekannt, sodann war diese Revolution doch etwas zu hausbacken. Ganz anders das große Drama, die große Epopeia der kosmopolitischen, Freiheit und Gleicheit aller Menschen verkündenden französischen Revolution!

Im Jahre 1799 ließ Nariño in Bogotá heimlich die Proklamation der Menschenrechte, wie sie die konstituierende Versammlung Frankreichs erlassen, drucken und verbreiten. Der aus diesem Buch wehende Geist bezauberte die Gemüter und bereitete sie zum Handeln vor.

Den Anstoß zur südamerikanischen Revolution gab der Konflikt Spaniens mit Napoleon. Napoleon verlangte vom König Karl IV. von Spanien oder vielmehr von seinem beim Volke verhaßten Günstling Godoy, dem Friedensfürsten, den Durchmarsch der französischen Truppen nach Portugal. Die französischen Heere unter Junod überschritten die Grenze. Um seinen Günstling vor der erregten Masse des treuen Volkes zu retten, dankte Karl den 19. März 1808 ab und zwar zu gunsten seines Sohnes Ferdinand VII. Napoleon lud Vater und Sohn nach Bayonne zur Schlichtung ihrer Feindseligkeiten ein; dort gelang es seinem Intriguenspiel, Karl IV. zur Zurücknahme seiner Thronentsagung, dann aber zu neuem Verzicht auf den spanischen Thron zu gunsten der Napoleoniden zu bewegen. Der schwache Ferdinand anerkannte diesen diplomatischen Gewaltstreich und wurde als Pensionär Napoleons in Frankreich interniert.

Aber Napoleon hatte nicht an den Heldenmut des spanischen Volkes gedacht. Verschiedene Komitees *(Juntas)* organisierten den Volks- oder Guerrillakrieg zur Abwehr der Invasion. Die Junta von Sevilla sandte auch Boten nach den Kolonien, um dieselben zur Hülfeleistung und im besonderen zur Geldsendung aufzufordern. Zugleich wurde denselben zugesagt, es dürfte eine jede Sektion des Kolonialreiches einen Deputierten nach Spanien schicken: etwa 14 Millionen Amerikaner sollten neun, nicht einmal frei gewählte Vertreter in den Cortes haben! Dennoch stellten die Amerikaner großmütig den Spaniern 28 Millionen Dollars zu: sie verlangten dabei fast überall Einsetzung ähnlicher Juntas in Amerika und Gleichstellung der Zahl der Deputierten. Da aber in Spanien die Gleichheit der Rechte der Kolonien mit denen des Mutterlandes aus Furcht, die Amerikaner möchten das politische Übergewicht erlangen, abgelehnt wurde, so wurde der Drang nach eigener Ordnung der Angelegenheiten in Hispano-Amerika immer lebendiger.

Die reichsten und angesehensten Kreolen und viele Adelige — nicht etwa arme und beutegierige Abenteurer, — sodann viele Mitglieder der niederen Geistlichkeit, verdiente Handwerker und Gelehrte werden von der zusammengerotteten Menge des Volkes in Juntas gewählt. Sie übernehmen die Regierung allerdings noch im Namen des legitimen, »vielgeliebten,« aber, wie es hieß, gefangenen

Königs Fernando Séptimo (VII.). Diese Formel wird gewählt, um die Massen nicht durch das Wort der offenen Empörung gegen Spanien zu schrecken. In Wirklichkeit herrscht bei den entschiedeneren Leuten schon die Absicht vor, die Unabhängigkeit zu erringen. Fast ausnahmslos verlieren die spanischen Behörden den Kopf, geben zuerst scheinbar nach, versuchen aber in ungeschickter Weise mit ihren Truppen die Bewegung niederzuschlagen. Beinahe überall endigt der Widerstand schon in den ersten Tagen oder Monaten mit ihrer Vertreibung. Diese Bewegung vollzieht sich zuerst in Buenos-Ayres im Jahre 1809, dann in Quito, dann in Neugranada oder Columbia, speziell am 20. Juli 1810 in Bogotá,[1]) in Venezuela, in Oberperu und Chile, in Peru, endlich in Mexico und Centralamerika. Trotz der ungeheuren Entfernungen und bei der Unmöglichkeit von Vereinbarungen erhebt sich die Revolution wie aus eigenem Antriebe, trägt fast überall den gleichen Charakter und ereignet sich fast zur nämlichen Zeit, im Jahre 1810, wo die spanische Monarchie hauptlos und der größte Teil des Gebietes Spaniens infolge des persönlichen Eingreifens Napoleons besetzt ist.

Sofort aber macht sich der frühere Mangel an politischem Leben darin fühlbar, daß unter den Patrioten — so hießen die Anhänger der Revolution — Eifersüchteleien und Gehässigkeiten entstehen und keine starke Centralgewalt, welche das Land in dieser bewegten Zeit hätte retten können, sich zu bilden vermag. Cartagena, die Festung am atlantischen Ozean (s. die Titelvignette), will sich Bogotá nicht unterwerfen und pflanzt die Fahne des Föderalismus, der Regionalsouveränität, des Provinzialismus, der fast gänzlichen Unabhängigkeit der einzelnen Staaten und Stäätchen auf. Die Folge davon ist Anarchie. Unbedachte Abschaffung von Steuern entblößt die Regierungen der Mittel zum Widerstand und zwingt sie, zum verderblichen Hülfsmittel der Ausgabe von Papiergeld zu greifen. Im Innern Columbiens giebt sich zuerst im Frühling 1811 der Staat Cundinamarca durch eine konstituierende Versammlung eine Verfassung, in welcher Ferdi-

[1]) Der Vizekönig Amar wird zuerst noch als Präsident der in der Nacht vom 20. auf den 21. Juli in Bogotá eingesetzten *Junta de gobierno* ernannt, aber schon am 25. Juli vom Volke gefangen genommen und den 15. August 1810 aus dem Lande geschafft.

nand VII. noch als König anerkannt wird, aber unter der gewiß sehr sophistischen Bedingung, er müsse seine Regierung in Bogotá ausüben. Dieses Beispiel wird in fast allen Provinzen befolgt. Am 27. November 1811 wird der erste, nach dem Muster der Verfassung der Vereinigten Staaten entworfene Bundesvertrag unter fünf Provinzen, den *Provincias Unidas de Nueva Granada*, worunter aber Cundinamarca sich nicht befand, aufgestellt. Gegen Ende des Jahres 1811 wird in Cartagena (11. November) und Quito die völlige Unabhängigkeit von Spanien verkündet.

Die spanische Regentschaft hatte unterdessen (31. August 1810) die Blokade der Küste Venezuelas befohlen und das Zeichen zum Angriff gegeben. Da schien die Natur selbst dem unklugen Treiben der Patrioten Halt gebieten zu wollen. Am Gründonnerstag 1812 zerstörte ein furchtbares Erdbeben viele Städte und Dörfer in Südamerika. Hunderte, die sich in den Kirchen befanden, wurden unter den Trümmern begraben. Leicht gelang es den Spaniern, diesen Schicksalsschlag vor der unwissenden und fanatischen Menge als einen Protest des Himmels gegen den Angriff auf Thron und Mutterland auszulegen. Venezuela und bald darauf auch Ecuador gingen wieder verloren.

Während die spanischen Heerführer das allen sich ergebenden Patrioten gegenüber verpfändete Wort nicht glaubten halten zu sollen und darauf los deportierten und füsilierten, um, wie General Monteverde sagte, die Rebellen nicht bewachen und für ihre Nahrung sorgen zu müssen, entbrannte in Columbien zwischen Centralisten und Föderalisten ein wilder Bürgerkrieg, welcher das geschädigte Volk noch mehr von der Sache der Freiheit abwendig machte. Inzwischen waren aber einige aus Venezuela vertriebene Patrioten, unter denen sich Simon Bolivar befand, nach Columbien gekommen und hatten das Glück der Waffen etwas gewendet. Bolivar nahm Ende 1812 die Dörfer und Städte am unteren Magdalenenstrom ein, schlug den Feind mit bloß 400 Mann bei Cúcuta und erlangte, nachdem seine Division auf 1000 Mann gestiegen war, am 15. Mai 1815 vom Kongresse in Cartagena die Erlaubnis, einen Feldzug zur Befreiung Venezuelas zu unternehmen. Er begann jene homerische Expedition, von welcher der Geschichtsschreiber Cesar Cantú mit Recht gesagt hat: »Mit 500 schlecht bewaffneten und noch

schlechter gekleideten Rekruten dehnte Bolivar die Revolution in Amerika aus, während zu gleicher Zeit Bonaparte, gestützt auf 500,000 Bajonette, die Revolution in Europa untergehen ließ.«

Hier ist der Augenblick gekommen, die Figur Simon Bolivars näher zu beleuchten und seine Lebensschicksale zu erzählen. Simon Bolivar wurde den 24. Juli 1783 in der Hauptstadt des heutigen Venezuela, in Caracas, geboren. Er stammte aus einer noblen Familie, indem seine Vorfahren Munizipalräte der Stadt waren. Als er zwei Jahre alt war, starb sein Vater. Seine Mutter ließ ihm einen verhältnismäßig guten Unterricht im Spanischen, im Latein, in der Mathematik und in der Geschichte erteilen, ohne daß jedoch der Knabe dabei fleißig gewesen wäre. Nach dem Tode seiner Mutter sandte ihn sein Vormund 1799 nach Spanien, um seine Erziehung zu vollenden. Dort, wo er die Intriguen des Hofes sattsam kennen lernte, begann er lebhaft zu studieren und machte große Fortschritte in der Bildung seines Geistes. 1801 ging Bolivar nach Frankreich, wo er republikanische Ideen, namentlich aber Bewunderung für Napoleon, das starke Oberhaupt einer starken Republik, einsog. Nach einigen Monaten kehrte er nach Madrid zurück, verheiratete sich mit Teresa Toro y Alaira und schiffte sich mit seiner vortrefflichen Gattin nach der Heimat ein, voll Glück und voll Illusionen, eines idyllischen, häuslichen Friedens teilhaftig zu werden. Allein schon im Januar 1803 entriß ihm ein heftiges Fieber seine Gattin. Um sich zu zerstreuen, reiste er wieder nach Madrid und von da nach Paris, wo er Zeuge der Erhebung Napoleons auf den Kaiserthron war, was ihn mit Trauer und Abneigung gegen den vorher so vergötterten Mann erfüllte. Fortwährend dachte er auf seinen Reisen durch Europa an die Befreiung seines Vaterlandes; auf dem heiligen Berg in Rom schwur er vor seinem Begleiter und Lehrer Rodriguez, »das Vaterland befreien oder sterben zu wollen«. Nachdem er auch die ansehnlichsten Städte der Ver-



einigten Staaten besucht, kehrte er 1806 nach Caracas zurück und beschäftigte sich mit der Verwaltung und besseren Bewirtschaftung seiner zahlreichen und wertvollen Landgüter.

Im April 1810 wurde er einer der entschiedensten Verfechter der Revolution und von der provisorischen Regierung in diplomatischer Mission nach Europa abgeordnet, um namentlich England für die Befreiung der spanischen Kolonien zu interessieren. Er erhielt dort wohl gute Räte und teilnahmsvolle Worte, aber keine wirkliche Unterstützung. Mit einem Schiff voll Waffen in die Heimat zurückgekehrt, verdiente sich Bolivar in der Bezwingung des Aufstandes der Stadt Valencia in Venezuela die ersten militärischen Lorbeeren als Oberst der Patrioten. Da erfolgte das schon erwähnte verhängnisvolle Erdbeben. Der verbissene royalistische Geschichtsschreiber Diaz erzählt, daß er wenige Minuten nach dem Erdstoße an der Kirche La Trinidad in Caracas vorübergegangen sei. Da habe er einen Mann mit blutendem Angesicht und hemdärmlig aus den Trümmern hervorkommen sehen. Er habe demselben zugerufen: »Siehe, Rebelle, wie die Natur selbst sich euren bösen Absichten widersetzt!« worauf Bolivar, denn dies war der aus den Ruinen Gerettete, antwortete: »Wenn die Natur selbst sich uns widersetzt, so werden wir gegen die Natur kämpfen; wenn die Menschen sich widersetzen, so werden wir gegen die Menschen kämpfen, und wenn . . . . .« »Die schreckliche Gotteslästerung, die hier erfolgte« — fügt Diaz hinzu — »will ich nicht wiederholen.«



Amme Bolivars.

Infolge des Erdbebens ging Venezuela für den hochherzigen Befehlshaber der Patrioten, Miranda, verloren. Die Geschichte beschuldigt Bolivar, aus Eifersucht nicht alles gethan zu haben, was zur Rettung des gemeinsamen Vaterlandes dienlich gewesen wäre,

ja sich selbst an der Gefangennahme Mirandas durch republikanische Offiziere beteiligt zu haben, wodurch Miranda in die Gewalt der Spanier kam und nach vierjähriger Kerkerhaft in Cadix starb.

Bolivar konnte dank der Empfehlung eines spanischen Freundes aus Venezuela fortkommen und nach Cartagena gelangen, von wo er seinen Zug an den untern Magdalena und nach Venezuela gegen 6000 spanische Veteranenen unternahm. Ein Einlenken war nicht mehr möglich, obschon die Verfassung von 1812 in Spanien der weißen Bevölkerung der Kolonien gleiches Recht zusagte, wie derjenigen des Mutterlandes. In feuriger Sprache wendet sich Bolivar an die zu befreienden Venezolaner:

»Soy uno de vosotros; arrancado prodigiosamente por el Dios de las misericordias de manos de los tiranos que nos agobian, vengo a redimiros del duro cautiverio en que yacéis . . . . Prosternaos delante de Dios omnipotente y elevad vuestros cánticos de alabanza hasta su trono, porque os ha restituido el augusto carácter de hombres.«

(Ich bin einer der Eurigen. Wie durch ein Wunder vom barmherzigen Gott den uns bedrückenden Tyrannen entrissen, bin ich gekommen, Euch aus der harten Gefangenschaft, in welcher Ihr schmachtet, zu befreien. Werfet Euch nieder vor dem allmächtigen Gott und erhebt Lobgesänge bis zu seinem Throne, denn er hat Euch den hehren Charakter von Menschen zurückgegeben.)

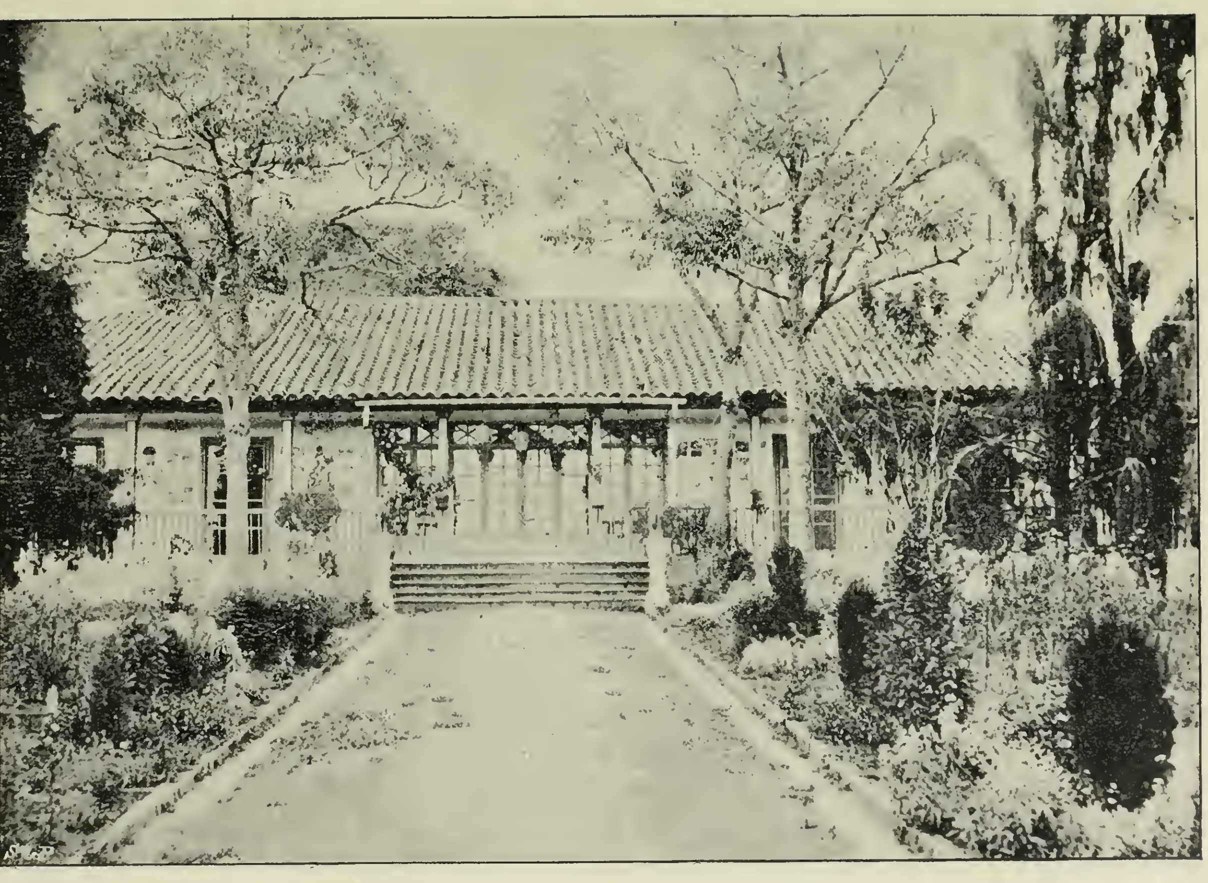
Den 15. Juni 1815 aber erließ er in Trujillo jenes furchtbare Dekret, in welchem er den Spaniern den Krieg bis auf den Tod ankündigte. Erbittert durch deren Grausamkeiten und Treulosigkeiten, erklärt er ihnen, es würde keinem Spanier mehr Pardon gegeben, sondern alle, die in seine Hände fielen, erbarmungslos niedergemetzelt werden. »Americanos,« — so lautet der Schluß seiner Proklamation — »contad con la vida, aun cuando seais culpables. Españoles y Canarios, contad con la muerte, aun cuando seais inocentes!« (Amerikaner, zählt auf die Erhaltung Eures Lebens, auch wenn Ihr schuldig seid! Spanier und Bewohner der kanarischen Inseln, zählt auf den Tod, wäret Ihr auch unschuldig!)

Und diese Drohungen wurden erfüllt. Gefangene wurden keine gemacht. In der Schlacht von Mosquitera wurden als Re-

pressalie alle 2500 Spanier, die dort gekämpft hatten, auch die Verwundeten, niedergestoßen. In drei Monaten hatte die kleine Armee Bolivars 250 Stunden auf fast unpassierbaren Wegen zurückgelegt und 15 geordnete Schlachten geliefert. Am 6. August 1813 zog Bolivar auf einem von zwölf Jungfrauen gezogenen Wagen in Caracas ein. Der Tiger der Schlachten erwies sich als ein großmütiger Sieger. Am 14. Oktober wurde er zum Capitan general ernannt und ihm der bleibende Titel *Libertador* oder Befreier mit damit zusammenhängender diktatorischer Gerwalt verliehen.

Aber nun wendete sich das Geschick. Ferdinand VII. war in sein Land zurückgekehrt. Napoleon war gefallen, Spanien frei geworden. Der falsche, argwöhnische König, der, voll absolutistischer Ideen, die freiheitliche Cortesverfassung von 1812 durch einen Staatsstreich abschaffte, verlangte unbedingte Unterwerfung der Kolonien unter seine Gnade. Unterstützt wurde er durch die reaktionären Regierungen Europas, welche die Einfuhr von Waffen nach Südamerika verboten. Die Spanier riefen die wilden Llaneros oder Steppenreiter der Pampas von Venezuela und Columbien zu Hilfe und versprachen, ihnen die Güter der Patrioten auszuliefern. Ein wilder, wechselvoller Kampf entbrannte. Ströme Blutes flossen. In San Mateo begrub sich Ricaurte, der columbianische Winkelried, unter den Trümmern eines Hauses, in welchem alle Pulvervorräte des republikanischen Heeres lagen und mit dem er sich in die Luft sprengte, nachdem die Spanier das Haus besetzt. Bolivar siegte bei Carabobo, wurde aber bei Puerta und Aragua de Barcelona vom spanischen General Boves besiegt, und es wurden daselbst 3700 Personen jedes Geschlechts und Alters, sowie 730 verwundete Patrioten von den Spaniern geopfert. Zu diesen Schlägen gesellte sich die Rivalität der verschiedenen Truppenführer, welche Triumphe, wie denjenigen von Maturin, wo die Patrioten gegen sechsfache Übermacht den Sieg erfochten, illusorisch machte.

Venezuela ging noch einmal verloren. Enttäuscht schiffte sich der Befreier nach Cartagena ein. Dort wartete seiner eine traurige Mission. Bogotá hatte die neue Verfassung nicht anerkennen wollen; ein Bürgerkrieg war unvermeidlich geworden. Bolivar mußte die Stadt unterwerfen. Mit 2000 Mann zog er hierauf



Die Quinta Bolivar (Landhaus Bolivars) bei Bogotá.

wieder an die Küste, um aufs neue die Spanier anzugreifen. Er hatte aber nur 500 Gewehre, während Cartagena ein wohlangefülltes Zeughaus besaß. Aus Eifersucht gegen die Bundesregierung und gegen Bolivar, welcher in der Stadt Todfeinde hatte, verweigerte Cartagena dem Befreier die nötigen Hilfsmittel. Erbittert über dieses Verfahren, griff Bolivar unvorsichtigerweise die Stadt mit Waffengewalt an und belagerte sie mit den durch Fieber, Hunger und Entblößung zerrütteten Truppen einen vollen Monat lang. Dieser Bürgerkrieg kostete mehr Opfer, als die von Bolivar verlangten Hilfsmittel wert waren. Solche Zerfahrenheit und Verblendung sollte sich rächen.

Der spanische General Morillo war mit 10 800 Mann frischer Landtruppen und 4200 Marinesoldaten auf 56 Schiffen nach Amerika gekommen und begann Cartagena einzuschließen, nachdem Bolivar, den man nicht gegen die Spanier wollte ziehen lassen, seine Truppen der republikanischen Regierung übergeben und nach Jamaica sich eingeschifft hatte. 108 Tage lang widerstand Cartagena. Alles Leder und Schuhwerk war aufgegessen, die Stadt ein Trümmerhaufen geworden, von 18 000 Einwohnern 6000 gestorben. Den 6. Dezember 1815 mußte die *ciudad heróica* sich ergeben. Einige Hundert Patrioten wurden mit dem Versprechen auf Amnestie in die Stadt gelockt und dort niedergemacht.

Im Innern der Republik hatte man dieser Vernichtung der Stadt Cartagena unthätig zugeschaut. Der Mut der Patrioten sank, die Idee der Reaktion gewann immer mehr Boden, eine Panik ergriff alle Gemüter, dem Präsidenten der Union wurde freigestellt, mit den Spaniern in Unterhandlung zu treten. Ohne besondere Schwierigkeiten unterwarf sich Morillo, der *Pacificador* oder Friedensstifter, das Land.

Hätte Morillo seine Versprechung, den Patrioten zu verzeihen, gehalten, die Kolonien, ermüdet durch die Anarchie und die mit der Unabhängigkeit gemachten üblen Erfahrungen, wären dem Mutterland erhalten geblieben. Aber Morillo wollte der Alba Südamerikas sein. Er hatte erklärt: »Um die aufständischen Provinzen zu unterjochen, giebt es nur ein Mittel: man muß sie wie bei der Eroberung ausrotten.« So begann eine Reihe von Grausamkeiten, die ihresgleichen in der Geschichte suchen. In Columbien wurden

damals im ganzen wenigstens 7000 Patrioten umgebracht. Nachdem Bogotá am 16. Mai 1816 in die Hände der Spanier gefallen, wurden daselbst 135 meist sehr gebildete Leute, worunter selbst Frauen sich befanden, erschossen und starben den Märtyrertod (s. S. 66). Eine große Anzahl Bürger, darunter 95 Priester, wurden deportiert; viele wurden in Wildnisse gesendet oder mußten an der Anlage von Wegen arbeiten und gingen an Entbehrungen zu Grunde. Die Güter der Republikaner wurden eingezogen, den Frauen derselben auf alle möglichen Arten Schmach angethan. So wurde das Wort Zeas wahr, der sagte: »Der Ocean, der die beiden Welten trennt, ist weniger groß, als der Haß, der damals die beiden Völker schied.« Im Übermaß der Leidensprüfung begann sich der patriotische Sinn wieder zu heben.

Bolivar war in Jamaica nicht unthätig geblieben. Dem Dolche eines gedungenen Mörders war er daselbst entgangen. Den 30. März 1816 unternahm er von dort aus auf sieben Schiffen eine neue Expedition an die venezolanische Küste mit nur 250 Mann, meistens columbianischen Offizieren. Zuerst war ihm der Kriegsgott nicht hold, waren doch die Führer uneinig, so daß er 1817 einen derselben, Piar, mußte hinrichten lassen, um der Disziplinlosigkeit zu steuern. Während das Kriegsglück noch schwankte, kündigte Bolivar, voll unerschütterlichen Glaubens an den Sieg seiner Sache, den 15. August 1818 den Granadinern an, daß er bald zu ihrer Befreiung herbeieilen werde. Den 20. November erklärte er die Republik Venezuela für emanzipiert, richtete die Civilregierung ein und rief die Patrioten zu Wahlen für einen in Angostura abzuhaltenden Kongreß zusammen. Dieser Kongreß versammelte sich zu Anfang des Jahres 1819. Vor demselben legte Bolivar seine Gewalt nieder, ließ sich aber auf besondere Bitten der Deputierten hin mit neuen unumschränkten Vollmachten ausrüsten. Schon langten die ersten 1200 Mann der in England, namentlich in Irland angeworbenen Truppen an, welche die sogenannte *Legion británica*, die *Legion irlandesa* und das *Batallon Albion* bildeten und später in der Stärke von 5000 Mann tapfer für die Unabhängigkeit mitkämpfen halfen.

Einstimmig wurde der Plan des Befreiers, den Feind in Columbien selbst anzugreifen, angenommen. 2000 Mann Columbianer

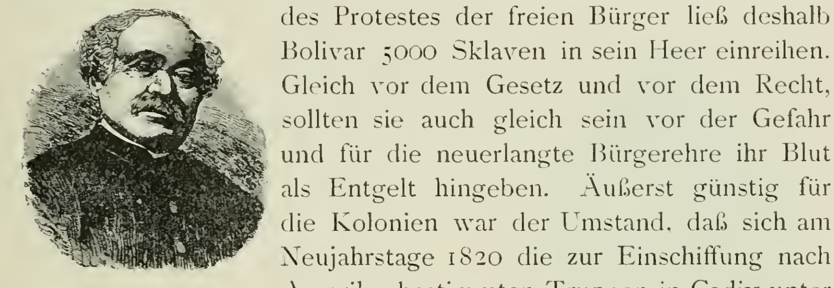
unter Santander, darunter 1000 Pampasreiter, und 1000 Venezolaner, wurden mit den britischen Truppen vereinigt. Es handelte sich um nichts Geringeres, als durch die vollständig überschwemmten Llanos zu ziehen und aus der Ebene über die schneegekrönten Cordilleren auf die fast 9000 Fuß hohen Plateaux von Tunja und Bogotá hinaufzusteigen, wo ein gut gerüstetes, wohl diszipliniertes spanisches Heer von 3000 Mann Infanterie und 400 Reitern die Angreifer erwartete. Welche unsäglichen Schwierigkeiten die Patrioten auf diesem Marsch durch die tropischen, von Gewässern durchzogenen Gegenden, wo die Pferde nicht mehr dienen konnten, und hierauf über die eisigen Andenpässe hinüber erduldeten, vermag keine Feder zu beschreiben; sogar der Alpenübergang Hannibals dürfte dagegen zurücktreten. Kein Livius ist noch erstanden, jenen Zug würdig zu verherrlichen. Niemals zeigte sich der Befreier thätiger und größer als da, wo es galt, die Zurückgebliebenen zu sammeln und neue Hilfsmittel zu schaffen.

Auf der Hochebene angelangt, führte der Befreier so viele kühne und geistvolle militärische Bewegungen und Märsche aus, daß diese zu wichtigen strategischen Abhandlungen und Studien Anlaß gegeben haben. Es genüge zu sagen, daß er sich durch einen Flankenmarsch voller Gefahren zwischen das spanische Heer und die Hauptstadt Bogotá hineinzwängte und dadurch den spanischen General Barreiro in ungünstigem Terrain, an der Brücke von Boyacá, am 7. August 1819 zur Schlacht nötigte. Furchtbar war der Zusammenstoß der 3500 spanischen Veteranen und der 2000 Patrioten. Aber nach wenigen Stunden mußten 1600 übriggebliebene Spanier die Waffen strecken. Ein Offizier brachte die Nachricht der Niederlage nach Bogotá, welches die spanischen Behörden eiligst aufgaben, sogar 700 000 Dollars in der Münze zurücklassend. Schon am 10. August 1819 ritt Bolivar an der Spitze von 60 Llaneros unter einem förmlichen Blumenregen in Bogotá ein. Der »Feldzug der 75 Tage« war vollendet.

Nachdem Bolivar die Verfolgung seines Sieges organisiert, wandte er sich nach Caracas, um die Rivalität der dortigen Republikaner zu beschwichtigen, was ihm diesmal auch gelang. Vor dem Kongreß von Angostura erzählte er dann selbst seinen Feldzug und verlangte als einzige Belohnung die Erlaubnis, sich ins

Stillleben zurückzuziehen bis zum Tage, wo das Vaterland seiner wieder bedürfe. Er erbat sich die Errichtung einer großen Republik, bestehend aus Neugranada und Venezuela. Wirklich wurde den 17. Dezember 1819 das Grundgesetz für diese Republik, *Colombia la Grande* genannt, erlassen und Bolivar zu deren erstem Präsidenten gewählt.

Aber noch fehlte viel zur völligen Befreiung des Landes. Waffen mußten aus dem Auslande beschafft, die zahlreichen Gläubiger der neuerstandenen Republik befriedigt und neue Geldquellen geäufnet werden. Nur etwa 7500 Republikaner standen den aus 19 000 Mann bestehenden spanischen Kerntruppen gegenüber. Trotz des Protestes der freien Bürger ließ deshalb Bolivar 5000 Sklaven in sein Heer einreihen. Gleich vor dem Gesetz und vor dem Recht, sollten sie auch gleich sein vor der Gefahr und für die neuerlangte Bürgerehre ihr Blut als Entgelt hingeben. Äußerst günstig für die Kolonien war der Umstand, daß sich am Neujahrstage 1820 die zur Einschiffung nach Amerika bestimmten Truppen in Cadix unter Riego und Quiroga empörten und die Wiederherstellung der Cortesverfassung verlangten.



(General Paez, 1790—1873.)

Nach neuen Kämpfen kam den 26. November 1820 ein sechsmonatlicher Waffenstillstand zwischen Bolivar und Morillo zu stande, sowie ein Vertrag über humanere Führung des Krieges. Morillo äußerte den Wunsch, seinen tapfern Gegner persönlich kennen zu lernen, und wirklich fand zwischen dem »Befreier« und dem »Friedensstifter« eine Unterredung statt, vor welcher sie sich nach spanischer Ritterart umarmten. Ein Jahr nach der Proklamierung der Republik Colombia verließ Morillo entmutigt den amerikanischen Kontinent, wo er so viel Trauer und Zerstörung verbreitet.

Bolivar ließ den Waffenstillstand nicht ablaufen, sondern zeigte dem spanischen General die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten an. Am 24. Juni 1821 lieferte er mit 6000 Mann die zweite Schlacht von Carabobo, in welcher der Sieg namentlich durch die Reiterangriffe des unbesieglichen Generals Paez errungen ward. Während

letzterer Venezuela gänzlich unterwarf, so daß am 15. November 1823 die letzten Spanier den damaligen columbianischen Boden verlassen mußten, führte Bolivar seinen großartigen Plan zur Befreiung Perus aus. Der Held des argentinischen Unabhängigkeitskampfes, der »Protector« San Martin, griff die Spanier im Süden Perus an, so daß diese nicht vereint dem von Norden heranziehenden Bolivar sich entgegenstellen konnten. Durch das Caucathal vorrückend, lieferte Bolivar die zwar siegreiche, aber ungemein blutige Schlacht von Bomboná, am 7. April 1822, in welcher die Zahl der Getöteten und Verwundeten die der Sieger überstieg. Bolivars Unterfeldherr Sucre siegte seinerseits an den Abhängen des Vulkans Pichincha, so daß durch diese beiden Schlachten der ganze Süden von Columbien befreit wurde. Das heutige Ecuador wurde der Republik *Colombia* als drittes Glied einverleibt und diese bald darauf von den Vereinigten Staaten zuerst offiziell anerkannt.

Am 1. September 1823 zog Bolivar in der Hauptstadt Perus, in Lima, ein und wurde dort mit der höchsten Gewalt ausgerüstet, was um so nötiger war, als zwei republikanische Präsidenten, unbekümmert um die 22 000 Mann spanischer Truppen, welche ihnen gegenüberstanden, sich heftig befehdeten. Die Erbitterung über den offenen Verrat dieser Präsidenten, welche mit den Spaniern im geheimen unterhandelten, die Notwendigkeit, sie unschädlich zu machen, und andere schlimme Nachrichten warfen den Befreier auf ein schweres Krankenlager. Dennoch antwortete er einem seiner Freunde auf die Frage, was er zu thun gedenke, nur das eine: »Triunfar! In drei Monaten werde ich in Potosí sein.« d. h. weitweg an der südlichen Grenze von Peru. Wie schon früher wurde der Befreier wegen dieses Ausspruches für wahnsinnig gehalten: aber er war der Mann, den gefaßten Plan auszuführen. Mit seinem Heere unternahm er einen Marsch von 200 Stunden in das sogenannte Hochperu auf den Anden, um dort den Feind aufzusuchen. Am 6. August 1824 fand die Schlacht bei Junin statt, in welcher 900 republikanische Reiter sich gegen 1200 spanische Reiter 3/4 Stunden lang schlugen. Kein Schuß fiel. Nur der Stoß der Lanzen und der Schlag der Säbel ließ sich hören. Dieser Sieg wurde besiegelt durch denjenigen, den der edle Sucre, Bolivars rechte Hand, bei Ayacucho davontrug, wo der junge colum-

bianische General Córdoba folgendes berühmte Kommandowort gab: »Division vorwärts. Waffen nach Belieben. Im Siegesschritt! marsch!« Alle spanischen Marschälle und Generäle, 2000 Mann und große Beute fielen in die Hände der Sieger; 1800 Spanier bedeckten das Schlachtfeld. Schon im April 1825 war die Vision des Befreiers, er werde einst die Fahne der Freiheit auf dem schneeigen Firn des Potosí aufpflanzen, erfüllt.

Anfangs August 1825 erklärte das alte Hochperu seine Unabhängigkeit und nahm am 11. August aus Dankbarkeit für den Befreier den Namen *Bolivia* an. Dieser seiner Staatenschöpfung gab Bolivar eine Verfassung, den sogenannten *Codex Bolivianus*, welcher sein politisches Credo enthielt. Danach sollte das Land durch einen auf Lebenszeit gewählten, unverantwortlichen Präsidenten verwaltet werden, welcher selbst seinen Stellvertreter und Nachfolger bezeichnen dürfe. Drei Kammern, nur durch den zehnten Teil der Bürger gewählt, sollten die gesetzgebende Gewalt bilden.



J. M. Espinosa,
Fähnrich im Unabhängigkeitskriege
(1796—1883).

Mit diesem autoritären Werke entfremdete sich Bolivar viele Republikaner, die sich fragten, ob ein solches Resultat so großer Opfer wert gewesen wäre. Umsonst trug sich der Befreier mit hochfliegenden Plänen, die zum Teil noch heute nicht erfüllt sind, so mit der Befreiung der Inseln Cuba und Porto-Rico in den Antillen, Plänen, welche an dem Widerspruch der Handelsinteressen der Vereinigten Staaten (!) und Großbritanniens scheiterten; umsonst berief er am 22. Juni 1825 einen diplomatischen Kongreß nach Panama, welcher eine Einigung aller central- und südamerikanischen Staaten, die Vereinigten Staaten von Südamerika, herstellen sollte. Das Scheitern dieser Pläne und die Verdächtigungen, welche dieselben wachriefen, bewirkten, daß das Prestige des Befreiers allmählich erblaßte. Kein Zweifel auch, daß der Aufenthalt in Lima, wo Bolivar zum lebenslänglichen Protektor von Peru ernannt worden war, die vielen Schmeicheleien und Beifallsbezeugungen,

die unumschränkte Macht, welche er während fünf Jahren ausgeübt hatte, für ihn verhängnisvoll wurden, ihn berauschten. Erst nach langem Zögern riß er sich aus diesem Capua los. Er wandte sich nach Bogotá, wo großartige Vorbereitungen zu seinem würdigen Empfange gemacht wurden. Als einer der höheren Beamten, die ihm entgegen geritten waren, in der Empfangsrede ihm von Verfassung und Gesetz sprach, gab er seinem Pferd die Sporen und ritt davon. Dies hinterließ, wie mir erzählt wurde, einen sehr üblen Eindruck.

Im Inneren Columbiens befehdeten sich die Parteien aufs heftigste. Die einen wünschten eine starke militärische Centralgewalt unter Bolivar und Festhaltung der Einheit von ganz Columbien gegenüber den schon auftauchenden Trennungsgelüsten; die anderen sahen im föderativen System, in der verhältnismäßigen Unabhängigkeit der einzelnen Bestandteile der Republik das einzige Heil; wieder andere wollten eine Monarchie errichten. Sodann bildete die religiöse Frage einen Zankapfel, indem die einen die katholische Religion als Staatsreligion erklären, die anderen Religionsfreiheit verkündigen wollten. Das Heer war demoralisiert, der Staatsschatz erschöpft, der Kredit erschüttert.

Bolivar hatte sich außerordentliche Gewalt beilegen müssen, die ihm aber vom Bundeskongresse während dessen Sitzung abgenommen wurde (8. April 1826). Der Befreier wurde offen ehrgeiziger Pläne angeklagt. Diese Gegensätze kamen zum Ausbruch in der Convencion (Bundesversammlung) von Ocaña (9. April 1827), in welcher die Föderalisten die Mehrheit hatten. Als nach beschlossener Verfassungsrevision das föderative System angenommen wurde, da verließ die Minorität, aus Anhängern Bolivars bestehend und von diesem bestimmt, den Kongress, so daß dieser beschlußunfähig wurde. Überall wurden durch die Agenten Bolivars Petitionen herumgeboten, in welchen die Nichtigkeitserklärung der Beschlüsse der Convencion und Übergabe der absoluten diktatorialen Gewalt an den Befreier verlangt wurde. Kundgebungen fanden in diesem Sinne in Bogotá und in mehr als der Hälfte der Städte und Ortschaften der Republik statt. Unseligerweise gab Bolivar diesem Drängen nach und veröffentlichte den 27. August 1828 in Bogotá ein Dekret, in welchem die Diktatur des »Libertador

Presidente«, dem sechs Minister beigegeben waren, ausgesprochen wurde. Dies geschah zu einer Zeit, wo die Bolivianer bereits den Codex des Befreiers verwarfen, ihm den Titel eines lebenslänglichen Präsidenten entzogen und sich seinem Einflusse entwanden.

Da erwachte in Bogotá jener Geist, welcher in Bolivar einen Cäsar sah. Eine Verschwörung wurde angezettelt, bei welcher namentlich fremde Elemente, französische Revolutionäre und wahrscheinlich auch spanische Verräter, mitspielten. Aus Furcht, entdeckt zu werden, schritten die Verschwornen schon am 25. September 1828 zur Ausführung ihres grausigen Planes, der Ermordung Bolivars. Ein Peloton Artillerie, 12 Civilisten und die Verschwornen stürmen um 11 Uhr nachts den Palast, töten die Wachen und eilen in Bolivars Schlafgemach. Dieser aber gleitet vom Fenster desselben auf die Straße hinunter, flieht und versteckt sich unter dem Bogen der kleinen Brücke del Carmen, welche ich oft nachts nicht ohne eine gewisse Erregung betreten habe, wenn ich an diese allerdings durchaus nicht heroische That des Befreiers zurückdachte. Die Verschwornen eilen heraus und rufen in allen Gassen: »Der Tyrann ist tot!« Aber schon haben sich die treugebliebenen Regimenter der Stadt bemächtigt, die einzelnen Meuterer gefangen; Bolivar wird unter der Brücke hervorgezogen und vom Volke laut gefeiert. Blutig war seine Rache. Dreizehn Verschwörer, worunter verschiedene höhere Offiziere, wurden erschossen, die übrigen Angeklagten in die Gefängnisse geworfen oder deportiert. Selbst General Santander, der langjährige Vicepräsident Columbiens, der das Land während der Abwesenheit Bolivars sehr gut verwaltet und letzterem nach dem Peru Hülfsmittel geschickt hatte, wurde, obschon er nach der Meinung fast aller Columbianer völlig schuldlos war, zum Tode verurteilt und hernach verbannt.

Bolivar war durch die Verschwörung vom 25. September 1828 moralisch vernichtet; die Kluft zwischen seinen Anhängern und Widersachern erwies sich als unüberbrückbar; die Militärmacht wurde auf Kosten der bürgerlichen gestärkt, das Mißtrauen in seine Politik immer größer. Die Peruaner erklärten den Columbiern den Krieg und griffen ihren früheren Befreier an, freilich um zurückgeschlagen und bei Tarqui (27. Februar 1829) gehörig gezüchtigt zu werden.

Ob all diesen Enttäuschungen müde geworden, dachte Bolivar an die Notwendigkeit, die Protektion irgend einer fremden Macht suchen zu müssen. Seine Minister aber gingen noch einen Schritt weiter und faßten den Plan, in Columbien eine Monarchie aufzurichten, und zwar dachten sie zuerst an einen Prinzen aus dem Hause Bourbon! Sie fragten die verschiedenen diplomatischen Agenten der fremden Mächte vertraulich an und erhielten zustimmende Antwort. Bolivar selbst erklärte sich entschieden gegen das Projekt. Wer sollte Monarch sein, da die Engländer keinen Bourbon dulden wollten? Aristokratie war keine da: die rauhen Generäle, die meist von der Pike auf gedient hatten, wären in der Rolle von Höflingen einfach lächerlich gewesen. Das Volk war geteilter Meinung; die Mehrzahl wollte die Unabhängigkeit nicht erkämpft haben, um eine Dynastie mit einer anderen zu vertauschen; andere sahen in der Monarchie die einzig feste Regierungsform. Bolivar schrieb an seine Minister: »Den Volksvertretern liegt es ob, die Geschicke Colombias zu lenken und die Mittel und Wege zu seiner Größe zu bestimmen. Mir liegt es ob, ihrem Willen, welcher er auch sein mag, mich zu unterwerfen. Dies ist mein unabänderlicher Entschluß.« Diese Antwort ist durchaus nicht klar und bestimmt genug. Sie kann als Zweideutigkeit oder offene Widerlegung angesehen werden. War Bolivar mit dem Projekte seiner Minister verquickt oder hatte er dasselbe gar inspiriert? .... Erst später spricht er in energischerem Tone zu seinen Ministern, welche wegen Fehlschlagen ihres Projektes abdanken wollten: »Si algun dia un trono se levantase en Colombia ó en cualquiera parte de América, la primera espada que saltaría de la vaina para combatirlo, sería la de Simon Bolívar.« (Wenn sich einmal in Columbien oder in irgend einem Lande Amerikas ein Thron erheben sollte, so würde der erste Degen, der aus der Scheide fahren würde, um ihn zu bekämpfen, derjenige Simon Bolivars sein.) Über diese Wandlungen Simon Bolivars herrscht überhaupt noch ein gewisses Dunkel, das ich trotz Nachforschungen in Bogotá nicht habe aufklären können. Nach einer Bolivar günstig gesinnten Quelle wäre sein Ideal ein einheitliches starkes Centralregiment gewesen, weil er sowohl die Monarchie wie die lose Föderativrepublik für unmöglich erklärte.

Wir kommen zum letzten Akt der so dramatischen, tragischen Laufbahn des Befreiers.

Die große Republik Colombia war ein unhaltbares Staatengebilde geworden. Sie bot dem ehrgeizigen Streben der vielen Generäle nicht genügend Spielraum. Schon lange hatte Paez in Venezuela Trennungsgelüste gezeigt. Nun prahlte er offen, er wolle Colombia von seinen Bedrückern befreien, und drohte sogar mit Krieg. Aus Venezuela kamen eine Menge Petitionen, welche die Abtrennung dieses Staates von Colombia aussprachen und Bolivars Autorität verwarfen. Da dieser mit seinem Plane, Colombia in versöhnlicher Weise noch bei seinen Lebzeiten aufzulösen, nicht durchdrang, so zog er sich ins Privatleben zurück. Um aber zu beweisen, daß die ihm untergeschobenen monarchischen Tendenzen falsch seien, lag es ihm sehr am Herzen, unter der neuen Verfassung, welche in Bogotá am 3. Mai 1830 fertig gestellt worden war, zum Präsidenten gewählt zu werden, denn nur mit Widerstreben wollte er seinen Posten verlassen. Zu seinem großen Schmerze wählte man aber einen andern und erklärte ihm, er würde besser daran thun, Colombia zu verlassen. Einstimmig beschloß der Kongreß, ihm eine jährliche Pension von 30 000 Dollars auszuzahlen, deren Bolivar, welcher vor dem Kriege Millionär gewesen, leider bedurfte, hatte er ja nicht einmal Geld, um den Weg des Ostracismus zu betreten. Am 8. Mai reiste der Befreier an die Küste. Verzweifelnd an der Rettung des Vaterlandes klagt er: »Yo creo todo perdido, y la patria y los amigos sumergidos en un piélago de calamidades . . . . Los tiranos de mi pais me lo han quitado, y yo estoy proscrito.« (Alles halte ich für verloren und Vaterland und Freunde versunken in ein Meer von Unglück . . . Die Tyrannen meines Landes haben mir dasselbe entrissen, und ich bin geächtet.)

An der Küste wurde er ein stummer und trauriger Zeuge der Auflösung seines Werkes. Am 22. September 1830 erklärte sich Venezuela als unabhängige Republik; bald darauf folgte Ecuador nach: es bot aber dem Befreier doch wenigstens ein Asyl an und ehrte ihn offen. Trotz seines Versprechens verließ Bolivar das columbianische Gebiet nicht, was seinen Verleumdern neuen Anlaß zu Verdächtigungen gab. Wie sehr jedoch auch alles ihn zu einem letzten Kampf herauszufordern schien, wie sehr auch



Der Bolivarplatz mit Statue am 24. Juli 1883.

sein eigenes Vaterland Venezuela gegen ihn hetzte, ihn für vogelfrei erklärte und seine Vertreibung aus Columbien forderte, wie sehr man auch offiziell von Bogotá aus in ihn drang, zurückzukehren, Bolivar widerstand der Versuchung. Er wurde krank, und seine Krankheit nahm einen drohenden Charakter an. Von Cartagena zog er nach Santa Marta in das Landhaus San Pedro Alejandrino, das ihm der gastliche Herr de Mier zur Verfügung stellte.

Im Streit der Parteien trat plötzlich eine weihevolle Stille ein, als die Nachricht vom Tode des Befreiers mit unglaublicher Schnelligkeit die Länder durchzog. Am 17. Dezember 1830, am gleichen Tage, an welchem er elf Jahre vorher seinen Traum, die Gründung von Colombia, verwirklicht gesehen hatte; am gleichen Tage, an welchem zehn Jahre vorher sein furchtbarster Gegner, Morillo, das Land verlassen, hauchte Bolivar am heißen columbianischen Meeresgestade seine hochherzige Seele aus. Die letzten Worte in seinem Testament sind folgende: »Mis últimos votos son por la felicidad de la Patria! Si mi muerte contribuye para que cesen los partidos y se consolide la union, yo bajaré tranquilo al sepulcro.« (Meine letzten Wünsche gelten dem Glück des Vaterlandes. Wenn mein Tod dazu beiträgt, daß das Parteigetriebe aufhört und die Einigkeit befestigt wird, steige ich ruhig ins Grab.)

Die Prophezeiung des Befreiers ist nicht in Erfüllung gegangen. Sein Tod hat die Leidenschaften nicht entwaffnet. Nur in einem Gefühle sind die Südamerikaner heute einig, im Gefühle der Dankbarkeit gegenüber ihrem Heros Bolivar. Schon 1832 wurde seine Asche in großem Pomp nach Caracas übergeführt, und in vielen Städten Südamerikas, sogar im Zentralpark in New-York steht seine Statue, am Arc de Triomphe in Paris sein Name. Die Verherrlichung, ja die Vergötterung des Helden des Unabhängigkeitskampfes hat sich neuerdings bei der Feier des 100jährigen Gedächtnistages seiner Geburt am 24. Juli 1883, besonders lebhaft in Columbien und Venezuela, gezeigt: die Intensität der geäußerten Gefühle mußte den Beobachter überraschen. Freilich hat diese Vergötterung auch ihre großen Schattenseiten. Die historische Gestalt Bolivars macht einer romantischen Figur Platz: die Realität kann gegen die Legende nicht mehr ankämpfen. Obschon die Dokumente, welche auf Bolivar Bezug haben, in 22 Bänden und

ein Teil seiner Korrespondenz in zwei Bänden gesammelt wurden[1]), obschon verschiedene Biographien über ihn erschienen sind, so ist doch noch vieles in seinem Leben unaufgehellt und die Geschichte noch zu keinem abschließenden Urteil über ihn gelangt.

Dennoch wollen wir versuchen, die Züge Bolivars möglichst scharf zusammenzufassen.

Simon Bolivar war von mittlerer Statur, dürr und sehnig. Als Jüngling war er von weissem, feinem, blühendem Teint; seine Feldzüge hatten ihn gebräunt und das Rot der Wangen verscheucht. Sein Gesicht war oval, seine Augen, außerordentlich lebhaft und durchdringend, sprühten Feuer. Eine starke Adlernase, eine hohe Stirn, ein etwas verzogener Mund gaben ihm ein interessantes Aussehen. Im gewöhnlichen Umgange war er sehr heiter und offen; ein Freund der Festlichkeiten, verlor er doch nicht die Mäßigkeit.

Bolivar besaß eine feurige Einbildungskraft und schrieb darum in herrlichen Bildern, die uns noch jetzt entzücken. Noch größer als seine Phantasie war sein Wille; ja er war der personifizierte Wille des Unabhängigkeitskrieges. Nur seiner eisernen Beharrlichkeit war es möglich, mehr als 40 000 ausgezeichnete und gutgeführte spanische Soldaten zu besiegen und zwar durch alle möglichen, bald wilden, bald humanen Mittel. Vor seiner Kriegsführung beben wir oft zurück und sehen in seinem Dekret, welches den Spaniern den Krieg bis aufs Messer ankündigt, eine leider durch die Verhältnisse entschuldbare Verirrung der menschlichen Vernunft.

Bolivar war stolz und voll Selbstbewußtsein, wie alle seine Mitbürger; besonders in seiner Jugend wurde er durch diesen Stolz und durch Neid zu Fehlern getrieben, welche sein sonst makelloses Leben verunzieren. Doch wußte er sich auch zu bezähmen, und seine Eifersucht auf die Kampfesgenossen wurde aufgewogen durch große Freundestreue, Freigebigkeit und völlige Uneigennützigkeit.

[1]) Bolivar selbst vernichtete vor seinem Tode alle seine Papiere, um, wie er sagte, keinen seiner frühern Freunde und jetzigen Gegner an den Pranger zu stellen.

Als Bürger ist Bolivar unübertrefflich. »Prefiero el título de Ciudadano al de Libertador, porque este emana de la guerra, aquel emana de las leyes. Cambiadme, Señor, todos mi títulos por el de buen ciudadano.« (Ich ziehe den Titel eines Bürgers demjenigen eines Befreiers vor, denn letzterer kommt vom Kriege her, ersterer beruht auf den Gesetzen. Tauscht mir alle meine Titel gegen denjenigen eines guten Bürgers um.) Seine Bürgertugend erhellt daraus, daß er in der Verwaltung öffentlicher Gelder nicht allein sehr haushälterich, sondern auch sehr streng vorging und daß er nach vierzehnjährigem Herrschen in Colombia und Peru arm starb, daß er dem Vaterlande in kritischen Zeiten alles opferte, Reichtum und Ruhm.

In seinem religiösen Denken war Bolivar sehr frei und huldigte einem gewissen Kultus der Gottheit, doch achtete er die katholische Religion und starb als gläubiger Katholik.

Bolivar wird als einer der größten Organisatoren betrachtet. Ferner ist er einer der gediegensten Taktiker. Als Soldat ist er von staunenswerter Ausdauer, als Truppenführer mit seltener Geduld ausgerüstet und doch von jenem heiligen Feuer verzehrt, das alles mit sich fortreißt. Besonders weiß er seine Untergebenen richtig herauszufinden und an den rechten Ort zu stellen. Seine Soldaten vergöttern ihn.

Am bestrittensten bleibt Bolivar in seiner Rolle als Staatsmann. Er haßt die kleinen Details der Verwaltung, er haßt den Schreibtisch und begreift die engherzigen Rivalitäten und Ränke der Professionspolitiker nicht. Namentlich in der ersten Zeit seiner Laufbahn spricht Bolivar die hehre Sprache der Demokratie: »Tan solo el pueblo conoce su bien y es dueño de su suerte, pero no un poderoso ni un partido, ni una fraccion. Nadie sino la mayoría es soberana. Es un tirano el que se pone en lugar del pueblo y su potestad usurpacion.« (Einzig das Volk kennt, was ihm frommt, und ist Herr seines Schicksals und nicht ein Mächtiger oder eine Partei, noch eine Fraktion. Die Majorität allein ist souverän. Ein Tyrann ist derjenige, der sich an Stelle des Volkes setzt und seine Gewalt an sich reißt.) Zwei grosse Typen suchte er in sich zu vereinigen, denjenigen Washingtons und denjenigen Napoleons, die er beide bewunderte. Doch ahmte er viel mehr letzteren als ersteren nach. In seiner ganzen politischen Auffassung ist er viel zu sehr Soldat und huldigt einem militärischen Empirismus. Er will vor

allem eine starke Regierung, deshalb vernachlässigt er das bürgerliche Element und ist zu sehr bereit, an seinen Säbel zu schlagen. Vom Besiegten ist er eben zum Sieger geworden und möchte es auch in der Politik immer bleiben. Er, der so oft außerordentliche Vollmachten hat benutzen dürfen, will allerdings seinem Vaterland stets dienen, aber ihm stets befehlen, es stets beherrschen, anderen keinen Platz einräumen. Die Enttäuschungen, die er als Staatsmann zu erdulden hatte, rühren aus der Mißachtung des Gesetzes her, daß die Herrschaft eines Einzigen, wenn er auch noch so gut inspiriert sein mag, schließlich drückend wirkt und als eine Last empfunden wird. Die Enttäuschungen Bolivars haben also ihre Quelle nicht nur in äußeren Ereignissen und in dem schwierigen Charakter seiner Landsleute, sondern vornehmlich in seinen eigenen Fehlern. Er selbst hat mit der Reaktion gegen die Freiheit seinem Wirken am meisten geschadet. Bolivar, die Verkörperung eines hochherzigen, aber auch eines unersättlichen Ehrgeizes, hat seine Popularität zu sehr auf die Probe gestellt: er hat das Glück ermüdet und ist daher im Grame dahingesunken.

Dennoch steht Bolivar, der mit seinem Genie die Lethargie dreier Jahrhunderte gebrochen hat, neben den großen Feldherren des Altertums und der Neuzeit würdig da, denn er hat einem Territorium von 5½ Millionen Quadratkilometern, das 136 Mal größer ist als die Schweiz und heute etwa 10½ Millionen Menschen beherbergt, das Selbstbestimmungsrecht zurückgegeben. Die Jahrhunderte werden anwachsen und zu einer Apotheosis des großen Völkerbefreiers werden.





X.

Columbiens Lehrjahre

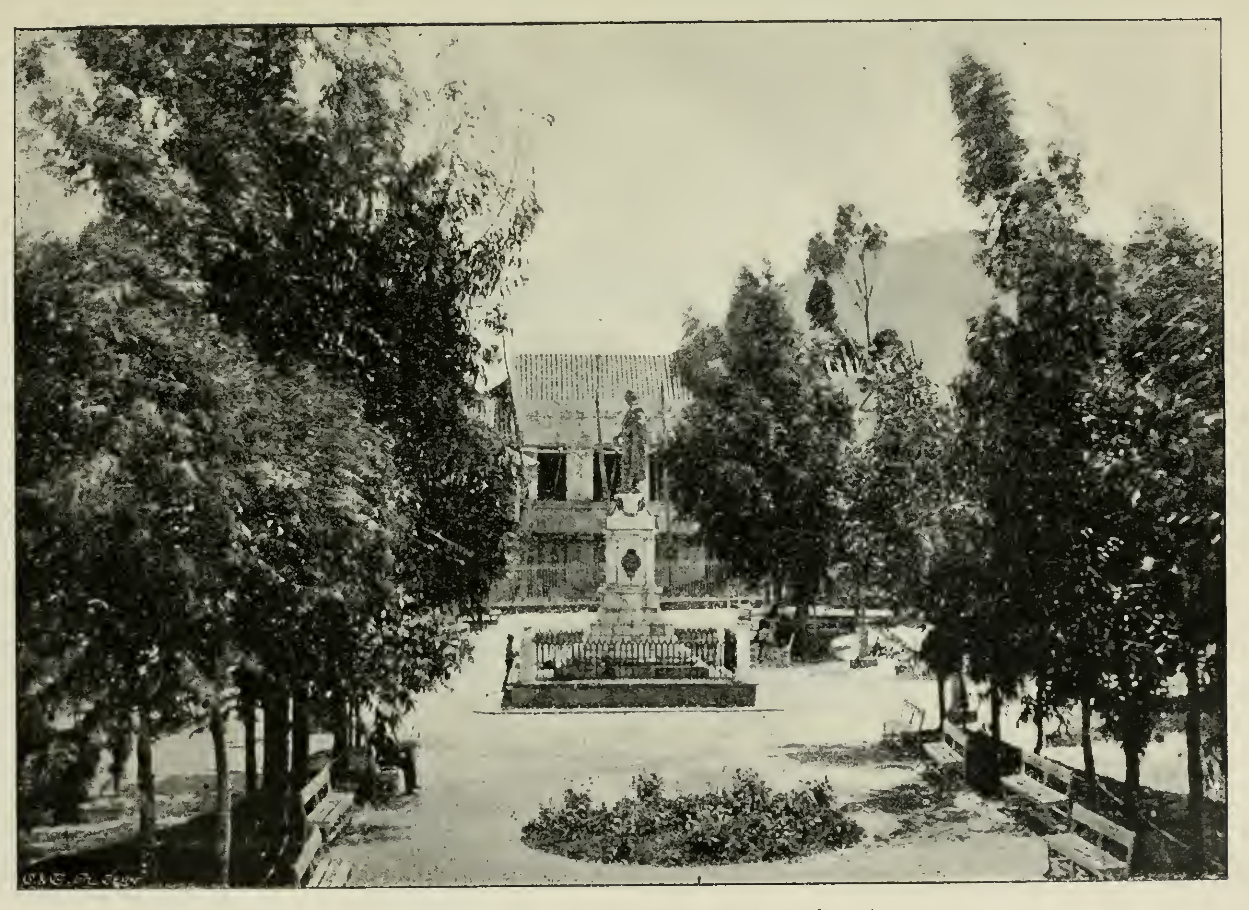
Der Befreier war in ein frühes Grab gesunken, Großcolumbien zertrümmert, Venezuela und Ecuador abgelöst. Wie hat das heutige Columbien die sechs Jahrzehnte seiner staatlichen Selbständigkeit ausgenützt? Eine schwerwiegende, eine interessante Frage!

Nach langen und schlimmen Wirren, und nachdem das Militärregiment der sogenannten *Intrusos* gestürzt worden, wurde den 21. November 1831 für das zerstümmelte Columbien ein Grundgesetz durchberaten und den 29. Februar 1832 die Verfassung der *República de la Nueva-Granada* in Bogotá angenommen. Die Exekutivgewalt wurde einem auf vier Jahre gewählten, nicht wieder wählbaren Präsidenten, den das Volk mit erweitertem Stimmrecht ernennen konnte, sowie einem aus sieben Mitgliedern bestehenden, vom Kongreß gewählten *Consejo de Estado* übertragen.

Neu-Granada ließ Venezuela und Ecuador einladen, eine Liga der drei Schwesterrepubliken zu gründen auf folgender Grundlage: friedliche Schlichtung aller entstehenden Streitigkeiten durch ein *Schiedsgericht* (diese Idee ist also schon hier durchgedrungen); absolutes Verbot des Sklavenhandels; Verbot mit Spanien einzeln zu unterhandeln oder Gebietsveränderungen ohne Kenntnisnahme der verbündeten Republiken vorzunehmen; endlich Gewährleistung der einzelnen Regierungen nach republikanischer, volkstümlicher, auf Wahl beruhender, verantwortlicher und auf regelmäßigem Wechsel aufgebauter Form *(forma republicana, popular, electiva, responsable, alternativa)*. Dieser Vorschlag fand leider kein Gehör und wurde von Venezuela stolz zurückgewiesen. Nur die Verteilung der Schuld, welche der Unabhängigkeitskrieg verursacht hatte — 515 Millionen Franken! — auf die drei Republiken konnte erzielt werden.

Für die neue Periode von 1833—1837 wurde der Führer der konstitutionellen, der Militärherrschaft entgegenstrebenden Patrioten, der in die Verschwörung gegen Bolivar verwickelte und verbannt gewesene General Santander, dessen ehernes, gewaltiges Standbild sich heute auf einem der hübschesten Plätze der Hauptstadt erhebt (S. 66 u. 283), zum Präsidenten gewählt. Santander hat viele Werke hinterlassen, wenn er auch vielleicht gegen die Anhänger Bolivars und gegen den Klerus etwas schroff vorging und auch unverzeihliche Gewaltthätigkeiten, wie den Mord des Generals Sardá, sich zu Schulden kommen ließ. Santander ist der Gründer des Primarschulwesens in der Republik, indem er die Errichtung von Schulen für 20 000 Kinder erzielte und auch die Töchtererziehung dabei bedachte. Er drückte den damaligen Universitätsprofessoren das Lehrbuch von Jer. Bentham über Legislation und dasjenige der Philosophie von Tracy von der alten sensualistischen Schule Condillacs in die Hände, und mit diesen beiden Kampfeslehrbüchern, welche das Schibbolet der Liberalen und Konservativen bildeten, wurde die liberale Bewegung gestärkt.

Die konservative Opposition trug jedoch 1837 durch die Wahl des liberalkonservativen Marquez zum Präsidenten einen entschiedenen Sieg davon. Vergebens griffen die Liberalen zum Mittel der Revolution (1840). Obschon die Parteien sich fast gleich standen, siegte doch nach blutigem Kampfe schließlich die Regierungspartei,



Park mit Standbild des Generals Santander in Bogotá

welche, stark geworden, wieder einen der ihrigen, den General Pedro Herran, einen Freund Bolivars, für die folgende Präsidentschaftsperiode wählen ließ (1841—1845). Unter der friedlichen, die Industrie und die Schulen fördernden Verwaltung Herrans wurde am 20. April 1843 eine Verfassungsrevision durchgeführt, welche, um die Centralgewalt zu mehren, auch Beamten Zutritt und Wählbarkeit in den Kongreß gestattete. Der folgende, zuerst konservative, aber liberal angehauchte Präsident, General Tomás C. Mosquera, welcher später der Führer der Liberalen wurde und die mannigfaltigsten Geschicke hatte, wußte eine der besseren administrativen Perioden (1845—1849) zu schaffen, welche das Land kennt, indem er für materiellen Fortschritt sorgte. Er hat aus der Dampfschiffahrt auf dem Magdalenastrom Ernst gemacht, das Terrain auf dem Isthmus zur Erstellung der jetzigen Eisenbahn herrichten lassen, das Heer auf ein Minimum reduziert und es zum Öffnen von Wegen verwendet, die Postverwaltung verbessert, Einheit in Maß und Münzen nach dem französischen Dezimalsystem eingeführt, im *Colegio militar* die ersten Ingenieure unter der Leitung herbeigezogener, fremder, tüchtiger Kräfte erziehen lassen und eine allgemeine Amnestie erlassen, welche den Verbannten die Rückkehr ins Vaterland ermöglichte.

Die wieder zu Kräften gekommene liberale Partei errang bei der vom Kongreß vorgenommenen Wahl des Generals Lopez zum Präsidenten (1849—1853) das Übergewicht. Dieser schwächte den Einfluß der durch die Konservativen gestärkten Centralgewalt zu Gunsten der Regionalgewalten, decentralisierte die Verwaltung und ließ absolute Preßfreiheit verkündigen, so daß damals cirka 50 politische Blätter zur Verbreitung gelangten. Die Todesstrafe für politische Verbrechen wurde abgeschafft, das Zollamt in Panamá aufgehoben und die dortige Eisenbahn begonnen, der Tabakhandel und die Goldausfuhr freigegeben und dadurch zu großem Aufschwung gebracht; die Jesuiten, welche durch Carl III. von Spanien 1767 vertrieben, 1844 wieder ins Land gekommen waren, wurden ausgewiesen; der Zehnten wurde als aufgehoben erklärt, ebenso das Asyl und die Sonderrechte der Kirche und den Gemeindebehörden das Recht verliehen, die Geistlichen zu wählen. Lopez gehört der Ruhm, die absolute Befreiung der bisher noch nicht

überall entlassenen Sklaven (zwischen 10—20 000) durchgeführt und so nicht nur alle Geister von den Fesseln der Censur, sondern auch die Körper der armen Neger von den Fesseln ihrer Herren befreit zu haben. Damit war das Werk, für welches der ehrwürdige Gelehrte Felix Restrepo (1760—1832) schon seit Beginn



des Unabhängigkeitskrieges mit Energie und Beredsamkeit eingestanden war, zur Vollendung gediehen.

Lopez führte auch die Geschwornengerichte ein und ermäßigte den Zolltarif um einen Fünftel. Columbien war das erste Land, welches unter seiner Verwaltung den Schiffen fremder Nationen den Verkehr auf den Flüssen und Gewässern *im Innern*

erlaubte. Er drang auf Säkularisierung der Kirche und auf Selbstherrlichkeit des Staates. Wäre die schon von seinem Vorgänger Mosquera eingeschlagene freihändlerische Politik verfolgt worden, dann wäre das Land heute gewiß in einer anderen ökonomischen Lage; denn wenn auch die fremden Spekulanten einige Jahre hindurch fetten Rahm von so ausgezeichneter Milch, wie sie die reichen Produkte des Landes zu bieten vermögen, geschöpft hätten, der Freihandel hätte Eisenbahnen und Verkehrsstraßen gebracht und schließlich auch die Nation von fremder Bevormundung losgemacht, während jetzt zum Bau der Eisenbahnen die Kapitalien aus dem Auslande fließen müssen, wenn die Linien wirklich erstellt werden sollen.

Obschon Lopez einer von Ospina angestifteten konservativen Verschwörung und der Auflehnung des Klerus Herr geworden war und die größte politische Epoche der Republik, die weitesttragenden und gewagtesten Reformen einleitete, vermochte er doch die Trennung im eigenen Lager nicht zu verhindern. Schon unter der konservativen Herrschaft hatten die arggeknechteten Studenten der Universität, welche mit Gewalt zum Konservatismus bekehrt werden sollten und auch einen Geistlichen als Rektor hatten, der sie sehr quälte, einen demokratischen Verein gegründet, der namentlich die Ideen der Julirevolution in sich aufsog. Einer ihrer Hauptführer, der damals wütender Demagog, später Ultramontaner war, erklärte die Übereinstimmung der demokratischen Prinzipien mit dem reinsten Christentum für eine Thatsache und predigte in seinem Enthusiasmus, daß schon Christus auf Golgotha für diese Ideen gelitten, weshalb der Partei der Spottname *Gólgota* zugedacht wurde. General Lopez wohnte den Sitzungen dieser begeisterten Studenten bei und inspirierte sie dort für seine Bestrebungen.

Während nun die Altliberalen sich ganz vernünftigen Reformen widersetzten, Angst hatten vor der sofortigen Befreiung der Sklaven, welche nach ihrer Meinung allmählich hätte durchgeführt werden sollen; während sie das stehende Heer zur Unterdrückung der Konservativen recht zahlreich belassen wollten, Anhänger der Todesstrafe waren und in ihrem Übereifer dann so weit gingen, daß sie dieselbe auf eine größere Anzahl Vergehen auszu-

dehnen gedachten, verlangte die junge Schule die weitesten Freiheiten, welche General Lopez mit ihrer Hilfe auch durchführte.

Nach der vorerwähnten unglücklichen Erhebung der Konservativen unter Ospina standen die Altliberalen oder *Progresistas*, die aber reaktionär geworden, dafür ein, daß man die Aufrührer mit aller Strenge durch Verbannung, Beschlagnahme ihrer Güter u. s. w. verfolgen solle, um sie auszurotten, daß dafür ein stehendes Heer von wenigstens 2500 Mann nötig sei; sie verlangten Beibehaltung der Todesstrafe und sogar der Schuldhaft. Die jungen Golgothaner aber forderten Freiheit für alle und Ausnutzung des Sieges mit Toleranz und Mäßigung; sie sträubten sich gegen die Mittel der Altliberalen, welche nun *draconianos* genannt wurden, hatten keine Angst vor völliger Trennung von Kirche und Staat, vor allen den großen, weitherzigen Reformen. Durch ihr überzeugungstreues Vorgehen brachten sie, trotzdem der neue Präsident Obando sie mißtrauisch ansah und mit Hilfe der Draconianer und der Militärgewalt regieren wollte, dennoch das vielleicht freiheitlich weitestgehende Grundgesetz, das die spanisch-amerikanischen Republiken kennen, die Verfassung vom 21. Mai 1853, zu stande, in welchem die Kirche vollständig vom Staate getrennt, jede bürgerliche Handlung des kirchlichen Gewandes entkleidet, geheimes, direktes, allgemeines Stimmrecht gestattet, die Schuldhaft aufgehoben, die gesetzgeberische und richterliche Gewalt von der ausübenden Gewalt geschieden, absolute Decentralisation bestimmt, d. h. den Bundesbehörden das Recht, die *Gobernadores* der einzelnen Provinzen zu ernennen, genommen wurde. Die Zivilehe wurde durch Gesetz vom 20. Juni 1853 eingeführt und den Gemeinden auch das Eigentum an den Kirchhöfen übergeben, das stehende Heer vermindert und der Zolltarif herabgesetzt.

Der von den alten *Progresistas* erhobene Präsident General Obando (1853—55) widersetzte sich diesen Reformen umsonst; sie gingen durch, um so mehr, als auch die wenigen konservativen Abgeordneten ihnen nicht direkt feindlich gegenüberstanden, denn die Golgothaner liessen zugleich ein Amnestiegesetz vorbereiten, wonach auch den verbannten Bischöfen wieder erlaubt sein sollte, ins Vaterland zurückzukehren; es war dies Grund genug für die Konservativen zu hoffen, daß die Wiederkehr der Bischöfe,

verbunden mit der durch die Trennung der Kirche vom Staate geschaffenen freiern Bewegung, den Wiederbeginn der alten konservativen Herrschaft herbeiführen werde.

Als nun eine Militärrevolution unter Melo ausbrach und die neue Verfassung den 17. April 1854 für abgeschafft erklärt ward, wurde Obando — ob mit Recht oder Unrecht, wage ich nicht zu entscheiden, da die Meinungen hierüber noch immer sehr geteilt sind — der Begünstigung dieser Revolution beschuldigt, vom Senate in Anklagezustand versetzt und nach sechsmonatlichem Bürgerkriege, in welchem auch die Stadt Bogotá von den der Militärpartei entgegengesetzten Liberalen erstürmt wurde, abgesetzt. Die noch übrigen zwei Jahre der Präsidentschaft wurden von Manuel Maria Mallarino, dem sehr gemäßigt konservativen Vizepräsidenten, der ein gemischtes Ministerium einsetzte, beendigt (1855—57); er verminderte das stehende Heer auf 300 Mann und hielt sehr sparsamen Haushalt. Einstimmig war auf dem Kongresse von 1855 der Vorschlag genehmigt worden, wonach Panamá einen autonomen, besondern, nur in gewissen Punkten von Neu-Granada abhängigen Staat bilden sollte. Diese Gründung, welche sich friedlich und ruhig vollzog, führte zur Nachahmung. Den 11. Juni 1856 wurde der Staat Santander geschaffen und auf dem Kongreß des Jahres 1857 eine neue Verfassung durchberaten, welche der Kongreß von 1858 annahm. Danach wurde, neben den schon genannten zwei Staaten, das Gebiet der heute als Departemente bestehenden sechs Staaten von Antioquia, Bolivar, Boyacá, Cauca, Cundinamarca und Magdalena abgegrenzt und der Republik, statt des Titels Neu-Granada, derjenige *Confederacion Granadina* verliehen (28. Mai 1858).

Die Trennung der liberalen Partei hatte in diesem für die nationale Gestaltung entscheidenden Momente den sophistisch und scholastisch erzogenen, konservativen Dr. Mariano Ospina, den früheren Verschwornen gegen die Regierung Lopez, zur Präsidentschaft gebracht. Obschon nach der neuen Verfassung, welche der nordamerikanischen nachgebildet war, den Staaten alle Rechte eingeräumt waren, welche der Nationalgewalt nicht ausdrücklich unterstanden, und nur dem Bundesgericht der Entscheid über Kompetenzstreitigkeiten zwischen Bundes- und Kantonsgewalt vorbehalten blieb, erließ Ospina wider alles Recht in seinem Unitarismus und im Interesse der kon-

servativen Centralregierung ein Gesetz (8. April 1859), welches bei Wahlen für den Kongreß und die Präsidentschaft die Ermittlung des Ergebnisses der Bundesgewalt übertrug und den Staaten nahm. Gegen diese und ähnliche Maßregeln polemisierte die in ihrer Existenz und Geltendmachung bedrohte liberale Partei heftig. Als nun gar Ospina zwei freilich unterdrückte Revolutionen gegen die liberalen Regierungen von Santander und Cauca begünstigte, als der ultrakonservative, unter dem Einfluß des neuen Wahlgesetzes gewählte Kongreß zusammentrat und ein Gesetz *de órden público* erließ, welches der Centralgewalt die Befugnisse übertrug, die Regierungen der Präsidenten der einzelnen Staaten zu meistern oder gar aufzuheben, da war der Sturm unvermeidlich geworden. Die liberalen Staaten Santander, Bolivar, Magdalena und Cauca wähnten, daß nur Waffengewalt sie vor der mutwillig heraufbeschworenen Gefahr retten könnte. So brach die längste, unnützeste Revolution, welche Columbien gesehen hat, diejenige vom Jahre 1860—63, aus.

Die Nation wurde von Ospina den 3. September 1859 in Kriegszustand erklärt. Den 8. Mai 1860 erließ General Tomas C. Mosquera, Gouverneur des Staates Cauca, nach einem den 18. April an die Präsidentschaft ergangenen Ultimatum das berühmte Dekret, worin er erklärte, daß er von der gesetzgebenden Behörde seines Staates die Befugnis erhalten, denselben zeitlich vom Staatenbunde zu trennen, bis dieser sich wieder verfassungsgemäß regiere. Der *casus belli* und damit ein sehr gefährlicher Präcedenzfall für die Zukunft war geschaffen. Ospina griff in Person den Staat Santander an und siegte in der blutigen Schlacht vom Oratorio. Nach vielen Kämpfen forcierte Mosquera die Centralcordillere, vereinigte sich mit Lopez und Obando, den Vorgängern Ospinas. Schlacht folgte auf Schlacht. Die Liberalen siegten unter General Gutierrez in dem siebentägigen Kampfe bei Boyacá; dessen siegreiches Heer vereinigte sich nach der blutigen Schlacht von Subachoque, die Mosquera gewann, mit demselben, und den 18. Juli 1861 wurde von den *federalistas* die Stadt Bogotá eingenommen, worauf Mosquera ohne Urteil drei hohe Magistratspersonen sofort erschießen ließ!

Mosquera, der während des Krieges als Haupt anerkannt worden, bildete eine provisorische Regierung, unter welcher er sich

Presidente provisorio de los Estados Unidos de Nueva Granada, supremo director de la guerra nannte. Die wichtigsten Thaten dieser Regierung, deren Folgen noch heute sich fühlbar machen, sind: die Errichtung der Hauptstadt als *territorio federal* (Bundesgebiet); die Abtrennung des letzten und neunten Staates Tolima von Cundinamarca, die Vertreibung der Jesuiten, die Säcularisierung und Versteigerung oder vielmehr Verschleuderung sämtlicher Güter toter Hand, die Aufhebung der Klöster und die Benennung der Nation mit dem Namen *Colombia*. Nach fortgesetztem Krieg trat endlich den 4. Februar 1863 die absolut liberale, von Mosquera berufene *Convencion nacional* von Rionegro zusammen, welche den 8. Mai 1863 die schicksalsschwere Verfassung *de los Estados Unidos de Colombia* erließ. Der erste Präsident der neuen »Vereinigten Staaten von Columbien« war General Mosquera, der zweite Dr. Manuel Murillo, einer der besten Diplomaten und Staatsmänner der radikalen Partei (1864—1866). Trotz vieler Revolutionen in den einzelnen Staaten, in welchen bald Liberale, bald Konservative die dortigen Machthaber zu stürzen suchten oder stürzten, wobei der Präsident alle aus den Umwälzungen hervorgegangenen Regierungen (auch die neue konservative Regierung von Antioquia) als vom Volkswillen getragen nach der Theorie der *faits accomplis* anerkannte, wurde doch unter Murillo das Erziehungswesen bedeutend gebessert und die noch nicht versteigerten Güter toter Hand den Gemeinden zugewiesen.


General Mosquera

Im Jahre 1866 trat General Mosquera seine vierte Präsidentschaft an; durch seinen autoritären Charakter und seine befehlshaberischen Gelüste getrieben, zeigte er bald, wie wenig Achtung er für die Gesetze hegte, hatte er doch während seiner zweijährigen Abwesenheit in Europa ohne Bewilligung der Nation Anleihen aufgenommen und Kriegsschiffe um fabulöse Summen (der Erlös des nachherigen Verkaufes der Schiffe belief sich kaum auf den zehnten Teil des dafür »ausgeworfenen« Geldes) erworben; auch wollte er in der Versteigerung der Güter toter Hand weiter fahren, um die »religiöse Frage« wieder brennend zu machen. Da die liberal-

radikale Partei ihm offen und scharf Opposition machte, die öffentliche Meinung ihm entgegenstand und der Kongreß in seinen Erlassen, namentlich in der Auffassung der Rolle der Centralgewalt bei Umwälzungen in den Staaten, nicht mit ihm einig ging, erklärte Mosquera seine Beziehungen zum Kongreß für abgebrochen und proklamierte sich den 29. April 1867 zum Diktator. Aber schon 26 Tage später wurde er von einer Anzahl hervorragender Bürger im Regierungsgebäude des Nachts gefangen genommen (Verschwörung vom 23. Mai 1867), in der Sternwarte eingesperrt, vom Kongresse angeklagt, gerichtet und abgesetzt, später verbannt.

Während der noch übrigen Zeit der Periode Mosqueras wurde vom Vizepräsidenten General Acosta das Gesetz über *inspeccion de cultos* abgeschafft und alle Widersetzlichkeit der Geistlichen den gewöhnlichen Gerichten zur Bestrafung überwiesen; ebenso wurde die Nationaluniversität geschaffen. Die nun folgenden Regierungen wurden sämtlich von hervorragenden Bürgern der radikalen Partei geführt. Unter ihnen nahm, das muß ihnen auch der Neid der Gegner lassen, das Erziehungswesen einen noch nicht gesehenen Aufschwung. General Santos Gutierrez, der Sieger von Boyacá in der Revolution von 1860, General Eustorjio Salgar, eine sehr sympathische Figur, Dr. Murillo in seiner zweiten Präsidentschaft (1872 bis 1874) und Dr. Santiago Perez (1874—76) förderten die Primarschule, die Banken, nationale Ausstellungen, die Ausarbeitung der wichtigsten Gesetzbücher und wollten Ordnung in die zerrütteten Finanzverhältnisse, namentlich in die Regelung der äußern Schuld bringen. Diese belief sich auf die gewaltige Summe von 33 Millionen Dollars, welche aber (unter Murillo) durch Übereinkommen mit den Gläubigern auf 10 Millionen Dollars herabgesetzt wurde. Unter Santiago Perez entwickelte sich die Universität stetig; in 2000 öffentlichen Schulen wurden 48,000 Schüler und 21,000 Mädchen unterrichtet. Durch sparsame Haushaltung wäre das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben hergestellt und wären sogar regelmäßige Überschüsse erzielt worden, hätten nicht die Trennung der Liberalen und neue Revolutionen das Land fast an den Abgrund des Verderbens gebracht. Unter Perez brachen in Panamá, Magdalena und Bolivar Empörungen gegen die Centralregierung aus, die vier Monate dauerten.

Wohl die blutigste Revolution, welche das Land erschüttert hat, sollte sich jedoch unter seinem Nachfolger Aquileo Parra (1876—77) abspielen. Dieser wurde, weil keiner der liberalen Kandidaten das Mehr erreicht hatte, vom Kongresse gewählt, nicht ohne Heftigkeit. Der Staat Antioquia, dessen konservative Regierung sich schon lange und nachdrücklich durch Herbeischaffung von Kriegsmaterial gerüstet hatte, und der Staat Tolima machten aus dem Gesetze, wonach das stehende Heer auf 3000 Mann erhöht wurde und wonach die Religionsstunden aus dem Schulunterricht verbannt werden sollten, einen Vorwand, um der Nationalregierung den Krieg zu erklären. Die Revolution (August 1876) brachte die neuen Anstrengungen des Handels, der wieder gestiegen war, die pünktliche Zahlung der Zinsen der äußern Schuld, die Herabsetzung des Zinsfußes der Banken wieder ins Stocken und schlug dem Primarschulwesen tiefe, noch nicht geheilte Wunden. Gegenüber den in fast allen Staaten sich gegen die Unionsregierung erhebenden konservativen Guerrillas sammelte erstere ein Heer von 25,000 Mann. Die konservativen Scharen Antioquias wurden, als sie in den liberalen Cauca eindringen wollten, bei los Chancos, als sie die Centralcordillere sprengen und gegen Bogotá mit 14,000 Mann vorrücken wollten, in der mörderischen Schlacht von Garrapata, wo manch todesmutiger liberaler Student der Universität begraben liegt, geschlagen; schließlich wurden die Revolutionäre im Centrum der Republik bei la Donjuana besiegt.

Die Revolution von 1876 war kurz, aber verderblich. Sie kostete das Land wenigstens 10 Millionen Dollars. Die beiden Parteien standen sich aufs schroffste gegenüber; die klerikale kämpfte unter den heiligen Auspizien der Religion und unter der Anführung von Geistlichen gegen die gottlosen Schulen der Regierung. Die Niederlage dieser Partei schien für lange Zeit besiegelt. Neun Jahre später (1885) aber wechselt die ganze politische Scenerie: ein neuer Bürgerkrieg bricht los, die Besiegten von 1876 werden zu Siegern und heimsen die Früchte einer zu ihren Gunsten veränderten Lage mit unerbittlicher Konsequenz ein.

Wie konnte sich ein solcher Umschwung vollziehen? Die Vorgänge sind so bezeichnend und typisch, daß sie eingehender gewürdigt zu werden verdienen als in der obigen Darstellung, in welcher wir bloß die äußern Ereignisse vorüberziehen ließen.

Die Völker haben wie die Individuen Zeiten des Auf- und Niederganges, mannhafter Kraft und Expansion und krankhafter Zerrüttung und Ohnmacht. Erfreulich muß das Bild gewesen sein, das Colombien anfangs der 70er Jahre bot und ihm in Südamerika den Ehrennamen eintrug, es sei eine Schule, ein Land, wo die allgemeine Bildung höher stehe als irgendwo in Spanisch-Amerika. Bogotá wurde sogar das südamerikanische Athen genannt. Damals hob sich, wie wir sahen, der finanzielle und moralische Kredit der Republik beträchtlich; die Ausfuhr der Produkte überstieg die Einfuhr um Millionen: das Land war reich und blühte materiell auf. Die Präsidenten waren bescheidene Diener des Staates und die Führung der Verwaltung möglichst rein. Allein es machte sich bald die gleiche wirtschaftliche Krisis geltend, wie in Europa: die Indigo-, Tabak- und Chinarindenausfuhr versiegte fast völlig, während die geweckten Bedürfnisse nicht mehr schwiegen und der Luxus überhandnahm. Die ganze Fehlerhaftigkeit der politischen Einrichtungen, welche während der Prosperität nicht so sehr zu Tage getreten war, erzeigte sich nun. Schon seit 1863 befand sich die liberale Partei am Ruder, trotzdem ihr einige Luftveränderung gut gethan hätte, namentlich in den Tropen, wo so leicht Versumpfung entsteht. In jenem Jahre hatten die Liberalen im Triumph über den nach dreijährigem Kriege endlich unter Mosquera errungenen Sieg eine ideale Verfassung aufgestellt, die Todesstrafe abgeschafft und jedem der 9 Staaten eine fast völlige Souveränität gegeben mit dem Recht, selbst Waffen einzuführen, selbst ein Heer zu halten, sich selbst zu verwalten, auch wenn im Innern Revolutionen ausbrechen und Regierungen gestürzt würden.

Der Centralgewalt war nur das Münzregal, die Bestimmung von Maß und Gewicht, die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und die Erhebung der Zölle vorbehalten. Hätten die Staaten Zeit gehabt, ihre Selbständigkeit auch zu entwickeln, ihre Renten zu sammeln und gut zu verwalten, politisch geschulte Leute heranzuziehen, so wäre die Staatenbundverfassung für einige Zeit förderlich gewesen. Statt dessen vergeudeten die meisten Einzelstaaten ihre Einkünfte und verlangten möglichst viele Bundessubventionen zu irgend welchem größern Werke. Sie erweckten die Appetite einer schlimmen Klasse von Politikern, welche dem Müßiggang zu fröhnen anfing

und, um nur gut zu leben, es mit der Moral nicht mehr streng nahm; sie schlossen sich durch Weg- und Brückengelder von einander ab, statt den Transit im Innern frei zu halten.[1] Die Staaten wurden der Sitz der Parteiausschließlichkeit und der Budgetverteilung unter die Kumpane, der Sitz häufiger Revolutionen, die nicht legitime, sondern auf Gewalt gestützte Regierungen ans Ruder brachten. Mit einem Wort, es herrschte in den meisten derselben ein reges politisches Leben in Gestalt von Intriguen und anarchistischen Tendenzen.

Als im Jahre 1875 sich die liberale Partei ob der Präsidentschaftswahl entzweite, tauchte zuerst der Mann auf, welcher die Geschicke Columbiens fast zwei Jahrzehnte lang mit beispielloser, verhängnisvoller Macht geleitet hat: Dr. Rafael Nuñez. Die herrschenden Kreise hatten diesen Mann aus Liverpool, wo er Konsul war und herrlich und in Freuden bei sehr hohem Gehalte lebte, herkommen lassen, um ihn als Kandidaten für die Präsidentschaft aufzustellen, denn Nuñez hatte sich namentlich durch seine vorzüglich geschriebenen Korrespondenzen in columbianischen und südamerikanischen Zeitungen einen großen Namen als Staatsmann, Sociolog und Politiker erworben. Als Nuñez in Bogotá anlangte, beschloß die Regierungscoterie, den damaligen Finanzminister Parra zur Präsidentschaft zu erheben, und ließ den herbeigeholten Mann einfach sitzen. Nuñez ließ sich aber nicht abschrecken, und schon damals knüpfte er geheime Verhandlungen mit der ultramontanen Partei an. Ein großer Teil der liberalen Partei wandte sich ihm zu; es waren alle diejenigen, die mit der Regierungsclique, welche der radikale »Olymp« genannt wurde, unzufrieden waren und eine maßvollere Herrschaft der ganzen liberalen Partei ver-



[1]) Der Staat Cauca, der die Ausfuhr von Tieren jeder Art begünstigen sollte, weil dies fast seine einzige Einnahmsquelle ist, belegte 1884 die Ausfuhr jedes Stückes Vieh mit 3,50 Dollars; diejenige einer Kuh mit 7 Dollars, 40% ihres Wertes. Emiro Kastos nennt daher den Cauca eine Art ökonomisches Paraguay.

langten. Die Volkswahl zwischen Parra und Nuñez, den die Konservativen unterstützten, blieb unentschieden, und der Kongreß stimmte in Mehrheit für Parra. Die Konservativen hielten die Gelegenheit für günstig, einen Systemswechsel herbeizuführen, und stürzten sich in die oben berührte, für sie unglückliche Revolution von 1876. Nuñez ließ die Konservativen im Stich und half an der Küste den Liberalen, denn — erklärte er cynisch — er schiffe sich nicht auf einem Schiffe ein, das untersinken werde.

Nach beendigter Revolution wurde der Sieger von Los Chancos, General Trujillo, 1878 zur Präsidentschaft befördert, ein schwacher Mann, den Nuñez völlig leitete. Die Spaltung der Liberalen trat heftiger hervor als je, und es bildete sich gegen die Radikalen eine Partei der »Unabhängigen« *(Independientes)*, welche vor allem Toleranz gegenüber den besiegten Konservativen,[1] Amnestie, Beseitigung der Ausschließlichkeit und reinere Wahlen verlangten und denen sich zuerst die uneigennützigsten und tüchtigsten Liberalen anschlossen. Bald zeigte es sich aber, daß diese Partei der Unabhängigen ebenfalls nur nach ausschließlicher Herrschaft strebte und dieselbe mit allen Mitteln, mehr bösen als guten, erlangen wollte, so daß sich die edleren Liberalen wieder davon trennten. Es war auch Grund für diese Abkehr vorhanden, denn Trujillo hauste während der zwei Jahre 1878 und 1879 mit den Staatseinkünften wie keiner zuvor, gab neun Millionen Piaster mehr aus, als er einnahm, bezahlte nach vielen Jahren zum ersten Male die Zinsen der auswärtigen Schuld nicht mehr, gab zu, daß der radikale Kongreß vom Pöbel in Bogotá gesteinigt wurde, daß die radikalen Regierungen zweier Staaten einfach gestürzt und durch Parteigänger ersetzt wurden. Nun hatte Rafael Nuñez, der indessen Präsident des Staates Bolivar gewesen war, sich den Boden zur Präsidentschaft geebnet; sieben von den neun Regierungen waren in den Händen der »Unabhängigen«. Die Radikalen stellten ihm eine nicht glückliche Kandidatur entgegen und wurden bei der Wahl besiegt.

Den 1. April 1880 bestieg Nuñez den Präsidentenstuhl. Lobenswert ist es, daß während der zwei Jahre seiner ersten Präsidentschaft Frieden herrschte, wenn er auch auf 5000 Bajonette sich stützte — eine noch unerreichte Zahl des Friedensfußes des stän-

[1]) Fünf Bischöfe waren verbannt worden.

digen Heeres — daß er sein Land in den Weltpostverein eintreten ließ, mit Spanien diplomatische Verbindungen anknüpfte und (allerdings im politischen Interesse seiner Partei) die Universität zu heben suchte. Allein er hielt Frieden dadurch, daß er möglichst viele Politiker entweder als »Diplomaten« ins Ausland schickte oder durch Geldspenden an sich kettete; denn sein zweijähriges Budget erreichte die schauerliche Diskordanz von 11,700.000 Piaster Einnahmen und 30,300.000 Piaster Ausgaben! Über die Art und Weise, wie unter ihm ein Anleihen von drei Millionen Piaster aufgenommen und verwertet, wie Nickelmünzen eingeführt und nicht verrechnet, wie mit Eisenbahnpapieren der Bahn von Buenaventura spekuliert worden war, bewahren wir ein inhaltsvolles Schweigen; trotzdem wurde in dem mit seinen Anhängern besetzten Kongreß ein Dankesvotum für seine vorzügliche Leitung der Regierung nach einer grenzenlos heftigen, eine ganze Woche andauernden Redeschlacht (Februar 1882) beschlossen.

Als Nachfolger war vom Volke fast einstimmig Dr. Zaldúa, (s. Bild S. 317), ein 71jähriger unbescholtener, braver, aber etwas unbiegsamer Jurist, gewählt worden. Dem gebrechlichen Alten wurde nun vom Kongreß harte Opposition gemacht. Im Staatsschatz war kein Heller zu finden, obschon noch Geld für sechs Monate hätte da sein sollen. Entgegen seinem Versprechen hatte sich Dr. Nuñez als Vizepräsident und allfälligen Nachfolger wählen lassen. Allein Dr. Zaldúa, der sich mit guten Beratern umgeben hatte, so mit dem ausgezeichneten Staatsmann Miguel Samper als Finanzminister, welchem der Handelsstand durch freiwillige Zeichnung einer Anleihe besonderes Vertrauen entgegenbrachte, wollte weder weichen noch sterben. So mußte Nuñez, in Zeitungen und Verschen verhöhnt und verketzert, im Mai 1882 Bogotá bei Nacht und Nebel wie ein Flüchtling verlassen ....

Nuñez schien gerichtet zu sein und als Politiker außer Frage zu kommen. Ich hatte ihn in seiner höchsten Würde, als Präsident, aber auch in seiner Erniedrigung gesehen; es stand bei mir fest, daß diesem Manne noch »Großes« zu thun vorbehalten sei, einen so tiefen Eindruck hatte er auf mich gemacht.

Rafael Nuñez war damals 57 Jahre alt, von kleiner Statur, schon etwas gebeugt, aber noch ziemlich elastisch. Als ich

ihm im »Palast« vorgestellt wurde, erschrak ich ob seiner Magerkeit und seinem bleichen Aussehen und glaubte bestimmt, einen bedenklich kranken Phthisiker vor mir zu haben. Ich wußte nicht, daß nach dem Ausdruck eines seiner Biographen einige seiner Jahre doppelt zählen. Sein Kopf war groß und knochig: ein stark ins Graue gehender Vollbart beschattete das Gesicht. Die Adlernase sah auf einen unschön geformten Mund herab. Die blauen Augen blickten tief, durchbohrend und forschend. Es war eine unheimliche Erscheinung, die noch unheimlicher gemacht wurde durch den Druck seiner naßkalten Hand, bei deren Kontakt die meisten Besucher, nach ihrer Aussage, zusammenschauerten. Rafael Nuñez war ziemlich verschlossen und finster, stellte aber solche Fragen an den Besucher, daß dieser sofort die Geisteskraft dieses außerordentlichen Mannes empfinden mußte. Um meine Überzeugungen mit einem Schlage kennen zu lernen, bat er mich, ihm den Mermillodhandel auseinanderzusetzen! Nuñez sprach hie und da einige inhaltsschwere Sätze, die überzeugen sollten. Sonst war seine Stimme schwach und der Vortrag seiner Reden schleppend. Alles verriet in ihm den Mann ungesättigter Begierden, den Mann voll Selbstbewußtsein, Ehrgeiz und Herrscherkraft; daher haßte er die Radikalen, seine bittersten Feinde, die mit ihm gespielt hatten, aufs Blut.

Was hatte diesem Manne eine solche Gewalt über die Nation gegeben? Sein glänzendes Schriftsteller- und Dichtertalent und seine Menschen- und Lebenskenntnis. Nuñez hatte gedankentiefe Essays über Politik geschrieben und darin mit den Worten gespielt, so daß man seine Bewunderung diesem geschmeidigen Politiker nicht versagen konnte; er hatte namentlich verstanden, richtige Schlagwörter aufzustellen und damit das nicht denkende große Publikum zu verblüffen. Für jede neue politische Situation fand er das gegebene Wort und schrieb deshalb auch viel und stets im entscheidenden Augenblick. Auf die Massen wirkte er faszinierend durch seine Dichtungen, die einen hohen Flug verraten; manche sind philosophisch tief und üben einen eigenartigen Zauber aus, weil sich der Dichter hier in seiner ganzen Unvollkommenheit gibt. Bald beklagt er in »*Que sais-je*«, in einem seiner berühmtesten Gedichte, seine absolute Skepsis und seine Zweifel. Die Wissenschaft

selbst ist nur eine schwankende Leiter, auf welcher wir von einem Irrtum zum andern steigen. Alles ist Konfusion und Chaos; niemand kann die Sonne der Wahrheit anzünden, niemand die Grenzen zwischen Gut und Böse, zwischen Gewissem und Ungewissem bestimmen. Dann wieder besingt er die Liebe zu seiner Mutter in ergreifenden Strophen; sehnsüchtig möchte er noch ein Kind sein und stimmt einen Hymnus an auf die *dulce ignorancia* des Kindes, das mit frommem Schauer in eine Kathedrale tritt und die wilden Zweifel, das spätere vermeintliche Wissen nicht kennt. In diesem Gedichte versteigt er sich zu dem materialistischen Satz: »Das Gehirn scheidet Gedanken aus wie das Zuckerrohr Saft . . .« Erotische Lieder voll wilder Leidenschaft wechseln in diesem bewegten Innern ab mit Strophen auf die Tugend und die Unschuld, welche Thränen in unsere Augen locken . . . . Wenn dieses gemarterte Dichterherz seine Geheimnisse in unendlichem Reichtum von Bildern besingt, wird man ergriffen und sinkt in tiefes Nachdenken oder Träumen. Vielleicht packt uns gerade das Unvollkommene in der Individualität des Dichters, die Anspielung auf seine Reue, auf sein wildes Leben, auf sein dem toten Meere gleichendes Innere, das nicht einmal mehr zum Guten oder zum Bösen fähig ist, sondern erstirbt; denn wir vergessen dann ob diesen Klagen seine innern Familienverhältnisse, die nicht kanonische Vermählung mit einer dritten Frau, worüber natürlich die höhern Würdenträger in Rom leichten Gewissens zur Tagesordnung geschritten; wir vergessen ob seinen tiefen Gedanken auch die Anwendung dieser alles durchsetzenden Skepsis auf die Politik, das Verschwinden des Glaubens an die gerechte Vergeltung und den Mangel an irgendwelchen Skrupeln.

Nuñez war eine einzigartige Gestalt voll staunenswerter geistiger Frische bei riesigen Ausgaben von Nervenkraft; persönlich furchtsam, aber wieder stark genug, eine ganze Nation sich dienstbar zu machen; eine Mephistophelesnatur, welcher jeder erliegen mußte, der öfters mit ihm verkehrte, so sehr wußte er seinen Anhängern einzureden, daß er ganz uneigennützig, ganz ideal, nur für das allgemeine Wohl und aus lauter Patriotismus und Friedensliebe gehandelt . . . . Diesen Anhängern flößte er im Grunde weder Liebe noch Verehrung, wohl aber eine unbedingte Achtung vor

seiner Weisheit und unbegrenzten Respekt vor seinem kundgegebenen Willen ein. Die Gegner warfen ihm seine Doppelzüngigkeit, seinen Verrat an der liberalen Sache und seine Überläuferei, seine unmäßige Selbstsucht vor, fürchteten aber seine schlangenartige Gewandtheit, seine Geistesklarheit und seine Erfolge. Wer derart der Parteien Haß und Bewunderung auf sich ziehen kann, der ist ein außergewöhnlicher Mann.

Kaum waren einige Monate seit der nächtlichen Abreise von Nuñez vergangen, als der greise Präsident Zaldúa erkrankte und, aufgerieben vom beständigen Kampf mit dem übelberatenen Kongreß, am 22. Dezember 1882 sein Haupt zur ewigen Ruhe niederlegte (s. S. 172). Da der erste Vizepräsident Nuñez an der Küste war, so übernahm der zweite Vizepräsident Otalora, ein schwaches Werkzeug der damaligen Professionspolitiker, die Regierung und führte diese während fünfzehn Monaten derart, daß er schließlich die ganze öffentliche Meinung gegen sich hatte und aus Gram über einen im April 1884 im Kongreß gestellten Antrag, ihn wegen Mißwirtschaft, Geldverschleuderung etc. in Anklagezustand zu versetzen, starb.


Dr. Carlos Velez, Deputierter, 1884

Unterdessen hatten am ersten Sonntag im September 1883 die Neuwahlen für die Präsidentschaft stattgefunden; sie verliefen besonders in Bogotá stürmisch. Nuñez, welcher die meisten Staaten für sich hatte, triumphierte leicht über den Verlegenheitskandidaten der Radikalen, Wilches. Erst am 7. August 1884 trat Nuñez sein Amt an. Jedermann setzte große Hoffnungen auf ihn; man empfing ihn wieder mit offenen Armen. Zwar hatte er kein Anleihen aufnehmen können, wie er bei Lesseps versucht; er kam also mit leeren Händen. Aber er kam als Meister der Situation, von allen Parteien gehätschelt oder gefürchtet. Für den schärfern Beobachter war es unverhohlen, daß er auf vollständige Konsolidierung seiner Herrschaft über diesen abgemagerten, zerrütteten Staatskörper sann

und daß er vor allem die Staatenbundverfassung von 1863 im Sinne größerer Zentralisation, strafferer Organisation und der Verlängerung der Präsidentschaftsdauer zu ändern trachtete. Nuñez mußte die Revision in einem die Freiheit einschränkenden, den liberalen Utopien entgegentretenden Sinne vorbereiten, weil er auf die Unterstützung der ganzen konservativen Partei angewiesen war.

Überall machte sich eine nur für den Blindseinwollenden nicht sichtbare Bewegung zu Gunsten einer klerikalen Restauration geltend. Der Klerus hatte in den letzten Jahren an Macht bedeutend gewonnen und die freie Stellung, die er infolge von gänzlicher Trennung von Kirche und Staat einnahm, gehörig auszubeuten gewußt; die Kirchen waren immer gefüllt; viele Liberale übergaben ihre Kinder wieder den Geistlichen zum Unterricht; die vom Nuntius Agnozzi gegründete Universidad católica fand guten Zuspruch; die Publizisten der ultramontanen Schule führten eine viel dreistere Sprache und befehdeten unsere Nationaluniversität heftiger. Im Staate Cauca waren sogar Physik- und Chemieklassen unterdrückt worden, weil im Widerspruch mit der Kirchenlehre befindlich. Endlich wurde einigen Jesuiten der Wiedereintritt in das Land gestattet, und sie begannen sofort ihre Minierarbeit.

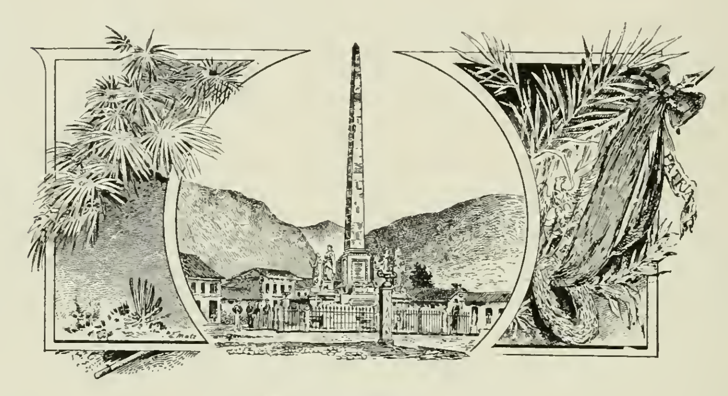
Die finanzielle Krisis, der Druck, welcher auf Handel und Wandel lastete, die trübe Aussicht in die Zukunft, die steten Uneinigkeiten in der liberalen Partei und die Reibereien der Politiker, die Diskreditierung der Unabhängigen, die Entwürdigung der Radikalen durch die unglückliche Präsidentschaftskandidatur von Wilches — dies alles mußte einen Umschwung vorbereiten, wie er sich in Belgien in ziemlich ähnlichen Verhältnissen schon vollzogen hatte. Nuñez war zu sehr Staatsmann, um dies nicht einzusehen und sich nicht dieser rückläufigen Bewegung anzubequemen. Aber wie die Verfassungsrevision, mit welcher im Grunde jedermann einverstanden war, einleiten und durchführen? Die Verfassung von 1863 hatte die Vorschrift aufgestellt, daß zu einer Revision die Zustimmung aller aus je drei Mitgliedern bestehenden Abordnungen der neun Staaten im Senat notwendig sei; es mußten somit wenigstens zwei Senatoren in jedem Staate für die Revision gewonnen werden, was bei der föderalistischen, feindseligen Haltung einiger radikalen Senatoren gegen jede Reform unmöglich war. Statt ein Programm

zur Revision herauszugeben und dadurch Nuñez zu nötigen, auch Farbe zu bekennen, verhielten sich die Radikalen eher ablehnend und stießen daher die öffentliche Meinung noch mehr vor den Kopf. Es gab nur zwei Auswege aus diesem Dilemma: entweder mußte Geld seine Wirkung thun, und solches war nicht vorhanden, oder aber es mußte zu einer gewaltsamen Lösung (Sturz radikaler Staatenregierungen oder Gefangennahme radikaler Senatoren) kommen.

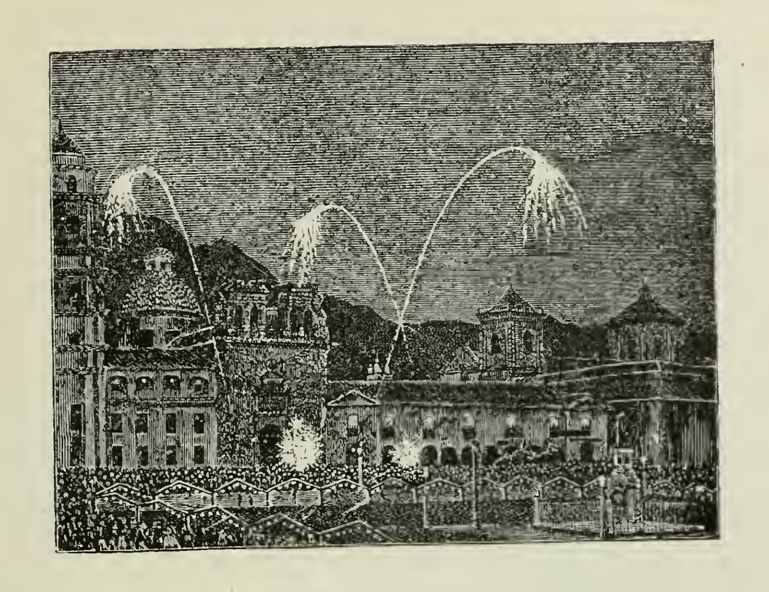
Merkwürdig war nur, daß so wenige die Wogen der Revolution heranrollen sahen, noch merkwürdiger in dieser ganzen geschichtlich höchst lehrreichen Umwälzung, daß nicht etwa Nuñez den vielleicht im stillen herbeigewünschten kriegerischen Austrag begann, sondern daß die Radikalen in höchster Verblendung zuerst zu den Waffen griffen. Wären sie die Angegriffenen gewesen, so würden sie zwar nicht gesiegt haben, denn dazu war die liberale Partei zu gespalten, zu abgelebt und zu ohnmächtig, sowie der Umschwung zu unaufhaltsam, aber sie wären wenigstens mit Ehren untergegangen. So aber brachen die Radikalen das Gesetz, statt abzuwarten, ob Nuñez es breche und offen zum Staatsstreich schreite. Sie donnerten gegen den »Verräter« Nuñez, welcher die liberalen Ideen preisgebe, während Nuñez noch durch keine Handlung offen bewiesen hatte, daß er wirklich der angeschuldigte Reaktionär sei; sie überließen ihm die schöne Rolle des Vertreters der Gesetzmäßigkeit und der Legitimität, der angegriffenen Ordnung und des verletzten Rechtes!

Als Daniel Hernandez, das persönlich ehrenwerte Haupt der Radikalen des Staates Santander, gegen alles Anraten, im Unwillen über die Einmischung Nuñez' in die Angelegenheiten jenes Einzelstaates, die Revolution gegen den »Diktator« Nuñez ansagte, da konnte dieser am 26. Dezember 1884 folgende bezeichnende Proklamation an die Nation erlassen: »Einzig eine intransigente Fraktion hat, um das ersehnte Werk (der Verfassungsrevision), ohne es zu wollen, noch dringender zu machen, die Fahne des Aufruhrs erhoben gegen eine Regierung, deren ausschließlicher Fehler war, mit übermäßiger Gutmütigkeit das Zusammenwirken aller zur Versöhnung der Geister gesucht zu haben, indem sie wiederholt Beispiele von Mäßigung und Wohlwollen gab . . . Die Regierung beschränkt

sich darauf, das ihren Händen Anvertraute zu verteidigen, denn der beginnende Kampf, welcher im Grunde logisch ist, ist die unmittelbare Frucht der Unsinnigkeit der einen, welche im Dienste der Schlechtigkeit der andern stehen .... In diesem mühevollen Werk der Wiederherstellung des Friedens werden die Segnungen Gottes mit uns sein.«



Das Märtyrerdenkmal in Bogotá



XI.

Revolution

Der Monat Dezember des Jahres 1884 war herangekommen und mit ihm die Zeit der Ferienausflüge. Dieses Jahr wollte ich mich nach dem Thale des Flusses Cauca, das mir als außerordentlich fruchtbar und interessant geschildert worden war, sowie nach dem Staat Antioquia wenden und eine zweimonatliche Tour machen. Hätte ich sie nur nicht angetreten! Aber jedermann glaubte in Bogotá, daß die im Herbst 1884 im Staate Santander ausgebrochene politische Krisis überwunden sei und daß die schlecht gerüsteten und unvorbereiteten Radikalen nicht so thöricht sein würden, gegen die starke Zentralgewalt und gegen einen Präsidenten wie Rafael Nuñez loszuschlagen. Allein in solchen Bewegungen, wie diejenige eine war, welche mit elementarer Macht ausbrechen sollte, ist jede menschliche Berech-

nung haltlos; denn die Menschen bestimmen die Ereignisse nicht mehr.

Mitte Dezember fand ich mich bei meinen Reisebegleitern in La Mesa (s. S. 159) ein. Unsere Reisegesellschaft bestand aus dem jungen Mediziner Abadía, der schon mit mir in den Llanos gewesen, aus einem andern jungen Mediziner Tomas Uribe (Bild S. 328), einem Caucaner Inocencio Cucalon, Dichter und Politiker, und endlich aus meinem Freunde Eugène Hambursin, einem jungen Belgier, welcher Lehrer an der Ackerbauschule in Bogotá war. Eugène, wie wir ihn nennen wollen, war im Grunde ein sehr gutmütiger, nobler Charakter, aber als radikaler Belgier ein heißblütiger Pfaffenfresser und ein oft unbesonnener Kritiker von inländischen Angelegenheiten. Unser Weg ging ins Thal rechts von La Mesa hinunter, wo wir die schönsten Wiesen und Palmenhaine durchsprengten. Es war eine übermütige Gesellschaft. Die Studenten und Cucalon kamen überein, sie wollten sich als Krieger aufspielen, da jeder bewaffnet war, und so gaben sie in der wenig begangenen Gegend den daherkommenden Indianern vor, sie ritten aus, um den Staat Cauca zu revolutionieren. Sie schauten grimmig drein, besetzten hie und da einige Hütten, redeten sich mit hochtönenden Bezeichnungen wie General, Oberst etc. an und jagten den armen Leuten Angst ein, sich dabei göttlich amüsierend.



Eugène Hambursin

Wir überstiegen an diesem Tage den Alto del Copó, einen hohen Felsenrücken der letzten Cordillerenrippe, von wo wir eine wundervolle Aussicht auf die gegenüberliegende Centralcordillere und auf das weite, an die Pampas gemahnende Magdalenathal nach Süden hatten. Bei einbrechender Nacht kamen wir in das Dörfchen *Casas Viejas* hinunter, wo wir uns in verschiedenen Häusern einquartieren mußten. Wie erstaunten wir, als wir ver-

nahmen, daß man uns bereits als Revolutionäre signalisiert habe und damit umgegangen sei, uns aufzuheben und in der Nacht zu Gefangenen zu machen. Glücklicherweise sah man bald, daß man es mit einem Scherz zu thun habe, den ich mir übrigens, als er in dieser Weise sich in Ernst zu verwandeln versprach, entschieden verbat. Später vernahmen wir, daß schon nach dem Cauca telegraphiert worden war, es kämen sechs Offiziere aus Bogotá, um den Staat aufzuwiegeln. Das hatte das unkluge Spiel der Reisegefährten erreicht.

Am folgenden Tage gingen wir, dem weiten steinigen Flußbett des Seco nach, in ziemlich trauriger Gegend an den Magdalena hinunter zum Dörfchen *Guataqui*, bei welchem sich in frühern Jahrhunderten die hohen spanischen Herrschaften eingeschifft hatten, um flußabwärts zu fahren, so Quesada, Belalcázar und Federmann. Das Dörfchen, das durch Fieber heimgesucht wird und außerordentlich heiß ist, liegt heute ganz zerfallen da und bietet ein trauriges Bild der Verlotterung. Die einzige Beschäftigung der Bewohner besteht darin, die wenigen hier durchkommenden Reisenden über den Fluß zu setzen. Jenseits des Magdalena, bei den Hütten von Guataquicito, ruhten wir unter schattigen Bäumen etwas aus und ließen unsere Tiere verschnaufen. Dabei spottete Eugène, der sich als Pferdekenner aufspielte, über mein Maultier, die *mirla* (den Zeisig), ein kleines, eher schwach gebautes Tier, welches mir einer meiner Studenten, J. P. Arango, Sohn des Besitzers von Junca (s. S. 159), geliehen; dasselbe sah wirklich infolge der Anstrengung des Flußübergangs merkwürdig mager und dienstuntauglich aus, worin sich der Kritiker allerdings gröblich getäuscht hatte. Nachdem wir nachmittags über die Thalebene in der Richtung von Ibagué geritten, gelangten wir um vier Uhr in das Dorf *Piedras*, dessen Wohnungen reinlicher und sorgfältiger waren als anderswo und dessen Bewohner uns gefielen. Wie der Name besagt, liegen rings um Piedras herum »Steine«, Felsentrümmer, welche der frühere Vulkan Tolima hieher geschleudert haben soll. Im Jahre 1595 hatte auch eine Eruption des Vulkans Herveo die ganze Ebene der Cordillere nach mit einer Schlammmasse überdeckt, in die sich nun die Flüsse leicht einfressen können, so daß Piedras, von solchen umgeben, eine militärische Position bildet. Die Nacht brachten wir in einem

elenden Rancho mitten auf der Weide zu, auf Tischen und am Boden liegend.

Am folgenden Morgen ging es bei furchtbarer Hitze über die Thalebene, an wenigen Haciendas und an den Hütten von Cuatro Esquinas vorbei, weiter. Die Tiere, welche in der Nacht nicht sehr gutes Futter gehabt hatten — wir Reisende hatten fasten müssen und erhielten während 18 Stunden keinen Proviant! — marschierten sehr schlecht. Hambursin und noch ein Begleiter mußten absteigen und zu Fuß auf dem brennenden Sandboden marschieren, vom Durst so gequält, daß sie, auf dem Bauche liegend, Wasser aus einer schlammigen Pfütze tranken. Unterdessen ritt ich mit meiner verkannten Mirla ruhig voraus und nachmittags halb zwei Uhr in Ibagué (s. S. 172) ein. Meinen Gefährten sandte ich zwei Pferde entgegen, und sie kamen gegen Abend nach. Die daselbst in in den Ferien befindlichen Studenten hatten von unserer Reise gehört und waren uns am Tage vorher, etwa 20 an der Zahl, nach einer Schenke zwei Stunden vor dem Städtchen entgegenritten; sie hatten dort alles aufgegessen, so daß wir zum Frühstück auch nicht ein Ei finden konnten. Sie veranstalteten nun diesmal zu unsern Ehren einen kleinen »Ball« in einem der vornehmsten Häuser des Städtchens, wo wir Gelegenheit hatten, die zierlichen und geschmackvoll gekleideten Schönheiten Ibagués zu bewundern. Ibagué verleugnete seine Anziehungskraft auch diesmal nicht. Es ist so recht wohnlich hier: das Leben fließt in Frieden und idyllisch dahin; die Leute sind tolerant und böser Leidenschaften fast nicht fähig[1].

Trotz Abmahnungen und trotz der drohender werdenden politischen Lage rissen wir uns nach drei Tagen von Ibagué los, um unsere Reise auszuführen. Die Jahreszeit war schlecht und regnerisch, und man prophezeihte uns scheußliche Wege im Quindiopaß, der über die Centralcordillere hinüber nach dem Staate Cauca führt. Diese Prophezeiung sollte reichlich in Erfüllung gehen, indem wir $5\frac{1}{2}$ Tage zur Zurücklegung einer geraden Distanz von

[1]) Nach der Revolution mußte man ihnen einen Alcalde aus dem benachbarten Staate Cauca, einen rohen, unwissenden Mann geben, damit er sie recht plage. Einer der ihrigen hätte dies nicht gethan.



Columbianische Farm

etwa 20 Stunden aufwenden mußten.[1] Wir hatten unsere Vorbereitungen getroffen: das Gepäck war in sogenannten *petacas* verpackt, quadratförmigen, aus Fellen verfertigten Koffern, deren zwei gleichartige Hälften in einander passen. Wir hatten einen Ochsen gemietet, der unter der Führung eines Treibers, Namens Marroquin, Proviant mitschleppen sollte, Reis, Kartoffeln, *tasajo*, d. h. getrocknetes, in lange Riemen geschnittenes Fleisch, das entweder schnell gebrüht oder dann zwischen zwei Steinen zu Pulver zerrieben und so gegessen wird, ferner Eier, Schmalz und Cacao. Den 23. Dezember setzte sich die Karawane in Bewegung, begleitet von vielen Studenten aus Ibagué, welche uns eine Stunde weit das Geleit gaben. Erst nachdem angesichts des von der Abendsonne beleuchteten, schon tief unten im grünen Thale liegenden Städtchens viele Reden und Umarmungen gewechselt waren und man sich aus den geschnitzten, mit dem unvermeidlichen Brandy gefüllten Cocusschalen zugetrunken, trennte man sich. Noch ist in mir die Scene lebendig, wie wir lustig den Berg hinaufritten und auf einer Anhöhe noch einmal auf das Magdalenathal und die blaue Ostcordillere hinüberblickten, die wir nun lange nicht mehr sehen sollten....

Gegen 6 Uhr machten wir Halt in *El Moral*, einer Ansiedlung einer Antioqueñer-Familie, die uns gastfreundlich eine Suppe machte und uns in ihrem Häuschen Platz zum Schlafen auf dem Boden anwies. Es war schon frisch, denn wir befanden uns 2052 Meter über Meer. Hier ist der Ort, diese Farmen der *Antioqueños* näher zu beschreiben.

Der Staat Antioquia, welcher etwa eine halbe Million Seelen zählt, besitzt die kräftigste, ausdauerndste und schönste Rasse in Columbien, welche auch nach soziologischen Gesetzen, als die körperlich, geistig und sittlich stärkste, nach und nach über die übrigen Schläge eine Art Hegemonie ausüben wird. Die Antioqueñer sind fast ganz oder ganz weiß, namentlich die Frauen, und nur von der Arbeit gebräunt. Es kamen nämlich viele Spanier nach diesem Staate, da derselbe reich ist an Goldminen. Ferner sollen 200 jüdische Familien, welche aus Spanien vertrieben wurden, obschon sie sich zum Katholizismus bekehrten, hier eingewandert sein, was man aber

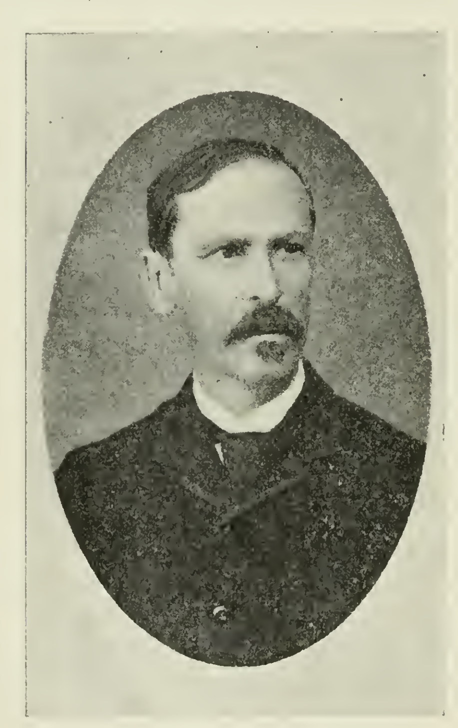
[2]) Abadia kam bei trockenen Wegen auf der Rückkehr in $2^1/_2$ Tagen über den Paß.

bisher geschichtlich noch nicht hat verbürgen können. Spanier und Kreolen mischten sich also mit Indianern, die in dieser Gegend durch große Tapferkeit sich auszeichneten, und erzeugten einen Typus für sich, in welchem das eine oder das andere der Mischungselemente mehr oder weniger stark ausgeprägt ist.

Der Antioqueñer ist muskulös und hoch aufgeschossen und schlank: seine Gesichtszüge sind regelmäßig, meist schön, namentlich die Augen und die gerade Nase. Was ihn auszeichnet, ist seine Abneigung vor der Armut, sein Hang zum Erwerb, auf den er äußerst erpicht ist. Daher ist er nicht kriegerisch, sondern am liebsten neutral in den politischen Verwicklungen. Doch ist er auch nicht feig, wie man ihm nachredet, sondern kann sich tapfer schlagen. Weil ihm das Wissen für sein gutes materielles Fortkommen viel nützt, so geht er gerne zur Schule, und da er intelligent ist, so ist er auch gewöhnlich gebildeter als die meisten Bewohner der andern Staaten. In der Nationaluniversität waren die besten Talente meist Angehörige dieses Stammes. Der Antioqueñer ist sehr arbeitsam und dabei frugal: »wenn auch stockkatholisch, hat er dennoch die Liebe zur Arbeit und die Energie der protestantischen Völker«, schreibt Emiro Kastos, selbst einer ihrer Landsleute. Er ist entweder Minenarbeiter oder dann Bauer. Als solcher ist er, wie Herr Restrepo, der Durchforscher der Llanos (s. S. 204 und das Bild, folgende Seite), der richtige Farmer, der keine Mühe scheut, Urwälder auszuroden, ja diese gerade liebt, weil er darin eine neue Pflanzung anlegen kann. Dann geht er wieder weiter, unaufhaltsam neue Strecken suchend. Er ist der Yankee dieses Landes. Fast immer reist er umher: ganze Familien sieht man zu Fuß einen neuen Wirkungskreis sich suchen. Man trifft ihn in allen Staaten der Republik und vielfach im Auslande. Dabei liebt er Gesang und Guitarre und hält viel auf seine Dichter, deren schönste Lieder er meist auswendig kann. Als Minenarbeiter und überhaupt als gewinnsüchtiger Mensch liebt er das Spielen leidenschaftlich; auch fröhnt er leicht dem Schnaps bei irgend welchen Festlichkeiten und begeht in der Leidenschaft Verbrechen. Prügeleien und Kämpfe mit blankem Rasiermesser, mit dem er dem Gegner die Wange zu zeichnen sucht, sind nicht selten.

Der Antioqueñer ist der richtige Positivist: *ubi bene, ibi patria*, ist

sein Wahlspruch; dabei bleibt er doch Antioqueñer und möglichst patriarchalisch. Sein Familienleben ist musterhaft, und die Frauen sind sehr tugendsam; sie leben zurückgezogen wie Nonnen und arbeiten unaufhaltsam. Auf dem Lande gehen die Mädchen barfuß, weshalb ihr Fuß etwas groß ist; sonst ist ihr Körper meist von schöner Ebenmäßigkeit. Eine Antioqueñer-Familie hat viele Kinder, fast stets ein Dutzend, doch kommen auch Fälle vor, wo der Kindersegen in einer einzigen Familie bis auf 30 und darüber geht, und dabei ist es oft nicht leicht, die Mutter von der ältesten Tochter zu unterscheiden. In den Cordilleren des Quindiopasses leben über 6000 Antioqueñer. Sie errichten, nachdem sie den Wald gereutet und Mais gepflanzt oder Klee gesäet haben, kleine Hüttchen aus Bambus, die sie mit Schindeln aus Cedern- oder Nußbaumholz decken. Sie halten Kühe und namentlich Schweine, machen Käse und Zuckersaft, senden ihre Produkte zu Markte in die umliegenden Orte anderer Staaten, die ohne sie nicht mehr gut existieren könnten. In einem solchen Häuschen ist alles sauber, wenn auch höchst einfach.



Dr. Emilano Restrepo (S. 204)

Der zweite Reisetag brach an, regnerisch und trübe. Wir waren nicht lange geritten, als wir an einer Halde einen solchen Weg antrafen, daß das Reiten geradezu ein halsbrecherisches Unterfangen war. Tiefe Kotfurchen *(barreales)* lagen mit verzweifelter Regelmäßigkeit neben einander quer über den Weg; die dazwischen liegenden Erhöhungen bildeten parallele Kissen; aus jeder Furche

arbeitete sich das Tier heraus, überstieg ein Kotkissen und plumpste in eine Pfütze hinein. Ich stieg ab und zog es vor, meine Mirla vor mir her zu treiben; ich that gut daran. Nach kurzer Zeit stürzte das Maultier meines Kollegen Eugène in eine solche Schlammpfütze hinein, daß nur noch der Kopf hervorschaute. Der Reiter hatte auf zwei Seitenkissen abspringen können. Wir brauchten lange, bis wir in dem abschüssigen Terrain das Tier wieder herausgearbeitet hatten, und sahen daher wie Lehmarbeiter drein.[1] So stieg nun auch mein Kollege, dann ein dritter ab, und wir gingen zu Fuß weiter, aber in welchem Kostüm! Die Hosen stülpten wir über den Knien auf und zogen eine Art Sandalen an, in denen der nackte Fuß leicht auftrat. Da der Regen in Strömen herabprasselte, zogen wir den großen Reitermantel aus Kautschuk an, dessen Zipfel fast bis auf den Boden reichten. Nun konnten wir darüber nachdenken, ob Emiro Kastos recht gehabt, als er schrieb: »Der Quindio als Weg, als nationale Straße, ist etwas Namenloses!« Wir trösteten uns übrigens mit dem berühmten Beispiele A. von Humboldts, der im Jahre 1801 zu Fuß hier durchgewandert war oder sich streckenweise von Indianern auf aufgeschnallten Tragsesseln hatte tragen lassen. Im Jahre 1827 ging Boussingault hier durch. Die Beobachtungen dieser beiden Forscher sind noch jetzt grundlegend.

Lachend und trotz allen Ungemaches froh wateten wir im Kote einher, rauchend und plaudernd. Einer erzählte die Anekdote eines Reisenden, der, an einer Kotlache vorbeireitend, auf derselben einen Hut schwimmen sah. Er befahl seinem Diener,

---

[1]) Nun konnte Eugène den Vers von R. Carrasquilla zitieren:

Mas si por un camino
Voy, y mi cruel destino
En un atolladero
Me sume todo entero;
Contemplo mi figura,
Mi macho y mi montura,
Exclamando con voz acongojada:
Triste es tu porvenir, oh patria amada!

(Begehe ich aber einen Weg und führt mich mein grausames Geschick in einen Schlammpfuhl, in dem ich ganz versinke, dann betrachte ich meine Gestalt, meinen Maulesel und mein Reitzeug und rufe mit betrübter Stimme aus: Traurig ist deine Zukunft, o geliebtes Vaterland!)

den Hut aufzuheben; als dieser den Hut ergriff, kam noch ein Kopf zum Vorschein: er gehörte einem Reisenden, der da versunken war. Als derselbe sich für den Liebesdienst bedankt hatte, sagte er: »Helfen Sie mir noch mein Maultier herausziehen, das da drunten liegt.« Und richtig wurde auch dasselbe glücklich herausgezogen... Hie und da, wenn ein Maultier zurückspringen wollte oder zurücksprang, mußten wir ihm durch die Kotfurchen nacheilen, was keineswegs heiter war. Und doch wie leicht wäre es, in diesem festen Boden einen guten Weg anzulegen. Man brauchte nur das überhängende Gebüsch, das den Zutritt der Sonne verhindert, auf einige Schritte vom Wege abzuschneiden, damit letzterer praktikabler würde. Man hat dies auch mit gutem Erfolg auf einige Stunden von Ibagué weg gethan, aber die dazu verwendete Truppe wurde bald zurückgezogen. Sie fand eine andere »nützlichere« Verwendung. Das Gebüsch ragt so sehr in den Weg hinein, daß nur der Ochse darunter mit mächtigem und gleichmäßigem Schritt dahinschreitet, sich als vorzügliches Lasttier erweisend. Wehe aber demjenigen, der sich zu nahe an den Rand des Weges wagt! Eugène wurde am dritten Tage einmal von einer Liane so am Halse gepackt, daß er nicht mehr vorwärts konnte. Er vermochte glücklicherweise sein Tier anzuhalten, bis Marroquin mit seinem Faschinenmesser an seinem Halse die Liane abschnitt!

Wir kamen über Mediacion, die Schluchten *(quebadras)* von Buenavista und Aguacaliente, über eine steile hohle Felsengasse herunter, nach *Machin* in das Thal des Flusses San Juan, eines Zuflusses des Coello hinunter. Wir sahen nichts von den Schwefel- und den heißen Quellen, die aus dem Massiv des Tolima hervorkommen, wenig oder nichts von den wachsgebenden Palmen (Ceroxilon), deren Wachs zur Zubereitung von Zündhölzchen gebraucht wird. Der Regen hinderte uns an der Naturbetrachtung. Nur eine interessante Begegnung hatten wir, diejenige der Post, des *correo*. Einige Maultiere, schwer bepackt, kamen uns entgegen, erst etwa eine halbe Stunde hintendrein die Bedeckung der Treiber, von denen einige alte Feuersteinflinten oder Vorderladergewehre trugen. So groß ist die Sicherheit auf diesem Wege, daß Hunderttausende von Franken transportiert werden können, ohne daß je ein Überfall oder eine Beraubung der Post vorkäme. Auf meine Frage, ob die

Flinten auch geladen seien, antworteten die Postboten: »Nein, wozu auch?« Um solche Ehrlichkeit und Sicherheit könnte manches europäische Land jenen Paß beneiden.

In Machin wollten wir die *nochebuena* oder heilige Nacht zubringen. Auf unser Zureden entschloß sich der hier hausende Antioqueñer, einen »Ball« zu veranstalten. Er ließ einige Musiker aus der Umgegend aufbieten, eine Guitarre, ein Tiple und eine Art Tamburin herbeiholen und die frohe Nachricht vom Feste den umliegenden Farmern, die weit zerstreut wohnten, mitteilen. Nach bescheidenem Nachtessen fing man gegen neun Uhr in einem engen Zimmerchen zu tanzen an. Vier Jungfrauen kauerten am Boden. Auf Kisten thronten die *músicos*. Beim Schein einiger Talglichter wurde der Bambucotanz begonnen; nur ein Paar tanzte in dem Raum, aber mit ganzer Seele. Tänzer und Tänzerin hielten sich nicht umschlungen, sondern führten einen contretanzähnlichen Ringelreigen auf: sich umkreisend, sich einander wieder nähernd, bald leidenschaftlich, bald neckisch. Die Tänzerin hält eine Hand an die Hüfte, und ihre Kreise bilden die Zahl 8, ohne daß sie dabei jedoch dem Tänzer je den Rücken kehren darf. Ihr eleganter Körper zeichnet sich in den einfachen Kleidern kräftig ab. Abwechselnd wurden Volksliedchen gesungen (vergl. p. 139), dabei aber dem Feuerwasser, dem *anisado*, fleißig zugesprochen. Ich mußte mit der Frau des *patron* auch einen Tanz halten, da dies die Gastfreundschaft erforderte: natürlich erregte mein Drehen und Hüpfen das größte Gaudium unter den Anwesenden. Da ich mich amüsierte, so war mir dies gleichgültig. Gegen zehn Uhr zog ich mich zurück und schlief herrlich. Meine Gefährten, die sich früher zurückgezogen hatten, konnten nicht schlafen und begaben sich nach Mitternacht wieder zum Tanz. Gegen Morgen fand das Fest seinen gewöhnlichen Abschluß darin, daß sich einige Teilnehmer im Hofe draußen tüchtige Prügel aufmaßen, daß es klatschte. Erst der kalte Morgen brachte die Trunkenen zur Besinnung.

Der Weihnachtstag war wo möglich noch regnerischer als der vorige. Über den Fluß San Juan hinüber, der ziemlich angeschwollen war, kamen wir nach *Toche* (2010 Meter) und an Las Cruces vorbei, über Stock und Stein nachmittags drei Uhr nach Gallegos (2659 Meter). Wir waren fast neun Stunden zu Fuß

marschiert und hatten doch nur eine Luftdistanz von zirka vier Stunden zurückgelegt! In *Gallegos* mußten wir selbst unser Mahl bereiten und uns trocknen. Die ewige Reissuppe mit etwas Kartoffeln, das Stück gedörrten, aufgequollenen Fleisches, das in Schmalz gesottene Ei bildeten unser unveränderliches Menu. Das Beste war stets die Tasse Chocolade, welche durch den sogenannten *molinillo*, einen geschnitzten Stab, der zwischen beiden Händen gedreht wird, eine Schicht grauen Schaumes erhält. Allerdings war dieses Getränk oft mit *panela* so versüßt und verdünnt, daß wir darüber stritten, ob wir Zuckerwasser oder Cacao genössen. Ganz herrlich schmeckte auf den Cacao ein Trunk frischen Quellwassers. Als höchste Delikatesse erlaubte man sich manchmal ein sogenanntes *bocadillo* (»Mündchen«) zu nehmen, d. h. in Würfel geschnittene Früchtekompotte.

Am folgenden Tage ging's durch prächtige, aber schon ziemlich gelichtete Palmenwälder über Las Cejas hinauf zur Paßhöhe des *Quindio*, dem sogenannten Boqueron oder Schlund (3485 Meter), zu dessen Linken sich der eigentliche schneebedeckte Gipfel des Quindio, 5150 Meter hoch, erhebt. Großartig, fast wie der Ausblick auf die Pampas, eröffnet sich hier die Aussicht auf das Caucathal. Dasselbe erscheint als eine ungeheure Fläche, bedeckt mit schwarzem, finsterm Walde, in welchen nur wenige Flüsse sich eingegraben haben. In der Ferne erhebt sich als Thalrampe die Westcordillere, einförmig und blauschwarz. Dieses Bild der Wildnis wäre gewiß düster zu nennen, würde sich nicht über dem Thale jener Himmel erheben, der an Bläue und Reinheit denjenigen Italiens weit zu übertreffen scheint.

In raschem Abstieg über schlüpfriges Terrain aus rotem Lehm gelangten wir in das Städtchen *Salento*, dessen Distrikt etwa 1800 Einwohner hat. Die Civilisation kündet sich hier an durch das Telegraphenbureau und durch eine Apotheke oder vielmehr Droguerie. Wir stiegen hinunter zum Flusse Boquia, in dessen Nähe wir bei einem Antioqueñer ein gutes Nachtlager fanden. Aus diesem reizenden grünen Thale mußten wir uns am nächsten Morgen wieder über den Alto del Roble (2080 Meter) hinausarbeiten; während mehreren Stunden kämpften unsere bis an die Nüstern beschmutzten Tiere mit dem schrecklichsten Wege, den wir noch

getroffen: gelblehmigem, vollständig durchschwemmtem Waldterrain. Gegen Mittag kamen wir nach *Finlandia*, einem neugegründeten Dörfchen, wo lauter Antioqueñer sich angesiedelt hatten. Es war gerade Markt und Messe. Der ganze Platz stand voll schwatzender Kolonisten, die sich bei der Elevation der Hostie auf die Knie warfen. Schrecklich war die Kirchenmusik; ein wimmerndes Klarinett und eine Trompete stöhnten stets den gleichen Satz hervor. Maissuppe, Maisbrot *(arepas)*, sogar ein Stück Brot, Bohnen und Schweinefleisch, die gewöhnlichen Gerichte der Antioqueñer, entschädigten uns für die ausgestandenen Strapazen, und nachmittags ritten wir weiter, nunmehr über trockenes Terrain mitten durch herrliche Wälder von mächtigem Bambusrohr, an den saubern und niedlichen Farmhüttchen der Antioqueñer vorbei. Überall bekam man auch bei diesen fortgeschrittenen Leuten gegen billige Bezahlung Milch oder Maisbrot.

Der eigentliche Quindio lag hinter uns. Der Paß ist so gesund, die Luft so rein, daß selten Erkrankungen von Reisenden vorkommen; viele behaupten sogar, dort Leiden und Unwohlsein zurückgelassen zu haben, was jedenfalls der größern Bewegung zuzuschreiben ist. Nicht einmal einen Schnupfen hatte uns das Kotwaten eingetragen, und doch hatten wir vom dritten Tage an weder Liqueur noch Cigarren mehr zur »Erhaltung der Gesundheit« besessen!

Am 28. Dezember endlich gelangten wir nach dreistündigem Ritt an den zirka 100 Meter breiten Fluß La Vieja an der Stelle *Piedra de Moler* (Mahlstein, 994 Meter). Auf dem gegenüberliegenden Ufer befand sich ein kleines Häuschen für den Fährmann. Noch trennte uns ein ziemlich hoher Gebirgszug von dem eigentlichen Caucathal. Da stieg von den Wäldern dieses Gebirgszuges herab eine Karawane von 20 Reitern und Reiterinnen, letztere in farbigen Reitkleidern mit langen Schleppen und wallenden Schleiern auf den drapierten Hüten, und winkte uns von weitem mit Tüchern. Es waren die Freunde und Anverwandten Abadías, welche ihm und uns entgegenritten und uns einen solennen Empfang bereiteten. Dieser Aufzug erschien uns schlechtgekleideten, mit Kot bespritzten Reitern, denen man die fast sechstägigen Strapazen nur zu gut ansah, wie eine Schar von Feen und Prinzen aus »Tausend und

eine Nacht«. Als wir auf das gegenüberliegende Ufer kamen, waren wir denn auch zuerst betroffen, uns in so glänzender Gesellschaft, in solcher Kultur zu sehen, und fanden bei der herzlichen Begrüßung fast keine Worte. Man nahm auf dem Grase ein solennes mitgebrachtes Frühstück ein, welches Wein und sogar etwas Champagner beschloß. Dann wurden uns jene feurigen, flinken Caucanerrosse, die so elegant im Paßgang davonreiten, zum Besteigen aufgenötigt, und schnell, man wußte fast nicht wie, ging's in 20 Minuten hinauf auf die Höhe des Gebirgsrückens von Santa Barbara, berühmt durch eine siegreiche Schlacht des liberalen Generals S. Gutierrez gegen die Konservativen im Jahre 1861. Von diesem Kamme aus hatte man eine herrliche Aussicht auf das Städtchen Cartago (989 Meter), das mitten in smaragdgrünen Matten, Platanen und Palmen liegt, angeschmiegt an den sich dahinschlängelnden Fluß La Vieja, der nun völlig aus der Cordillere hervorgedrungen ist und dem noch eine Stunde entfernten Cauca zueilt.

Cartago, 1540 an einem andern Flusse gegründet, wurde erst gegen Ende dieses Jahrhunderts an die heutige Stelle versetzt. Das Städtchen mit etwa 7000 Einwohnern hat nichts Hervorragendes aufzuweisen: seine Straßen sind rechtlinig und rechtwinklig geschnitten und mit spitzen Kieselsteinen gepflastert, deren Eindrücke mir noch lebhaft in Erinnerung stehen, da meine Füße, durch *niguas* (Sandflöhe[1]) heimgesucht, sehr empfindlich waren. Der Hauptplatz ist groß und viereckig, die zwei Kirchen sind unbedeutend; ein altes Kloster, San Francisco, diente einer höhern Knabenschule. Da die mittlere Temperatur hier 24 Grad beträgt, so wird es schon ziemlich heiß; doch ist das Linderungsmittel gegen die Hitze im Bade im Flusse La Vieja gegeben, wohin denn auch männiglich geht. Die Frauen baden in langen Bademänteln nicht besonders weit von den Männern. Letztere, auch die ärmsten Neger, binden sich immer ein Tuch um. Nie wird dabei irgend

[1]) Diese *pulex penetrans* gräbt sich in den Zehen ein und legt dort Eier. Zuerst beißt es einem wie Frostbeulen, dann wird der Schmerz größer und verhindert sogar den Schlaf. Die Negerinnen haben große Gewandtheit, diese Eindringlinge herauszuschneiden.

ein Unfug getrieben oder würde jemand Anstoß an solchen Bädern nehmen. *Honny soit qui mal y pense*, heißt hier der Wahlspruch, und ich habe auch, offen gestanden, die Prüderie verschämt thuender Reisender nie begriffen. Aus dem Fluß wird auch das Wasser für die Stadt geschöpft, und zwar nicht in Fässern, sondern in langen Bambusrohren, aus denen zwei oder drei Segmente herausgeschnitten sind.

In Cartago nahm uns die Familie Abadía mit wahrhaft arabischer Gastfreundschaft auf, wie denn überhaupt der Cauca wegen seiner Gastfreundlichkeit geradezu berühmt ist. Am besten schmeckten uns die Cigarren, welche die Töchter des Hauses aus gutem Tabak, der in der Nähe wächst, mit zierlichen Fingern selbst vor uns drehten, während wir mit ihnen plauderten, und die sie dann noch ganz frisch uns mit graziösem Lächeln überreichten.



Dr. Zaldúa, Präsident der Republik, † 1882 (S. 296)

Unsanft sollten wir aus diesem Idyll aufgeweckt werden! Am Sylvesternachmittag zog eine sogenannte Musik durch das Städtchen, und ein Mann las mit lautschallender Stimme eine Proklamation vor, wonach das Municipio de Quindio, dessen Hauptort Cartago war, in Belagerungszustand *(estado de guerra)* versetzt wurde. Beunruhigende Nachrichten seien aus dem Norden der Republik und aus Bogotá gekommen und der Präsident Nuñez habe die Nation als im Kriege befindlich erklärt. Wir konnten an eine wirkliche Revolution nicht glauben und beschlossen, dennoch unsere Reise das Thal hinauf fortzusetzen und zwar bis nach Cali, wenn möglich bis nach Popayan und bis an den Stillen Ocean nach Buenaventura hinunter. Wir ließen uns Pässe ausstellen, und der junge Abadía, Eugène und ich ritten wohlgemut den 3. Januar 1885 durch eine

Hügellandschaft mit reicher Vegetation und dichten Bambuswäldern thalaufwärts.

Das Caucathal wird von der West- und Centralcordillere eingerahmt. Der Cauca, der Hauptzufluß des Magdalena, von 270 Stunden Länge, ist weiter oben noch ein Gebirgswasser; von Cali bis Cartago, auf eine Strecke von etwa 20 Stunden, aber erweitert sich das Thal bis auf zirka acht Stunden Breite: hier ist der Fluß für kleinere Dampfer, welche zerlegt vom Stillen Ocean heraufgeschafft wurden, schiffbar. Dann aber engen die Cordilleren den Fluß immer mehr ein, und im Staate Antioquia beginnt er so wild zu fließen, um aus der Höhe von etwa 1000 Meter in die tiefen Sabanen der Küstenstriche hinabzugelangen, daß er Stromschnellen bildet und die Schiffahrt unmöglich macht. Das Caucathal ist nicht überall gleich fruchtbar, wie man es darstellt. Einige Gegenden sind infolge der Abholzung und auch der geologischen Gestaltung sehr dürr und sandig, wieder andere werden vom Cauca überschwemmt und sind, da das Wasser in den so gebildeten Lagunen bis zwei Meter hoch steht, unnahbar wegen der Fieber. Andere Gebiete, namentlich die etwa ½ bis 1 Stunde vom Fluß entfernten, schon etwas gegen die Höhe zu gelegenen, wo eine große vegetabilische Schicht liegt, verschaffen dem Menschen aber auch alles, was in der heißen Zone wachsen kann, in reicher Fülle. Dort liegen die meisten Ansiedelungen, während die herausragenden Gebirgszüge noch fast ganz unbebaut sind. So herrscht zwischen dem Caucathal und den Llanos eine große Ähnlichkeit. Hier wie dort werden die dürren Sabanen verbrannt, wird große Viehzucht getrieben, ist auch der Fischfang lohnend. Man trifft hier dieselben Ranchos und Farmen, umgeben von Fruchtbäumen und von großen Guaduas, die ihre langen Blätter im Winde wiegen: dieselben größern Landhäuser, umgeben von Weiden, wo das Paragras die Höhe unseres Getreides erreicht und so dicht und gleichartig gewachsen ist, als hätte man es oben abgeschnitten. Der herrlichste Himmel wölbt sich über diesem gesegneten Thale. Als die Eroberer kamen, lebte hier eine Million Ureinwohner; heute beträgt die Bevölkerung kaum die Hälfte, indem namentlich Blattern und Masern, dann aber auch die unaufhörlichen Bürgerkriege unter den Leuten aufgeräumt haben. Die Bevölkerung ist sehr gemischt, da

alle drei Rassen hier leben; doch giebt es Distrikte, wo die Schwarzen die Oberhand haben; die eigentlichen Indianer haben sich aus dem civilisiertesten Teile des Hauptthales schon lange zurückgezogen, so daß viel mehr Abstufungen von weißer und schwarzer Abstammung vorkommen.

Im Durchschnitt ist der Caucaner intelligent und auch poetisch veranlagt. In gewöhnlichen Zeiten ist er mild und sehr nachsichtig, zudem mäßig und brav; aber er gerät leicht in eine Leidenschaftlichkeit, die nirgends in der Republik erreicht wird. Für seine Religion und seine politische Überzeugung ist er Feuer und Flamme und opfert alles auf, Familie, Leben und Gut, nur um zu siegen; deshalb ist der Caucaner bei jedem Widerstand grausam und zerstörend und kennt keine Schonung. Hier ist der Herd der Revolutionen, hier endigen sie gewöhnlich. Der Cauca liefert das wichtigste Kontingent von Kriegern bei allen blutigen Konflikten, und die meisten Kämpfe werden mit einer Hartnäckigkeit und einem Heroismus geführt, welcher viel besserer Dinge würdig wäre. Fast alle Leute sind hier vom Schlage ihres Landsmannes J. H. Lopez, der, von den Spaniern gefangen genommen und zum Schaffot geführt, ruhig aus seinem Todesurteil eine Cigarette drehte (er wurde im letzten Augenblick gerettet und ein berühmter liberaler Präsident, s. S. 284). Gesellt sich dann zum politischen Kampf noch der Rassenkampf, indem die erst vor 40 Jahren emanzipierten Neger ihrem Hasse gegen die Weißen Luft machen, dann ist der Cauca das Theater rohester Grausamkeit und wird zur Wüstenei.

Man kann daher sein Urteil über den Cauca kurz dahin abgeben: Der Cauca ist ein Land, wo Milch und Honig fließt. Er wäre noch gesegneter, wenn die Neger mehr arbeiteten, wenn überhaupt die Leute weniger dem *far niente* obliegen und ihr Land mit größerer Sorgfalt bebauen würden; wenn die Natur nicht gar zu großmütig mit dem Menschen wäre und ihm alles Nötige fast von selbst darbrächte, wenn Verkehrswege vorhanden wären, durch welche die Produkte zu rascher Cirkulation gebracht[1]) und in andere Länder geführt werden könnten. Dann wäre der Cauca ein Para-

[1]) Die Lebensmittel sind im Cauca sehr teuer. Reis wird zwei- bis dreimal teurer verkauft als in New-York!! Und doch giebt eine Saat hier sieben Saaten, ohne daß man sie zu erneuern braucht!

dies, und jene Sociologen dürften nicht unrecht haben, welche die einstige Bevölkerung dieses Thales auf 20 Millionen (André sagt 50 Millionen) berechnen. Im Kriege, in der Revolution aber wird dieses *Paradies* zur *Hölle*, zum Tummelplatz aller Leidenschaften und Barbareien. Die lieben und herzensguten Menschen werden einfach zu Tigern. Ihre Wut wird so groß, daß sie lächerlich wird. In einer Ansprache an Liberale schnaubte ein Redner folgendermaßen: man solle die Konservativen so schlagen, daß man aus ihren Zähnen eine Denksäule errichten könne! Fast überall trifft man daher Spuren roher Verwüstung an und sind die Wunden von Bürgerkriegen noch unvernarbt. Dies erfahren wir schon in unserm ersten Nachtquartier bei Herrn Rentería, einem Konservativen, dessen prächtige Hacienda im Jahre 1877 niedergebrannt und dessen Vieh geschlachtet wurde, ohne daß das Fleisch verzehrt worden wäre; alle seine Weiden wurden derart verwüstet, daß er nach acht Jahren nicht wieder auf der gleichen Stufe des Wohlstandes angelangt war wie vordem. Wird dadurch nicht jede Initiative einfach geknickt? Nicht aus aufgeklärter Überzeugung sind die meisten bei dieser oder jener Partei eingeteilt, sondern weil sie Greuelthaten an der einen oder andern Partei zu rächen haben. Diesem ist der Vater getötet, jenem ein Bruder fortgeschleppt, einem dritten sind Mutter und Geschwister mißhandelt worden, und in der nächsten Revolution will er den Frevel rächen. So finden wir hier Freidenker unter den Konservativen, fanatische Katholiken unter den Liberalen. Jeder vergilt nach dem Gesetze des Blutrechts.

Den ersten Beweis dafür, daß eine Revolution ausgebrochen, erhielten wir, als wir gegen das Dörfchen *Victoria* ritten, dessen ganze männliche Bevölkerung in den Kriegen stets eine gefürchtete konservative Reiterschar bildet. In einer lieblichen Sabana kam uns ein Trupp dieser Lanzenreiter entgegen. Da ich voranritt, so befand ich mich, ich wußte nicht wie, mitten unter denselben. Ein Herr redete mich freundlich an; als meine Begleiter hinzugekommen waren, erkannten sie in ihm einen frühern Senator und General von Antioquia, welcher sich in der Nacht aus dem Cauca zu Fuß auf Antioqueñergebiet hatte durchschleichen wollen, um in seinem Staate irgend ein hohes Kommando zu übernehmen. Durch jene Reiter war er in der Cordillere erwischt worden und wurde

nun nach Cartago ins Gefängnis geführt. Schon der Umstand, daß uns dieser Radikale gegrüßt hatte, machte uns für die Zukunft in Cartago verdächtig.

Das Los dieser Kriegsgefangenen war keinesfalls beneidenswert. Sie wurden je nach den strategischen Bewegungen und beim geringsten Alarm herumtransportiert und von einem Orte an den andern geschleppt, bald human, bald schlecht behandelt. Als wir später diesem General in Cartago Cigarren und Viktualien brachten, sahen wir in seinen Kerker hinein. In enger Stube waren wohl 15 Mann eingepfercht, so daß sie sich nicht einmal alle zugleich auf den Boden hätten niederlegen können, und dies geschah im heißen Lande, bei wahrer Glühhitze und schrecklicher Ausdünstung. Kein Wunder, wenn solche politische Gefangene finstere Pläne brüten. Und doch war die Behandlung gegen frühere entschieden besser geworden. Wird doch dem ultramontanen Führer Julio Arboleda öfters nachgesagt, er habe Gefangene, um sie nicht »füttern« zu müssen, einfach erschießen lassen. Daß man reiche Gefangene, denen man Kontributionen abpressen will, im Gefängnis wohl mit Speise, aber nicht mit Trank versieht, was sie dann veranlaßt, schon nach zwei bis drei Tagen zu kapitulieren, wurde mir manchmal von sichern Gewährsmännern erzählt. In der Revolution von 1860 ließ man nach der Erzählung des französischen Arztes Saffrey im »Tour du Monde« — Saffrey begleitete Arboleda — Gefangene vor Entbehrung sterben und dann die Kadaver noch einige Tage neben den andern Gefangenen angekettet liegen.

Da wir uns der schwankenden Bambusbrücke über den Fluß La Paila, die übrigens mehr für Fußgänger berechnet ist, nicht anvertrauen mochten, so passierten wir eine Furt und durchritten dann den Wald von *Morillo*, der früher als von Räubern bewohnt gegolten hatte, während heute die Sicherheit in Cauca eine absolute ist. In diesem Wald hat die Familie Uribe, welcher einer der jungen Mediziner, unser Reisegefährte, angehörte, eine Farm, zu welcher das Vieh morgens und abends herzukam, und wir ergötzten uns einen Tag lang an dem ländlichen Gemälde dieser Besitzung. Die Häuschen waren wieder höchst sauber und durch

zarte Frauenhand verschönt. Der alte Herr Uribe war trotz seiner 70 Jahre noch ein unverzagter, unermüdlicher Arbeiter.

Nach diesem Intermezzo ging es in negerhafter Hitze weiter bald durch wasserarme, bald durch fruchtbare Gegenden das Thal hinauf, an armseligen, schmutzigen, traurigen Häuschen vorbei über Bugalagrande, San Vicente und Tuluá der Stadt Buga zu. Zwischen diesen beiden Orten liegt links am Wege auf malerisch grünen Hügeln das Schlachtfeld von Los Chancos, wo General Trujillo im Jahre 1876 das ihm zweifach überlegene, aber ermüdete Heer konservativer Antioqueñer, die in den Staat Cauca eingefallen waren, schlug (s. S. 292). Es fiel uns auf, wie verlassen die Wege im Caucathale überhaupt waren und wie wenig Maultiere wir begegneten. Der Hauptweg muß übrigens in der Regenzeit sehr schlecht sein, und Brücken trifft man hier keine! Eine Plage sucht den Cauca seit einigen Jahren heim und macht die reiche Gegend noch ärmer als sonst, die Heuschrecken. Diese weiden ganze Felder und Hecken ab. In Schwärmen lagern sie auf dem Wege. Sprengte man auch durch diese hüpfenden Schwärme hindurch, so gelang es dem Reittiere nur ganz wenige zu zertreten.

Buga (1575 gegründet, 1001 Meter über Meer, 24 Grad) hat mit der Umgebung eine Bewohnerschaft von zirka 12,000 Seelen. Diese mit vielen Klöstern und Kirchen ausgestattete, echt spanische, dumpfe Stadt war uns allen unsympathisch. Das Hotel war höchst schlecht, aber teuer; die Betten, die schon vielen andern vor uns gedient hatten, voller Ungeziefer. Nicht weit vom Städtchen kam uns ein Reiter nachgesprengt und verlangte unsere Pässe zu sehen, die wir hatten visieren lassen. Er betrachtete uns höchst mißtraurisch; wir durften nicht einmal fragen, wer er denn sei, der sich das Recht anmaße, uns aufzuhalten, da dies noch verdächtiger gewesen wäre. Wir berührten Sonso und ritten durch dessen weite Ebene nach dem netten Dörfchen *Cerrito*. Unterwegs nahmen uns Wälder voll Poesie und Duft auf. Durch sie flossen krystallklare Bäche, wie der Zabaletas, überschattet von Baumriesen und Gesträuchen. Da hatten wir nun jene prächtigen caucanischen Landschaften vor uns, welche Jorge Isaacs (s. S. 136) in seinem ergreifenden Roman »María« so wunderbar schildert; hier befanden wir uns auf dem eigentlichen Schauplatz seiner

Erzählung, deren idealisierte Figuren greifbare Gestalt anzunehmen schienen.

Neben der Poesie aber pflegt die Realität zu lauern. Mein Pferd stürzte in einem dieser glücklicherweise nicht tiefen Bäche auf die Knie; ich zog zur unrechten Zeit am Zügel, dasselbe zu heben; es drehte sich auf die Seite und Mann und Roß nahmen ein unfreiwilliges »Sturzbad«. Von Cerrito aus biegt sich der Weg rechts hinüber zum Cauca, gegen welchen zu wir über eine Stunde im Galopp sprengten, um noch vor Sonnenuntergang die Barke beim Übergang *de la Torre* zu erreichen, was uns auch gelang. Eine große Fähre, in welche die Reiter bequem hineinreiten können, führt hier über den schmutziggelben, breiten, von dichten Wäldern eingerahmten Fluß. Am jenseitigen Ufer schliefen wir in einer Hütte auf dem aus zerquetschtem Bambusrohr verfertigten Boden.



Jorge Isaacs

Am 9. Januar erreichten wir nach vierstündigem Ritt *Cali*, die größte Stadt des Thales, das Handelsemporium des Cauca. Cali nimmt sich von ferne wie eine maurische oder judäische Stadt aus. Eine gewölbte Steinbrücke führt über den Fluß gleichen Namens zu den getünchten Häusern der Stadt, über welche die Kuppeln zweier Kirchen[1]) emporragen. Da nun rechts die Westcordillere sich ziemlich schroff in nackten, pyrenäenähnlichen Contreforts erhebt, im Thal selbst aber Palmen die Stadt umgeben, so ist das Bild Calis unter einem wunderbaren Himmel ein sehr malerisches. Die Umgebungen sind reizend und tragen teilweise schweizerischen Charakter. Im Jahre 1536 gegründet, hat diese Stadt von cirka 12,000 Einwohnern eine mittlere Temperatur von 22 Grad, indem die Winde der Cordillere sie bestreichen. Cali besitzt verschiedene Oberschulen, welche von der geistigen Thätigkeit des Ortes, der dem Lande mehrere hervor-

[1]) Die Mutterkirche und die Kirche San Francisco in jonischem Stile und mit hübschem Chore, damals gerade in Reparatur infolge eines Erdbebens.

ragende Persönlichkeiten geschenkt hat, zeugen. Die Hauptbedeutung Calis liegt darin, daß es ein wichtiger Handelsort ist und, nur 16 Stunden in direkter Linie vom stillen Ocean entfernt, mit diesem leicht durch eine gute Bergstraße verbunden werden könnte. Schon lange laboriert man auch an dem Bau einer Eisenbahn ins Caucathal; das Thalstück vom Hafen Buenaventura bis nach Córdoba an der Cordillere ist im Betrieb. Aber wann wird die Lokomotive auf die Cordillerenhöhe hinaufdampfen?

In Cali besuchte ich mehrere Einwohner, an die ich empfohlen war, und zwar liberale und konservative. Da die Stadt in den Händen der Unabhängigen sich befand, so hielten sich schon einige Liberale versteckt. Namentlich erweckte unser Besuch bei den Herren Gaviria, den größten Kaufleuten des Thales, leidenschaftlichen Radikalen, den Argwohn der Leute, ohne daß ich dies ahnen konnte. Außer ganz allgemeinen Redensarten sprachen wir gar nicht über Politik und hatten auch keine Veranlassung, über dieselbe zu sprechen, da ich diesen Gesprächsgegenstand mied. Sowohl der Platzkommandant (ein Arzt), wie die Herren Gaviria selbst behandelten mich mit der größten Zuvorkommenheit, aber mit dem landesüblichen Mißtrauen. In den Straßen rief man hinter mir her: »Da geht der Abgesandte von Bogotá.« Die Konservativen machten mir keine Gegenbesuche, so daß ich Unheil witterte und bei meinen sorglosen Reisegefährten auf Abkürzung des Aufenthalts in Cali und auf Verzicht auf jede weitere Reise das Thal hinauf oder an den stillen Ocean hinab drang.

Am dritten Tage, schon vor sechs Uhr morgens, schwangen wir uns unter den Orangenbäumen im Hofe des Hotels auf unsere Tiere, und fort ging's dem Fluße Cauca zu, der etwa eine Stunde weiter in der Ebene liegt. Meine Gefährten schienen meine Geduld auf die äußerste Probe stellen zu wollen, so langsam und saumselig ritten sie hinter mir her; ich atmete erst auf, als eine Fähre uns über den Cauca setzte, trotzdem am andern Ufer Soldaten standen. Ich fühlte mich gerettet wie aus einer unbekannten Gefahr.... Und wirklich bestand diese Gefahr. Drei Stunden nach unserer Abreise, um 9 Uhr morgens, wurden die Herren Gaviria verhaftet und als verdächtige Radikale auf mehrere Tage in einer engen Zelle des Gefängnisses eingesperrt. Später vernahm ich, daß ein

Verhaftsbefehl auch gegen mich telegraphisch erlassen worden war und zwar von Popayan, der Hauptstadt des Staates Cauca, aus, da man geglaubt hatte, ich hätte den Radikalen von Cali wichtige Depeschen des radikalen Parteikomitees aus Bogotá überbracht. Alle Beteuerungen meiner Unschuld, welche ich hier feierlich konstatiere, da ich mich nirgends in den Bürgerkrieg gemischt habe, hätten dann nichts genützt, und ich wäre dort, weiß Gott wie lange, von den lokalen Behörden eingesperrt worden. Es sei aber gleich zur Entschuldigung dieser Leute beigefügt, daß unsere Reise thalaufwärts in solchen Zeiten eine Unvorsichtigkeit war, weil man ihr irgend einen Zweck unterlegte und an eine bloße Ferienreise nicht glaubte: daß gerade in Cauca Fremde an den Bürgerkriegen teilgenommen, daß die Nationaluniversität bei den Klerikalen verhaßt und daß in den letzten Monaten gegen die von der Hochschule verbreiteten gottlosen Lehren sehr schroff polemisiert worden war.

Unbehelligt ritten wir davon; die Leute hatten etwas anderes zu thun, als mir nachzustellen, nämlich sich zu rüsten, denn das Ungewitter wurde drohend. Als wir mittags in dem früher durch seinen »parfümierten, aromatischen Tabak« *(tabaco oloroso)* berühmten Städtchen *Palmira* anlangten, zogen schon zwei Bataillone Soldaten, fast ausschließlich wild dreinblickende Neger, mit zwei wehenden Fahnen durch das Städtchen gegen Buga zu. Einige riefen: »Viva el Gobierno legitimo!« aber im allgemeinen schien der Enthusiasmus der Soldateska nicht groß zu sein. Sie waren schlecht bewaffnet, marschierten aber stolz. Gewöhnlich sind diese Negerbataillone mit ihren sinnlich-lüsternen, mißtrauischen, trägen und doch ausdauernden, fanatischen Gesellen der Schrecken aller Guten. Doch darf ich nicht verhehlen, daß ich gerade in der Revolution die Bekanntschaft einiger Negeroffiziere machte, welche mir durch ihre ruhige, männlich-stolze, geradezu charmante Haltung wirklich imponierten.

Die Nacht brachten wir auf einer einsamen großen Hacienda bei einem Konservativen, an den wir empfohlen waren, zu, und ich erinnere mich mit Interesse an eine Diskussion, in welcher der

Gastwirt die Meinung verfocht, die Pflicht der Gastfreundschaft müsse auch einem Mörder gegenüber heilig gehalten werden. Am folgenden Mittag ritten wir zugleich mit einer Schwadron Lanzenreiter in Buga ein. Diese Lanzenreiter waren Landwirte, *hacendados*, aus der Umgebung, deren einzige Auszeichnung aus einem grünen, um den Strohhut herum getragenen Bande bestand. Sie hatten Flinten umgehängt, einige trugen Säbel; alle hatten am rechten Steigbügel die Lanze eingesteckt, welche die dortigen Krieger furchtbar zu handhaben wissen. Es waren dreiste, wilde Gestalten, die nichts Gutes ahnen ließen.

Kaum waren wir in Buga angekommen, so hieß es den 12. Januar, die Radikalen hätten drei Stunden weiter im Städtchen *Tuluá* sich erhoben, nachts die Kaserne der Konservativen gestürmt, über 50 Personen massakriert und an den Frauen unnennbare Greuelthaten verübt. Der Weitermarsch war uns damit verlegt, und wir mußten zwei tötlich lange Tage im vermaledeiten Hotel in Buga zubringen!

Am folgenden Morgen — es war ein Sonntag — zog denn auch fast die ganze Streitmacht der Stadt gegen die »Rebellen« aus. Der Tag verging in bangem Warten. Endlich am Abend spät kam die Nachricht, Tuluá sei am Mittag eingenommen und die Insurgenten zersprengt worden. Zwei junge Buganer, die im Übermut und wahrscheinlich etwas angetrunken auf den Platz der Stadt galoppiert seien, ohne das übrige »Heer« abzuwarten, seien niedergeschossen worden. Da der Weg wieder frei war, so erbat ich mir im Namen der Reisegefährten am nächsten Morgen die Pässe, die man an jedem Orte visieren lassen mußte. Fast eine Stunde ließ man mich ohne irgend welchen Grund warten, bis der Regierungsstatthalter, ein alter ergrauter Politiker, zögernd seine Namensunterschrift darunter setzte. Gegen Mittag ritten wir fort. Meine beiden Gefährten begingen die Unklugheit, davon zu sprengen. Man hielt uns an einer der nächsten Straßenecken an und versperrte uns den Weg. Im Nu waren wir umringt. Ich zeigte die Pässe vor, und man ließ uns gehen. Schon frohlockten wir außerhalb der Stadt, den bösen Leuten entronnen zu sein, als ein Reiter uns nachsprengte mit der Weisung, ihm sofort wieder zum Alcalde zu folgen. Widerstand war unnütz, obschon der Alcalde

gar nichts mit unsern Pässen zu thun hatte. In seltsamer Gemütsverfassung ritten wir wieder zurück. In einer der Straßen der Stadt umgab uns eine feindliche Volksmenge. Nie werde ich die Galgengesichter der Halbneger und Neger vergessen, die uns da umstanden und uns halblaut insultierten. Einer der frechsten, dem die falsche Angeberei auf der Stirne als Kainsmal gezeichnet stand, rief: »Ich kenne diese drei Herren wohl; sie sind gestern in Tuluá gewesen und haben mit den Radikalen gegen uns gekämpft.« Abadía entgegnete dem Menschen und verlor den Kopf, seine Unschuld beteuernd. Der Wirt, bei dem wir den Tag vorher Bier getrunken hatten, wagte nicht, zu unsern Gunsten zu erklären, daß wir keinen Fuß außerhalb Buga gesetzt hätten. Er war zu eingeschüchtert. Endlich wurde mir die Sache zu toll; ich ritt weg, nach dem Regierungsstatthalter verlangend. Denselben traf ich in einer Straße. Der Janhagel folgte. »Ist das der Respekt, den Ihre Unterschrift einflößt,« sprach ich zu dem alten Herrn, »daß man uns hier zurückhält und nicht frei weiter ziehen läßt? Was hat der Alcalde mit unserm Paß zu thun?« Ich berief mich auf einige Herren in Buga, die uns näher kennten und wüßten, daß wir Fremde, von der Regierung angestellte Professoren und jedenfalls keine Politiker seien. Die gleichen Herren, denen ich Dienste angeboten und erwiesen, indem ich für ihre Söhne in Bogotá schweres Silbergeld mitschleppte, drückten sich jetzt verlegen auf die Seite; keiner wollte Zeugnis ablegen. Verwünschtes Pack! Nach langem Zaudern und Schwatzen erklärte endlich der Regierungsstatthalter, wir könnten abziehen, sollten uns aber im Städtchen Tuluá melden, um dort die Pässe noch einmal unterschreiben zu lassen. Ganz bestimmt hegte er den Plan, uns dort abfassen zu lassen, um nicht den Schein auf sich zu laden, daß er seine einmal gegebene Unterschrift rückgängig mache. Bekümmert zogen wir davon.

Etwa 1 Stunde außerhalb Buga begegneten wir den »siegreichen« Kriegern, welche die Rebellen in Tuluá vertrieben hatten und nun nach Buga zurückkehrten. Da kamen zuerst Lanzenreiter, freche Gesellen, die uns — anbettelten. Wir gaben ihnen alles Kleingeld her, empört über solche Soldaten, die so schamlos Reisende angehen und natürlich nicht genug bekommen konnten. Dann folgten etwa 100 Mann mit schlechten alten Gewehren, wo-

runter noch Feuersteinschloßgewehre, bewaffnet. Sie gingen barfuß; Uniformen hatten sie natürlich keine. Nur die Offiziere trugen Käppis und hatten Degen über die Zivilkleider geschnallt. Die Soldaten schritten im Gänsemarsch einher, trübsinnig, niedergeschlagen; wahrscheinlich waren sie hungrig, und die meisten waren gewaltsam rekrutiert worden. Die traurigste Gruppe kam noch. Etwa 200[1]) waren gar nicht mit Gewehren bewaffnet und trugen entweder nur Knüttel oder dann schwere Faschinenmesser; es waren dies die unheimlichsten. Man fand unsere Pässe in der Ordnung, und wir zogen von dannen. Etwa eine halbe Stunde von Tuluá sahen wir etwas, das unser Herz vor Freude erbeben machte. Der Telegraphendraht war durchschnitten, somit war keine Depesche zu unserer Verhaftung hieher gelangt. Wirklich legte der dortige Präfekt mir kein Hindernis in den Weg, und so erreichte ich wieder meine Gefährten, die draußen vor dem Städtchen gewartet hatten, um, wenn ich nicht käme, fortzureiten und dann alles zu meiner Befreiung zu thun.


Tomas Uribe, Cand. med.

Trotz der bis zur gänzlichen Erschöpfung gesteigerten Ermüdung von Roß und Reitern suchten wir noch an jenem Abend die gastliche und Sicherheit gewährende Farm des Herrn Uribe zu erreichen, welche im dunkeln Walde Morillo liegt. Hätten wir nicht ein Pferd mit merkwürdig gutem Gedächtnis bei uns gehabt, so hätten wir uns in jener stockfinstern Nacht verirrt; so aber bog das Pferd, obschon es erst einmal auf der Hinreise diese Route begangen, rechtzeitig und ohne unser Wissen vom Wege ab und geleitete uns nach 9 Uhr zur Farm. Hier vernahmen wir auch durch einen Konservativen, dessen Haus neben der angegriffenen Kaserne in Tuluá stand, daß beim Aufstand in diesem Städtchen weder 50 Mann von den Radikalen niedergemacht, noch Grausamkeiten an den Frauen verübt worden seien, sondern daß die Affaire

[1]) Cp. Rebelion, pag. 67.

mit verhältnismäßig geringem Blutvergießen abgegangen: jedenfalls hätten die Radikalen bei der Haussuchung seine Frau sehr höflich behandelt. Hätte mich nicht der Drang, jene Ereignisse näher zu ergründen, dazu geführt, darüber Nachforschungen anzustellen, so hätte ich geglaubt, daß solche Unmenschlichkeiten. wie die den Aufständischen zuerst durch die Buganer zugeschobenen, in Tuluá wirklich verübt worden seien. Die Geschichte schreibt sich meist nach den Übertreibungen der Menschen.

Nach einem Ruhetage ritten wir wieder Cartago zu. Etwa zwei Stunden thalaufwärts kam uns der Vater Abadías entgegen, fliehend, denn Cartago werde wahrscheinlich noch heute von den Liberalen besetzt werden. Wir spornten unsere Tiere an. Da kamen Flüchtige. welche riefen. der Feind stehe schon vor der Stadt und bald werde dieselbe geplündert. Nun galoppierten wir fast eine Stunde lang so rasend vorwärts, daß unsere Tiere fast tot ankamen. In Cartago fanden wir die Thüren der Häuser verrammelt: die Weiber rangen die Hände, weinten und beteten, alles packte ein — es war ein Bild größter Verwirrung. Unwillkürlich mußte ich mir Scenen aus der Belagerung des alten Karthago vorstellen. Die männliche Bevölkerung war aus der Stadt geeilt, den Feind anzugreifen. Das Ganze erwies sich aber als ein blinder Lärm, indem eine Guerrilla bis zum Fluß gekommen war und einige Schüsse nach der Stadt zu abgegeben hatte. um sie zu erschrecken, sich dann aber schleunigst wieder zurückgezogen hatte. Mehrere Tage vergingen, während welcher hie und da solcher Alarm geschlagen wurde. Man befand sich in steter Aufregung.

Die Regierungspartei sammelte unterdessen eifrig Truppen, arme Rekruten. die notdürftig eingedrillt wurden und ganz alte Gewehre in die Hände bekamen. Abwechslung boten nur die übrigen Nachrichten vom Kriegsschauplatz. Was war das jedesmal für ein Lärmen, ein Schießen, ein Musikmachen. Paucken und Brüllen, wenn irgend eine Siegesnachricht eintraf! Namentlich eine war vernichtend für die Radikalen. Am 19. Januar war ein Bataillon der Kerntruppen der Regierung, der stehenden Guardia colombiana, von Panamá her mit viel Waffen und Munition zur Unterstützung der Regierungspartei nach Cali gekommen. In der Nacht auf den 20. aber trat der Chef desselben, Oberst Marquez. zu den

Radikalen über, die ihn, wie man behauptete, bestachen und ihm den Verlust der liberalen Sache ans Herz legten, wenn er Nuñez helfe. Cali fiel somit in die Hände der Radikalen, die nun ihrerseits alles aufboten, das Thal zu besetzen. Sie rückten etwa 800, nach andern 1100 Mann stark gegen Buga hinunter, um die dortigen Regierungstruppen, denen wir auf dem Wege von Tuluá begegnet waren, anzugreifen. Letztere, unter Juan E. Ulloa, verschanzten sich oberhalb der Ebene von Sonso auf Hügeln; ihre Zahl wird vom Chef auf nur 500 angegeben, von denen 200 mit Vorderladern bewaffnet waren. Während vier Stunden wurde den 23. Januar von acht Uhr morgens an hier gekämpft. Die stehende Truppe konnte im Ansturme gegen die Höhen nichts ausrichten; es heißt, die Patronenhülsen hätten sich in den Gewehrläufen eingekapselt. Die übrigen Truppen der Radikalen ergriffen schließlich die Flucht, 80 Tote, 150 Verwundete und Gefangene und 35 Pferde zurücklassend. Dieser Sieg bei Sonso hatte hauptsächlich eine moralische Bedeutung, indem die Caucaner sich ungeheuer viel darauf zu gute thaten, das verräterische Bataillon der Guardia colombiana, welch letztere für unbesiegbar gehalten wurde, geschlagen zu haben. Zudem gelangten nun die Regierungstruppen in den Besitz von viel Munition und Waffen und konnten sich organisieren. Bald kamen denn auch einige 2—300 Mann von Buga herunter nach Cartago. Sie rückten nachts $3^1/_2$ Uhr ein. Noch jetzt klingt mir der langsame Marsch in den Ohren, den die kleine Musik von etwa 5 Mann, Trompeter und Clarinettisten, vor dieser Truppe spielte. Es lag etwas so Klagendes, Unheimliches in jener ganz einfachen Melodie, daß sie mir durch Mark und Bein ging.

Nun glaubte sich die etwa 700 Mann starke, schlecht bewaffnete »Division« kräftig genug, um einen Vorstoß gegen den radikalen Staat Antioquia zu wagen; mit großer Behutsamkeit zog sie den 25. Januar über den Fluß La Vieja hinüber. Trotz allen Abratens wollte mein Kollege Eugène Hambursin absolut nach Bogotá zurückkehren. Man mochte ihm vorstellen, daß jedenfalls während der Revolution die Ackerbauschule nicht offen sei; es half alles nichts. Um ihn nicht zu verlassen, schloß ich mich, wider meinen Willen, mit meiner ausgeruhten und kugelrund gewordenen Mirla an. Den 26. Januar kamen wir nach dem zirka vier Reitstunden

von Cartago entfernt liegenden Dörfchen *Pereira*, das, von Antioqueñer Kolonisten 1863 mitten in den Bambuswäldern angelegt, heute recht gedeiht. Hier lag die Caucaner Division auf Vorposten, und wir konnten somit nicht weiterreiten, da der Feind erwartet wurde. In der Nacht wurde das von Eugène zur Heimreise eigens gekaufte, schöne Caucanerpferd von der Weide weggestohlen oder zum Dienst weggenommen. Alle Nachforschungen am Morgen waren vergeblich. Da beschlossen wir, uns zu trennen; ich wollte nach Cartago zurückreiten, um den Verkäufer des Pferdes vom Verluste zu benachrichtigen und zum Nachsuchen zu veranlassen. Nachmittags halb drei Uhr war ich im Sattel und verlangte nur noch meinen Geleitschein, als plötzlich die Cornets Generalmarsch bliesen. Man sah von den Pereira umgebenden Höhen des Alto del Oso (Bärenhöhe) schwarze Infanteriemassen herabkommen, und schon knallte es wacker am Eingang des Dorfes. Ich sah die Vorbereitungen zum Kampfe, und als die Kugeln gegen den Platz heranzusausen begannen, gab ich meiner Mirla die Sporen und ritt wieder Cartago zu.

Vom Ausgang des Gefechtes von Pereira wußte ich nichts. Gegen acht Uhr abends erzählte ich dem Vater Abadías das Vorgefallene, als man ihn plötzlich bei Seite rief. Er kam ganz verstört zurück und sagte zu mir: »Doktor, ich muß fliehen. Ich übergebe Ihnen mein ganzes Haus zur Bewachung. Könnten Sie mir nicht Ihr Maultier überlassen, damit ich fortreiten kann, sonst falle ich in die Hände der Feinde?« Herr Abadía war ein, wenn auch noch rüstiger, doch hoch in den sechziger Jahren stehender Mann; ich hatte von ihm große Gastfreundschaft empfangen. Ich zögerte nicht, holte mein Maultier selber von der Weide, und der Flüchtige flog bald darauf in die Nacht hinaus. So war auch ich zum Fußgänger geworden wie Eugène. Die ganze Nacht dauerte der Alarm fort. Man hörte die fliehenden Regierungstruppen im Eilschritt durch die Stadt ziehen, die sie nicht einmal zu verteidigen suchten, obschon die Position am Fluß gut zu halten gewesen wäre. Wir schlossen kein Auge! Nach zehn Uhr morgens war die Stadt wie ausgestorben. Keine Krieger waren mehr da. Nur einige Verwundete wurden aufgenommen und vom jungen Mediziner Abadía und von mir, seinem provisorischen Gehülfen, summarisch verbunden.

Ein Reiteroberst. der mit zerschmettertem Schienbein angeritten kam, hielt sich besonders standhaft und machte uns durch seine heitere Laune etwelchen Spaß.

Ein banger Tag, während welchem Plünderungen erwartet wurden, verging; eine ebenso lange Nacht, während welcher man die Kleider nicht ablegte, folgte. Endlich am dritten Tage morgens 9 Uhr zogen die Invasionstruppen in die Stadt ein; es waren einige Bataillone gutgekleideter, gut disciplinierter Truppen, welche die radikale, mit vielen Hülfsmitteln versehene Regierung von Antioquia ausgerüstet hatte und nun nach dem regierungstreuen, feindlichen Cauca sandte, um den dortigen zerstreuten Radikalen, die nichts Besseres gewußt hatten, als drei verschiedene provisorische Präsidenten des Staates (!) zu proklamieren, Zeit zur Sammlung zu geben. Durch die Umstände war ich Beschützer des Hauses von Don Felix Abadía geworden, welcher ein hervorragender Vertreter der »Unabhängigen« Cartagos war und zur Regierungspartei stand. In sein Haus, das reich und angesehen war, flüchteten sich noch mehrere Frauen, so daß mit den Dienstboten, meist Negerinnen, bei 20 Frauen unter meinem Schutze versammelt waren. Gegen 10 Uhr kam die Nachricht, daß wir das Haus sofort zu räumen hätten, weil die Truppen es beziehen müßten. Wir waren wie versteinert. Sofort ging ich zu dem eben eingesetzten neuen Alcalde, an dem das Beste war, daß er wenigstens Bueno (Gut) hieß. denn leider kommen bei jedem solchen plötzlichen Umschwung die heftigsten Elemente, welche in die Herabwürdigung des Gegners System bringen, obenauf. Ich erklärte ihm, daß es doch unmöglich sein Ernst sein könne, so viele Frauen aus ihrem Heim herauszutreiben und dies im Zeitraum von einer Stunde; er hätte ja öffentliche Lokale zur Genüge, um die Soldaten unterzubringen. Ich wurde hart angefahren; der alte Abadía wurde als politischer Gegner beschimpft. Meine Bitten bei den bessern Vertretern der liberalen Partei halfen nichts, da diese sonst viel zu thun hatten oder vor dem wie ein Besessener amtenden Bürgermeister Furcht empfanden, sie möchten zu großer Nachsicht gegenüber den »Godos«, den »Schwarzen«, angeklagt werden. Kurz, es schien sich kein Ausweg zu finden, als uns plötzlich einfiel, wir wollten dem Schreier ein anderes Haus des gleichen Besitzers anbieten,

was er schließlich annahm. So war die drohende Gefahr, aus dem Hause hinausgeworfen zu werden, glücklich beseitigt. Da man jedoch munkelte, Herr Abadía habe Schätze verborgen, so wurde bei uns eine Hausdurchsuchung vorgenommen, die übrigens ganz ruhig von statten ging, indem ich den Beamten überall begleitete. Derselbe nahm nur einige Sättel mit.

In den folgenden Tagen lebte ich wie der reinste Sklave. Wollte ich einen Schritt zum Hause hinaus thun, so kam sofort eine Schar Weiber auf mich zugelaufen und beschwor mich mit Thränen, ich möchte sie doch nicht verlassen. Was sollte ich thun? Thränen von Frauen gegenüber ist man machtlos. So verzichtete ich auf den Ausgang, las, rauchte, schlief fast die ganze Zeit angekleidet in der Hängematte. Erst nach acht Tagen kam endlich Eugène wieder von Pereira nach Cartago zurück, und wir teilten uns in die Überwachung.

Das Heer der Antioqueñer, das ungefähr 2000 Mann zählen mochte und unthätig fast einen Monat in Cartago blieb, hielt sehr gute Disciplin; alles wurde von den Soldaten bezahlt; dieselben benahmen sich höflich; sie wurden aber auch für jedes Vergehen strenge bestraft und zwar mit Prügeln, die vor der ganzen Compagnie vom Profosen aufgemessen wurden. Unter diesen Truppen fand ich einige Bekannte, frühere Deputierte oder Senatoren, die in Bogotá gewesen waren, auch einige meiner Studenten, und hatte keine Mühe, von diesen zuvorkommenden Offizieren spezielle Schutzbriefe für das mir anvertraute Haus zu erwirken, wofür ich ihnen sehr dankbar war. Nachdem so die Familie Abadía gegen die Bosheit der politischen Gegner sichergestellt schien, bemächtigte sich die Ungeduld unser, und da der Weg nach Antioquia hin frei war und wir von dort nach der Hauptstadt gelangen zu können hofften, so brachen wir allen flehentlichen Bitten zum Trotz den 8. Februar auf; wir überschritten hinter Pereira die interessante Brücke über den Fluß Otun, passierten die saubern, an hohen Abhängen der Centralcordillere gelegenen Dörfer Santa Rosa und San Francisco und gelangten zum Chinchiná, dem Grenzfluß zwischen Antioquia und Cauca, hinunter, welcher sich so tief eingeschnitten hat, als wollte er den Unterschied der beiden Volksstämme noch besonders scharf andeuten. Ein guter, aber steiler

Weg führt von hier nach Manizales, der aufstrebenden, zweitgrößten Stadt Antioquias hinauf.

Manizales (2140 m, mittlere Temperatur bloß 17 Grad) beherrscht wie ein Balcon die Gegend. Das Plateau, auf dem die Stadt liegt, ist durch Terraineinschnitte der Flüsse Chinchiná, Cauca und Guacaica geschützt. Die Landschaft ist voll Majestät; im Süden erblickt man auf dem gegenüberliegenden Abhange das große Dorf *Maria*, »so poetisch wie sein Name«. Die Westcordillere liegt gegenüber, und zwar ist gegen Nordwesten das Thal des Atrato deutlich erkennbar, indem zwei blaue Linien nebeneinander laufen. Im Süden und Südosten aber sieht man die Schneekuppen des Herveo und des Ruiz, sowie die Silberfirnen der Santa Isabel. Leider ruht Manizales auf vulkanischem Boden und ist Erdbeben ausgesetzt; diese hatten es in einem der letzten Jahre fast vollständig zerstört, so daß die Stadt damals nur notdürftig aus Holz aufgebaut war und kaum 10000 Einwohner beherbergen konnte.

In dieser militärischen Stellung ersten Ranges harrten die strategischen Häupter der Revolutionäre der Nachrichten über die beiden nach dem Cauca- und Magdalenathal gesandten Expeditionscorps. Am Tage nach unserer Ankunft machte sich gegen 4 Uhr abends eine große Erregung geltend. Einzelne Zersprengte kamen an, worunter als erster der Obergeneral! Die Wahrheit blieb nicht lange verborgen: das eine der Corps hatte am 5. Februar bei einem verwirrten Angriff zur Wiedereroberung der zuerst von ihm aufgegebenen Stadt Honda infolge Uneinigkeit der Führer und Zuchtlosigkeit eine entscheidende Schlappe erlitten. Unter Zurücklassung von Munition und Gewehren zog es sich in voller Auflösung gegen die Cordillere zurück; nur etwa 1500 Mann wurden von strammen Führern in der Hand behalten. Jedoch mußte der Rückzug nach Manizales gegenüber den plötzlich auftauchenden konservativen Guerrillas verzweifelt erkämpft werden. Bei einem solchen Rückzugsgefechte war auch der junge Student Arango, der Besitzer der Mirla, von einer Kugel schwer verwundet und in einem Dörfchen der Cordillere ohne Hilfe, ohne Arzt zurückgelassen worden! Ich hielt es für meine Pflicht, dem jungen Freunde, dessen Mutter mit der meinigen eine große Ähnlichkeit hatte, Hülfe zu bringen, und wandte mich an das Oberkommando, um mir ein Maultier geben zu lassen,

da ich keines mehr hatte; hier wurde ich von den Chefs mit allerlei schönen Reden auf das Gefahrvolle meiner Unternehmung (ich könne, dem Feinde entgegenlaufend, füsiliert oder zwischen den beiden feindlichen Heeren erschossen werden) gehörig aufmerksam gemacht; ich erklärte, alle Verantwortung für meinen Schritt auf mich nehmen zu wollen. Von Eugène nahm ich am folgenden Tage Abschied, der allerdings sehr ernst war, da wir nicht wußten, ob wir uns je wiedersähen.

Mit Medikamenten aller Art wohl versehen brach ich auf; nur hatte ich in der Eile völlig vergessen, Lebensmittel einzupacken; Waffen nahm ich wohlweislich nicht mit, auch meinen Revolver ließ ich zurück. Den Aufstieg auf die Paßhöhe mußte ich zu Fuß unternehmen, da mein Maultier, das unterwegs auf Befehl eines Offiziers einem Soldaten weggenommen und gegen meinen vom Oberkommando zuerst gelieferten, halblahmen Gaul eingetauscht worden war, fast nicht mehr weiter konnte. Unterdessen begegnete ich massenhaft Flüchtigen. Erst oben im Gebirg traf ich zwei Bataillone, die noch ordentlich diszipliniert schienen und einigermaßen geordnet marschierten. Gepäck und Munition folgte auf gänzlich erschöpften Maultieren oder Ochsen nach. Nachts um 8 Uhr kam ich in eine Hütte; ein Bataillon aus Ibagué kampierte hier um Feuer herum im Freien. Es herrschte grimmige Kälte; ich war daher froh, als einer meiner Studenten aus Ibagué mich in ein kleines, enges Zimmerchen des Hüttchens führte, wo neun Offiziere des Bataillons mit dem Kommandanten saßen oder lagen. Auf Befehl des letzteren verkroch sich ein Offizier unter die Bettstatt, und ich bekam eine Schlafstätte neben einem eingehüllten Menschen angewiesen. Auch ich hüllte mich angekleidet in meine Reisedecke und schlief, ermüdet und froh, überhaupt ein Obdach gefunden zu haben, ein. Am Morgen war die spärliche Vegetation des Passes vollständig mit Eis und gefrornem Reif bedeckt. Die Soldaten schlotterten vor Kälte. Mein Maultier, das an die Pfosten des einzigen Lagerzeltes angebunden worden war, hatte sich freimachen können; nach zweistündigem Suchen fanden wir es in den Büschen, das gefrorne Laub fressend. Gegen

8 Uhr verabschiedete ich mich von dem Bataillon, und auf dem ermatteten Tier ging es schrittweise weiter.

Der Paß des *Páramo de Ruiz* führt 3675 m über Meer zwischen den eigentlichen Schneeriesen und alten Vulkanen des Ruiz (5300 m) und des Herveo (5590 m) hindurch. Die Gletscher derselben haben früher wahrscheinlich den ganzen Sattel bedeckt, wenigstens trifft man viel Sand und Gletschermoränen, sowie schwere vorgestoßene Felsblöcke. Hie und da weichen die Nebel auf einen Augenblick der Sonne, und es werden die Eismassen der höhern Gipfel sichtbar, namentlich zur Rechten die 16 m dicke Eisschicht des Ruiz. Das Panorama hat viel Ähnlichkeit mit demjenigen der Gemmi am Fusse der Altels.

Gegen 10 Uhr traf ich hier einige Compagnien Infanterie, welche von Manizales aus zum Schutz des Passes detachiert worden waren. Die Leute waren wenigstens gut bewaffnet und diszipliniert. Sie schlachteten im Freien eine Kuh, die dann über dem Feuer gebraten wurde. Trotz meines wütenden Hungers und einstündigen Zuschauens mochte ich doch nicht um Fleisch betteln, da der Oberst mich wohl freundlich eingeladen hatte, am Mahle teil zu nehmen, aber auf die Worte die That nicht folgen ließ. Im armseligen Hüttchen, bei dem die Soldaten lagerten, erhielt man auch gegen Geld und gute Worte gar nichts. Ja, hätte ich Zähne ausziehen können, dann hätten die Besitzer des Hüttchens mir gewiß noch etwas zum Essen hervorgesucht, das sie versteckt haben mochten. Aber ich konnte mich der geschwollenen Backen der Jungfrau des Hauses nicht erbarmen, trotzdem man mich darum ersuchte, indem man in mir einen Arzt zu sehen glaubte.

Gegen Mittag gelangte ich zu den vorgeschobensten Posten in *Yolumbal.* Die Stellung war furchtbar, uneinnehmbar, indem der Weg, im Zickzack eingehauen, durch Felsenschluchten wenigstens 1500 m hinunter in das warme Land leitet. Kaum hatte ich die letzten dort angelegten Verhaue erreicht, wo viel Munition aufgespeichert war und wo eine Compagnie Schweizer Scharfschützen eine ganze Armee aufgehalten hätte, so begann ich meine Vorbereitungen zum Abstieg. Ich ritt dem Feinde entgegen, ohne zu wissen, wo er sei, und mußte daher gewärtigen, von irgend einem Vorposten desselben als von den Radikalen herunterkommend

niedergeschossen zu werden. Zuerst öffnete und zerriß ich alle von Privaten mir mitgegebenen Briefe, die irgend welche politischen Nachrichten enthielten; dann hüllte ich mich in mein weisses Leintuch, das ich zum Baden stets mit auf dem Sattel führte, ein, um von weitem gesehen zu werden; mein Nastuch steckte ich auf eine Stange, um es nötigenfalls zu schwenken. Langsam, aber gefaßt ritt ich mutterseelenallein einige Stunden weiter in dieser Totenstille. Zu meinem Erstaunen unbehelligt, gelangte ich endlich auf ganz verlassenen Wegen nach dem Dörfchen *Soledad* (Einsamkeit) hinunter, das ebenfalls verlassen schien.

In Soledad, dessen konservative Bewohner die radikalen Truppen auf dem Rückzuge beinahe einen ganzen Tag durch Gefechte aufgehalten hatten, sah man noch die Spuren des gewaltsamen Einbruchs in die Häuser, welchen die hungernden Truppen des geschlagenen radikalen Heeres verübt hatten, um sich mit Lebensmitteln und Decken zum Überschreiten des kalten Gebirgspasses zu versehen — ein wüstes Bild des Kriegslebens. Natürlich waren die Gemüter daselbst erregt, und man sah mich mißmutig an. Ein Dutzend böse Gestalten, konservative Krieger, umstanden mich, fragend, woher ich komme, wohin ich gehe etc. Ich gab bestimmte Antwort, ohne jedoch irgend etwas über die Stellung der Gegner zu verraten. Warum ich überhaupt hier durchzukommen »wage«, hieß es. Ich antwortete: »Porque asi me gusta, weil dies mir so beliebt.« Als die Leute über solche Unverfrorenheit erbost wurden, beruhigte ich sie mit der Erklärung, ich müßte einem verwundeten Freund zu Hülfe eilen, und weil ich wüßte, daß die Columbianer menschenfreundlich wären, jedenfalls keinem Unbewaffneten etwas zu leide thäten, so wäre ich im Vertrauen auf sie ruhig meines Weges gezogen. Das wirkte, und man ließ mich frei unter der Bedingung, daß ich, da ich wieder als Arzt angesehen wurde, die Verwundeten im Dorfe pflege. Ich sagte zu und half einigen derselben, so gut es ging, mit Verbandstoff, Carbol etc. aus. Die ganze Nacht mußte ich durchwachen, indem ich mein Maultier an einem langen Seile an meinen Arm binden mußte, damit es, draußen im Hofe stehend, nicht weggestohlen würde. Als ich gegen Tagesanbruch hie und da etwas einnickte, zog das munter gewordene Tier am Seil, und erschreckt fuhr ich jedesmal auf und auf die vermeint-

lichen Schelme los. Am folgenden Morgen ritt ich erst gegen acht Uhr fort, indem ich noch zu zwei verwundeten radikalen Soldaten gerufen wurde, die eine barmherzige Frau um Gotteswillen in ihr Hüttchen aufgenommen hatte. Das Bein des einen war ganz brandig und furchtbar zerschossen. Rettung war keine da. Die Wunde des andern war nur eine Fleischwunde im Oberschenkel.

Zwei Wege führen von Soledad zum Magdalena hinunter, einer über *Santana*, wo reiche Silberminen sind, nach *Ambalema*, der früher durch Tabakbau so berühmten Stadt, deren Faktoreien aber infolge einer Krankheit der Pflanze und infolge der Fieber heute fast verödet liegen; der zweite über das Dörfchen *Fresno* nach Honda. Ich mußte den letztern einschlagen. Den ganzen Vormittag traf ich Bewaffnete, welche einzeln zum Sammelpunkt der konservativen Guerrillas hingingen. Kaum hatte ich das tiefe Thal von Aguacatal, dessen Breite zirka 400 Meter, dessen Tiefe aber wohl 1000 Meter beträgt, überschritten, als ich jenseits auf die ersten organisierten und stehenden Truppen der Regierungspartei stieß. Es waren Detachemente der Guardia colombiana aus Bogotá. Die Soldaten liefen auf diesem Wege ebenfalls im Gänsemarsch; die Offiziere saßen zu Pferde; viele Soldaten trugen ihre Käppis auf den Strohhut aufgestülpt. Hinter der Kolonne von Soldaten lief eine Schar Weiber, die sogenannten Soldatenweiber, arme Indianerinnen, die ihrem Manne oder vermeintlichen Mann nachgehen, wohin dieser verschlagen wird. Sie schleppen ihre kleinen kupfernen Kessel, die *olla*, die sie irgendwo im Freien auf ein paar Steine legen können, mit sich; darin bereiten sie das tägliche Mahl: Bananen, Kartoffeln, etwas getrocknetes Fleisch. Die Aufopferung dieser oft schlecht behandelten Weiber ist mit Recht gerühmt worden; ohne sie könnte jedenfalls die Truppe gar nicht existieren, da keine Verwaltungs- oder Verpflegungsabteilung besteht. Bis nachmittags 3 Uhr mußte ich nun durch die ganze Macht der Konservativen und Unabhängigen hindurchpassieren, welche nach den Cordilleren zum Angriff gegen die Liberalen vorgingen. Man musterte mich überall lebhaft, ließ mich aber ungeschoren: nur einige junge Leute, die mit zwei mitgenommenen feisten Mönchen ritten, riefen mir einige Artigkeiten nach, welche Bezug hatten auf meinen Unterricht an der Universität.

Endlich nachmittags gegen vier Uhr traf ich in Fresno in einem Antioqueñerhäuschen meinen Studenten Arango, ausgestreckt auf einer langen breiten Bank. Schon fünf Tage waren seit seiner Verwundung vorübergegangen; noch war nichts zu seiner Heilung geschehen. Das verwundete rechte Bein war denn auch furchtbar aufgeschwollen und schon graublau. Eine Kugel war ihm, als er an der Spitze seiner Compagnie die Höhe oberhalb des Dörfchens angriff, wo eine konservative Guerrilla stand, in den obern Teil des Oberschenkels gedrungen und hatte ihn niedergeworfen. Am folgenden Tage kamen Ärzte der Regierungstruppen; einer nahm die Untersuchung vor, erklärte, es sei ein gutartiger Beinbruch da, nahm die Kugel aber nicht heraus, sondern schnitt nur einen Kanal ein, um die Wunde zu drainieren.

Einundvierzig Tage blieb ich nun in diesem Dörfchen an der Seite des kranken Jünglings als Wärter. Es war eine schwere Zeit, und doch gedenke ich dankbar der liebevollen Bevölkerung von Fresno, die, obschon arm und vom Kriege heimgesucht, dem Verwundeten viel Gutes that. Die politischen Gegner des Kranken, von denen mehrere denselben besuchten, benahmen sich außerordentlich taktvoll, unterstützten uns mit allem, was sie konnten, mit Geld und sonstigen Dienstleistungen, und flößten mir Hochachtung ein. Als die Schmerzen des Verwundeten immer qualvoller wurden, wurde nach 31tägigem Warten der Verband abgenommen, und es erzeigte sich, daß von Heilung keine Spur vorhanden war. Es folgten nun Momente der Angst, wo der Tod seiner Beute schon sicher zu sein glaubte. Der junge Mann war gefaßt, jammerte aber nach seiner Mutter .... Endlich als Weg und Steg sicherer geworden, kam ein guter Arzt aus Bogotá, von der Familie geschickt, und verordnete nach Anlegung eines Notverbandes den Transport des Kranken nach Bogotá, wobei er sein zerschossenes Bein möglichst fixierte.

So machte sich denn die traurige Karawane nach der Hauptstadt auf. Neun Träger mußten auf den schlechten Wegen die Tragbahre schleppen, auf welcher der Schwerkranke lag. Wir ritten langsam neben- oder hintendrein. So gelangten wir nach der Stadt *Mariquita* (547 Meter, 27 Grad). Im Jahre 1550 gegründet, war sie bald berühmt durch ihre großen Gebäude, ihre schönen Klöster,

Spitäler und ihre Münze. Seit 1761 aber wurden die Goldminen in der Nähe aufgegeben, und die Stadt zerfiel. Das Haus, in welchem der aussätzige Quesada 1597 starb (s. S. 186), ist nur noch eine elende Ruine, wie so viele andere früher prächtige Häuser. Alles machte den Eindruck des Zerfalls. Kaum 2000 Menschen dürften hier und in der Umgebung wohnen. Über die sogenannten Llanos oder Steppen von Mariquita ging es nun dem Fluße Guali nach Honda zu. Aus Furcht vor dem gelben Fieber passierten wir mit unserm Kranken die Stadt morgens zwischen neun und zehn Uhr



Platz von Honda

möglichst rasch, setzten dann in einem großen Champan oder Boot (s. S. 23) über den Magdalena und befanden uns wieder auf dem Wege von Bodegas nach Bogotá, den ich beim Eintritt in das Land benutzt hatte. Neun volle Tage dauerte der Marsch von Fresno nach Bogotá, und doch hatte einer der Brüder Arango diese Strecke in zwei Tagen und zwei Nächten auf ausnehmend schnellem Maultiere zurückgelegt.

Endlich, den 1. April 1885, nach fast viermonatlicher Abwesenheit, betrat ich abends die Straßen der Stadt Bogotá, indem

ich im Hause Arangos die am folgenden Tage stattfindende Ankunft des traurigen Zuges anzeigte. Man ließ mich ungehindert durch die Wache außerhalb der Stadt passieren, nachdem ich meinen Namen angegeben. Alles schien tot und ausgestorben. Nichts als Patrouillen und »scheuer Sklavenschritt«. Nach 50 Tagen schlief ich zum ersten Mal wieder in einem Bette! Mein Freund wurde dann verschiedene Male operiert und schließlich nach Jahr und Tag gerettet.

Die Ereignisse vollzogen sich ziemlich rasch, aber nach unserm Begriffe mit verzweifelter Langsamkeit. Während vollen neun Monaten blieben wir von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten und erhielten keine Briefe aus Europa (man ermesse, was dies bedeutet!). Belästigt wurden wir Fremde in Bogotá während der Revolution keineswegs. Abends wurde man hie und da angehalten, aber stets freigelassen, während Bogotaner, welche die Patrouillen nach 8 Uhr in den Straßen antrafen, ohne daß sie irgend einen plausibeln Grund dafür angeben konnten, einfach eingesteckt wurden. Dann und wann stieg eine Rakete am nächtlichen Himmel auf, von einem versteckten Häuschen der Vorstadt ausgehend. Dieses Zeichen sollte den Genossen der Gegenpartei anzeigen, daß eine für sie günstige Nachricht eingetroffen, welche sie sich mündlich weiter erzählten oder durch die Geheimdruckerei des *Posta* oder im Manuskript weiter verbreiten ließen. Hatte aber die Regierung irgend einen Triumph zu verzeichnen, dann wurden Hunderte von solchen Raketen aufgelassen (s. Titelbild): bei gar wichtigen Ereignissen wurden sogar nachts spät Kanonen auf den Hauptplatz geschleppt; sie donnerten den Besiegten das *væ victis* zu! Die Fanfaren schmetterten, die Musiken spielten, die Schwärmer knallten. *Vivas* und *Mueras* wurden gebrüllt, die Plaza füllte sich mit neugierigen, frohlockenden oder traurigen Menschen — es war ein Höllenlärm und ein Lärm der Hölle, denn der blutige Sieg, der so frenetisch und in einer für Mutterherzen so rücksichtslosen Weise gefeiert ward, war ein Sieg über Brüder.

Eine eingehende Schilderung der militärischen Operationen dieses Bürgerkrieges würde für den mit den topographischen Ver-

hältnissen Vertrauten sehr lehrreich sein; wir müssen uns kurz fassen. Im allgemeinen wurde mehr in großen taktischen Märschen als in kühnen Waffenthaten geleistet; denn infolge der Zerfahrenheit der liberalen Führer kam es nur zu wenigen größeren Schlachten und Bravourstücken. Die Bewaffnung ist so schlecht, die Gewehre sind so wenig sicher, die Munition wird so verschwendet, die Treffsicherheit ist so gering, die Artillerie so mangelhaft, daß glücklicherweise die Verluste in keinem Verhältnis standen zu der auch diesmal bewiesenen persönlichen Tapferkeit und Kaltblütigkeit. Die Besiegten wurden von den Siegern verhältnismäßig human behandelt. An Übertreibungen wurde ganz Enormes geleistet. Von einem Gefechte, in welchem es 23 Tote gab, schrieb einer der Helden bescheiden: »An diesem Tage, an dem die Unsrigen den ruhmvollen Namen von Tapfern, den sie sich in tausend Gelegenheiten erworben hatten, hochzuhalten wußten . . . .« etc. Hochtrabend waren namentlich die Proklamationen. »Die Vorsehung empört sich gegen die Friedensstörer,« sagten die Radikalen. »Die liberale Partei, unterstützt in edler Weise von der konservativen, durch die Unordnung und Entsittlichung zur Verzweiflung gebracht, nimmt die Verteidigung der Gesetzmäßigkeit gegen die oligarchische Verderbnis des Radikalismus auf . . . .« So tönte es aus dem Munde der Regierungspartei, von welcher der Radikalismus als gleichbedeutend mit Intoleranz, Egoismus, Betrug, Ausbeutung der Republik erklärt wurde.

Folgendes war der Gang der Ereignisse: Die Regierungstruppen bemächtigten sich fast ohne Kampf des Staates Antioquia, welchem eine Kontribution von 1 Million Dollars auferlegt und mit beispielloser Strenge durch Provisionsagenten entrissen wurde. Inzwischen war nämlich auch das Invasionsheer der Antioqueñer (3800 Mann) am 23. Februar durch General Payan, den Präsidenten von Cauca, mit 2200 erschöpften und hungrigen Soldaten in Santa Barbara oberhalb Cartago (s. S. 308) angegriffen und nach achtstündigem Kampfe in wilde Flucht geschlagen worden. Über 600 Tote deckten die Wahlstatt; es gab 300 Verwundete und 290 Gefangene. Am 24. Februar wurde die Kapitulation von Manizales unterzeichnet; die Soldaten der Radikalen wurden entweder in das Regierungsheer eingereiht oder freigelassen; die Offiziere, welche ihre Säbel

behalten durften, nach Bogotá spediert. Als diese Nachricht im Norden, wo man bis dahin eine Schlacht vermieden hatte, eintraf, schifften die dortigen Revolutionäre ihre Truppen auf den Magdalenastrom ein, um eine Entscheidung an der Küste zu suchen. Dort hatte der radikale General Gaitan während 70 Tagen die Stadt Cartagena unnütz zu Wasser und zu Lande belagert, war aber am 8. Mai bei einem nächtlichen Sturme mit einem Verlust von über 300 Toten und Verwundeten zurückgeschlagen worden. Nur noch 1500 Mann des Belagerungsheeres mit fünf Dampfern wurden nach Barranquilla gerettet. Die Regierungstruppen marschierten nun von verschiedenen Seiten gegen die Küste los. Ein Corps schiffte sich in Buenaventura auf schlechten Schiffen ein und gelangte nach Panamá, konnte aber leider den Brand des von den Revolutionären, meist Schwarzen, angezündeten Colon nicht hindern. Ende Mai wurden diese Truppen nach dem befreiten Cartagena gebracht.


General Gaitan †

Andererseits waren Ende März von Antioquia aus 3000 gut gerüstete Mann durch die Wälder und Sabanen von Ayapel und Chinu marschiert und nach einmonatlichem heroischem Marsch im Kampfe mit wilden Tieren und dem schlechten Klima in die Ebenen des Magdalenathales herniedergedrungen: dort hatten sie sich teils mit den Truppen von Cartagena vereinigt, teils am Magdalena Posto gefaßt. Die Radikalen zogen sich auf die Flußdampfer zurück. Fast einen Monat stand man sich bei Calamar unthätig gegenüber, wobei viele den Fiebern erlagen. Noch 2000 Mann auf sechs Dampfern wollten sich nach Santander, dem Ausgangspunkt der Revolution, durchschlagen. Sie erzwangen sich in Tamalameque die Landung (17. Juni), verloren aber dabei sechs ihrer besten Führer und durch die Explosion eines Schiffes die Hauptmunition und die Waffen. Barranquilla wurde von den Regierungstruppen am 23. Juli wieder eingenommen und Dampfer armiert, um den Fluß zusäubern. Nachdem Zwist unter den Chefs der Revolution ausgebrochen war

und sie in Calamar mit den dort verschanzten Regierungstruppen tägliche Scharmützel geliefert und auch Frieden abzuschließen gesucht, fiel die ganze Bewegung auseinander; keine Waffenthat bildete den Abschluß. General Camargo, der einen bewundernswerten Zug unternommen hatte, indem er mit seinen Adjutanten auf einem Kahn zuerst den Meta, dann den Orinoco hinunter in den Ocean gefahren war und nach cirka drei Monaten Strapazen sich mit den Revolutionären in Barranquilla vereinigt hatte, übergab seinen Degen am 7. August. General Gaitan setzte seine Truppen dem Fluß nach ans Land, suchte sich nach Venezuela zu flüchten, wurde ergriffen, in Bogotá durch Kriegsgericht zu zehnjähriger Haft in einer Festung zu Cartagena verurteilt und starb später in Panamá, wohin man ihn gebracht, am Fieber. Der Rest der Revolutionäre ergab sich in El Salado am 26. August.

Am 1. September war der Magdalenastrom endlich wieder frei. Mitte September zogen die vereinigten Regierungstruppen in Bogotá ein, wo ihnen ein glänzender Empfang bereitet wurde. Die konservativ-unabhängige Allianz hatte gewonnen. Dr. Nuñez war Herr der Lage und rief vom Balcon seines Palastes dem versammelten Volke die denkwürdigen Worte zu: »Die Verfassung von 1863 ist hinfällig geworden!«

Und nun das Fazit der Revolution: Absolute Vernichtung der liberalen Partei, die so unsinnig sich in den Krieg gestürzt und eine solche Verantwortlichkeit auf sich geladen; Ruin überall; die Gefängnisse angefüllt von Liberalen, die Deportationen auf Inseln des stillen Ozeans (Gorgona) oder ins Exil an der Tagesordnung. Tausende waren dahingesunken, Hunderte schleppten noch monatelang den siechen Körper herum und blieben wahre Schreckensgespenster. Die Banken waren fast alle geschlossen (heute bestehen nur noch drei derselben), der Kredit gesunken, Geld wurde bis zu 3 % per Monat ausgeliehen! Die Regierung hatte zur Bestreitung der nötigsten Bedürfnisse eine schlechte Silbermünze von $^{500}/_{1000}$ schlagen müssen, welche den Geldmarkt störte; noch mehr aber litt der Verkehr durch das in Cirkulation gesetzte und sehr entwertete, auch zu Spekulationszwecken mißbrauchte Papiergeld

(der Papierdollar hat nur etwa 2 Fr. 50 Wert). Im Laufe der Jahre sind mit Genehmigung der Behörden und durch sogenannte *Emisiones clandestinas*, d. h. nicht genehmigte heimliche Ausgaben, sowie durch Verbreitung großer Summen falschen Papiergeldes für *wenigstens 31 Millionen Dollars* solcher Scheine in den Verkehr gebracht worden![1] Kein Wunder, daß daher die Wechselspesen auf Europa von 14% im Jahre 1882 nach dem Kriege zuerst auf 40, dann auf 100, in den letzten Jahren sogar bis auf 200% gestiegen sind und ständig bei etwa 150% Halt gemacht haben; man muß also in Columbien 250 Fr. zahlen, um in Europa nur 100 Fr. ausbezahlt zu bekommen.[2] Dazu mußten neue Einkünfte geschaffen werden und daher der Handelsstand besonders herhalten. Die Zolltarife wurden drakonisch, so daß nachgewiesenermaßen die arme Bevölkerung die notwendigsten Kleidungsstücke sich kaum mehr beschaffen kann, vielleicht ein Hemd per Jahr, denn die Löhne sind nicht im Verhältnis zur Entwertung des Geldes gestiegen. Hatte man vorher behauptet, das neue Regierungssystem werde viel billiger zu stehen kommen, so sah man sich gröblich enttäuscht. Die Budgets schließen mit einem Fehlbetrage ab. Für die zwei Jahre 1893 und 1894 hatte die Regierung die Einnahmen auf fast 25 Millionen Piaster veranschlagt; der Kongreß erhöhte willkürlich diese Summe auf 30½ Millionen und votierte Ausgaben für 35½ Millionen![3]

Die Revolution hatte noch andere Folgen, indem sie Treue und Glauben zum Wanken brachte. Verbrechen kamen vor, die man früher nicht gekannt hatte, Morde aus Habsucht, Falschmünzereien, Unterschlagungen, Diebstahl im großen, abgesehen von den unredlichen, skandalösen Bereicherungen der Professionspolitiker, welche von der Justiz nicht zur Verantwortung gezogen

---

[1]) Samper, *Libertad y Orden*, p. 53.

[2]) Zur Erschütterung des Landeskredites trägt nicht wenig bei, daß die äußere Schuld nicht reduziert wird und die daherigen Papiere auf europäischen Märkten fast wertlos geworden sind. Die äußere Schuld beträgt mit den aufgelaufenen Zinsen 82 Millionen Franken: ein Arrangement mit den Gläubigern zur Herabsetzung dieser kolossalen Summe ist neuerdings angebahnt worden. Die innere Schuld wird von Samper für das Jahr 1893 auf 9 413 600 Piaster angegeben.

[3]) Miguel Samper, loc. cit.

werden dürfen. Da die vorhandenen Hülfmittel für das Heer verwendet werden mußten, so wurde für das Jahr 1886 ein nationales Unterrichtsbudget von nur etwas über 5000 Dollars aufgestellt! Die Jesuiten wurden zurückgerufen und ihnen das Colegio de San Bartolomé ausgehändigt; die alte Universität sank in Trümmer, um erst später auf anderer Basis und in anderem Geist reorganisiert zu werden. Andere Colegios wurden ebenfalls klerikal regeneriert.[1]) Verschiedene Klöster wurden errichtet oder wieder bevölkert; neue geistliche Genossenschaften zogen ins Land; das Kirchenvermögen stieg durch »freiwillige Vergabungen«. Die Preßfreiheit wurde, statt beschnitten zu werden, abgeschafft und die Presse administrativem Gutdünken ausgeliefert (s. S. 122). Noch heute sind Unterdrückungen von Oppositionszeitungen und Gefangennahme von Redaktoren nichts Seltenes.[2])

Das feierliche Tedeum, das Ende 1885 zu Ehren des Triumphes der Regierungspartei in der Kathedrale von Bogotá gesungen wurde und wobei Rafael Nuñez in die Knie sank, erhielt durch alle diese Umstände eine eigentümliche Beleuchtung. Der Präsident berief im November 1885 eine Art Delegiertenversammlung von 18 Anhängern (zwei aus jedem Staate) zur Vorberatung einer neuen Verfassung ein. Es war die siebente seit der Erklärung der Unabhängigkeit. Der Staatswagen wurde hier umgedreht. Man fiel ins andere Extrem. Statt die Kompetenzen der bestehenden Staaten wohlthätig einzuschränken und eine starke, aber doch nicht allmächtige Centralleitung einzuführen, wurde eine vollkommen unitarische Verfassung — das Ideal der dortigen Ultramontanen — erlassen, die Staaten zu Departementen degradiert und der Verwaltung durch *Gobernadores*, welche vom Präsidenten direkt ernannt sind, übergeben. Der Senat und die Deputiertenkammer blieben bestehen; ersterer, durch Wahlen im zweiten Grad bestellt, ist aus

---

[1]) Die Liberalen haben infolgedessen verschiedene Privatschulen und die Universidad republicana gegründet. Heute bestehen in Bogotá 21 Collèges und Schulen für Knaben und 13 für Mädchen, sowie eine Telegraphieschule. An die Universität wurde auch eine Veterinärschule und eine Kunstschule angegliedert.

[2]) Das Gesetz No. 61 vom Jahre 1888 rüstet den Präsidenten mit diskretionärer Gewalt gegen Verschwörer und Verdächtige aus. Die Liberalen verlangen die Abschaffung dieses und Erlaß eines eigentlichen Preßgesetzes.

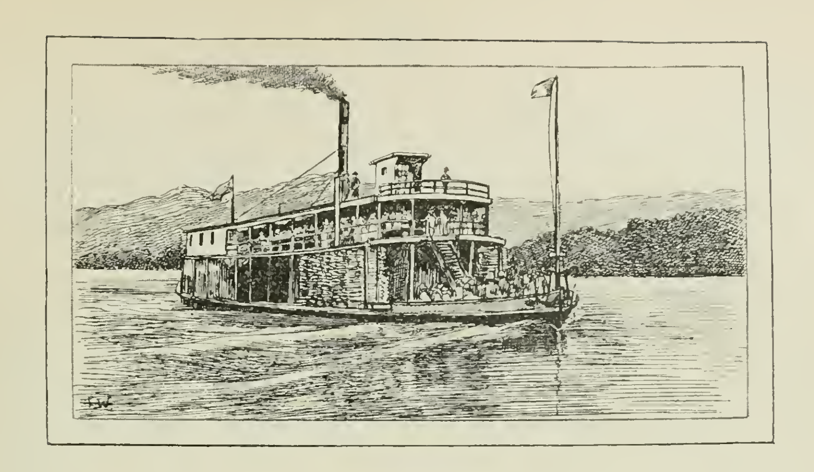
27 Mitgliedern (drei für jedes der neun Departemente), letztere aus 68 auf vier Jahre in direkten Wahlen gewählten Abgeordneten (1 auf 50000 Seelen) zusammengesetzt. Der Kongreß darf ordentlicherweise nur alle zwei Jahre zusammentreten. Die Minister werden vom Präsidenten frei erwählt und frei entlassen; ebenso ernennt der Präsident die Richter des obersten Gerichtshofes und der Bezirksgerichte! Die Dauer der Präsidentschaft wurde auf sechs Jahre bestimmt und, da die neue jetzt bestehende Verfassung am 5. August 1886 in Kraft trat, am 7. August des nämlichen Jahres Rafael Nuñez wieder zum Präsidenten erwählt. Nach sechs Jahren wurde demselben im Jahre 1892 das Mandat erneuert, und er trat eine *vierte* Präsidentschaft an; er starb jedoch am 17. September 1894 in Cartagena, wohin er sich als *Presidente titular* mit einer hohen Pension zurückgezogen hatte; die Regierungsgeschäfte hatte er den Vertretern der streng klerikalen Partei, den Vizepräsidenten Holguin und Caro, überlassen, aber bis zu seinem Tode die geistige Leitung des Landes in seiner gewandten Hand behalten.

Wie lange wird das Werk Nuñez' dauern? Schon zwei unglückliche, frivole Revolutionen wurden von Seiten der Radikalen seither in den Jahren 1893 und 1895 angestiftet, um dasselbe zu zerstören, aber rasch und ruhmlos niedergeworfen. Der Staatskörper ist durch diese beständigen Aderlasse so blutarm geworden, daß man in den Massen die Knechtschaft mit Apathie und Gleichmut erträgt *(aguantar)*. Man duldet, schweigt und schweigt, um plötzlich wieder zu brüllen. Bezeichnender ist der Widerstand, welchen die jetzigen Regierungsmaximen bei den gut katholischen, aber auch für ein besonnenes Maß von Freiheit und namentlich für eine ehrliche Verwaltung einstehenden Konservativen gefunden.

Von der Parteien Gunst und Haß entstellt, sind die Figuren der heutigen Machthaber unmöglich richtig zu zeichnen. Der außerordentlich milde und ruhige, hochangesehene Miguel Samper, der früher mehrere Male Minister war, kann nicht umhin, die heutige Lage in seinem mehrfach genannten Buche *Libertad y Orden* (p. 87) folgendermaßen zu charakterisieren: »In politischer Beziehung ist die Regierungs*form* republikanisch, aber im *Grunde* besteht sie in der Vereinigung der Macht in den Händen eines Magistraten, welcher zu einer Art Hohenpriester gemacht wird.«

Angesichts der nicht abzuleugnenden politisch, ökonomisch und geistig ganz unbefriedigenden Lage Columbiens, angesichts der stetigen Rüstungen der Regierung und der Vermehrung des ständigen Heeres, welches im Friedensfuß auf fast 6000 Mann gebracht wurde, angesichts der für die Präsidentschaftswahl auf das Jahr 1898 sich ankündigenden schweren Verwicklungen darf man sich fragen, welcher von den beiden Faktoren des von Nuñez im Jahre 1880 aufgestellten Dilemmas *(Regeneracion ó catástrofe)* sich eigentlich verwirklicht hat: die Wiedergeburt oder das Verhängnis?





XII.

Heimkehr

Der Bürgerkrieg, dessen Augenzeuge ich gewesen war, übte auf lange Zeit einen niederschlagenden, fast lähmenden Eindruck auf mich aus. Nicht daß ich mir die beträchtliche materielle Einbuße infolge freiwilliger Auflösung meines Anstellungsvertrages zu Herzen genommen hätte; wichtiger war mir, daß ich mich mit dem im ultramontanen Sinne neu bestellten Unterrichtsministerium, unter dem ich nicht weiter hätte lehren können noch wollen, schiedlich-friedlich auseinandersetzte, daß unsere Beziehungen stets die höflichsten blieben und ich auch mit hyperbolisch-glänzenden Zeugnissen und nicht mit einem Eselstritt entlassen wurde. Die Aussicht auf Rückkehr in die Heimat war mir sodann sehr erwünscht, denn ich litt an Heimweh und war entschlossen, trotz des im Jahre 1885 zum voraus gemachten Anerbietens des liberalen Unterrichtsministers Borrero auf vierjährige Erneuerung meines Vertrages, nur noch etwa zwei Jahre bis zur Vollendung verschiedener schriftstellerischer Arbeiten für die Universität in Columbien zu bleiben. Was mir aber sehr nahe

ging, das war die Umwälzung in der ganzen Haltung der Universität, das Los der Studenten, das plötzliche Aufgeben eines verantwortungsreichen Wirkungskreises, der vielen scharfen, wenn auch nicht rein persönlichen Angriffen ausgesetzt und darum um so ehrenvoller war.

Dennoch schied ich Ende Dezember aus dem Lande, dem ich meine jugendlichen Kräfte mit Eifer gewidmet, ohne Bitterkeit. Hatte die Schweiz nicht beinahe 600 Jahre nationaler Selbständigkeit hinter sich, während Columbien erst vor 60 Jahren nach der Ablösung von Spanien unter viel schwierigeren ethnographischen und kulturellen Bedingungen ein eigenes nationales Leben zu führen im Stande war? Trotz aller gegenteiligen Anzeichen, trotz der Bürgerkriege, Pronunciamentos, Diktaturen oder anarchistischen Zustände schien mir das Werk des Befreiers ein dauerhaftes: seine klagende Frage, ob er denn nicht auf dem Meere gepflügt habe, beantwortete ich verneinend.

Die südamerikanischen Republiken, deren Vorgeschichte eine so unendlich traurige und deren Existenz eine so drangvolle ist, werden im nächsten Jahrhundert in ein ruhigeres Entwicklungsstadium treten. Die Zunahme der Bevölkerung, die bessere Mischung der drei Rassen, die Anlage von Verkehrswegen und Eisenbahnen, die Schulung der Massen, eine vernünftige Arbeitsteilung, die Entwicklung der Privatinitiative, die nicht alles »von der Vorsehung und der Regierung« erwartet, müssen allmählich erträglichere Zustände schaffen, umsomehr, als die Liebe zur Freiheit mächtige Wurzeln geschlagen und Beispiele von Bürgertugend schon jetzt nicht selten sind. Merkwürdig elastisch erweist sich der im großen und ganzen gesunde Handelsstand; kaum ist ein Bürgerkrieg vorüber und sind wir Europäer von demselben noch betäubt, so regen sich Handel und Wandel wieder und würden ohne die leidige Politik sofort zur Blüte gelangen. Auch die eigentlich produktiven Kräfte des Landes entfalten alsbald wieder große Rührigkeit. So hat in Columbien — ein Lichtpunkt im Gemälde — die Anlage von Kaffee- und Cacaoplantagen und die Ausbeutung der Gold- und Silberminen seit der letzten großen Revolution unverkennbare Fortschritte gemacht; man hat sich mit Eifer auf diese Produktions-

zweige geworfen und die Ausfuhr dieser Artikel gehoben.[1]) Rückschläge erfolgen nur dann, wenn man zu schnell, zu splendid, zu großartig vorgehen will. Nirgends so wie in Südamerika ist das Bessere der Feind des Guten. Vor allem gilt es jetzt, die äußere Schuld zu konsolidieren und das Papiergeld zu amortisieren.

In den Staaten, in denen keine Vorzüge des Blutes geltend gemacht werden können, in denen die Natur solche ausschließt, ist nur eine Staatsform auf die Dauer möglich, die demokratische, die aber schwerer zu handhaben ist als irgend eine andere. Noch stehen die demokratischen Institutionen alle auf dem Papier. Die schönsten Verfassungen werden durch schlechte Gesetze zur Karikatur gemacht; die öffentliche Meinung ist noch keine Macht, aber doch werden die Diktatoren schon seltener. Auch die soziale Besserstellung der untern Klassen ist leichter zu bewerkstelligen als anderswo. Bei aller stoßweisen, scheinbar unvermittelt von Dunkelheit in Helle übergehenden Entwicklung habe ich den Glauben an die Zukunft dieser Länder nicht verloren, ja es dürften vielleicht noch einmal im Kreislauf der Geschichte Zeiten kommen, wo die Bundesgenossenschaft dieser vielfach gering geschätzten, aber edelmütigen und zu Opfern fähigen Republiken der Schweiz wertvolle Dienste zu leisten berufen ist. Columbien ist noch jung, unerfahren, im Fluß, aber das Volk als Ganzes, abgesehen von der Regierung, ist ein ritterliches, ein edles, gastfreundliches Volk, das seine Unabhängigkeit selber erkämpft hat. Statt der im Wappen der Nation stehenden Devise: *Libertad y Orden*, Freiheit und Ordnung, welcher dort vorläufig noch nicht nachgelebt wird, sollte Columbien die Worte setzen: »*Caminos y Escuelas!* Straßen und Schulen.« dann ist seine Zukunft gesichert.

Die Rückreise erfolgte über Honda, Barranquilla, Colon und New-York. In Honda bestieg ich die kleine Eisenbahn, welche zu einem einige Stunden unterhalb der Stromschnellen befindlichen Hafen, *Caracolí*, führt, wo ein kleiner Dampfer, der »Stephenson

[1]) Im Jahre 1893 führte Columbia für 13 403 000 Piaster Waaren ein, für 14 630 000 Piaster Produkte aus, wovon $7^1/_2$ Millionen in Kaffee, $3^1/_2$ Millionen in Gold und Silber.

Clarke«, vom Volksmunde wegen seiner schrillen Pfeife der »Kikeriki« getauft, vor Anker lag. Einer meiner Studenten hatte mir bis hieher das Geleite gegeben. In vier Tagen fuhr der Dampfer den Magdalenastrom hinunter. In den zwei ersten Nächten stoppte er wegen der Sandbänke und dahintreibenden Baumstämme, nachher fuhr er Tag und Nacht, so daß der Schlaf auf dem Verdeck



Am Magdalena

bei der herrschenden Brise und ohne die Moskitos stärkend war. Unsere Gesellschaft war womöglich noch buntscheckiger und zusammengewürfelter als bei der ersten Flußreise. Mit uns verreiste der französische und der italienische Ministerresident, letzterer mit seinen Pässen, infolge eines mit der columbianischen Regierung ausgebrochenen, erst letzthin durch Schiedsgericht erledigten

Konfliktes; sodann der Bischof von Santa Marta, mehrere Radikale, die sich freiwillig außer Landes begaben, und einige Küstenbewohner, welche der neuen Regierung in Bogotá ihre Dienste angetragen hatten und nun hocherfreut über irgend eine zugesprochene Beamtung nach Hause zurückkehrten. Auch ein kleiner, junger Geistlicher fuhr mit, welcher uns zuerst des Abends durch seine salbungsvollen Phrasen unterhalten wollte, bis ein neu eingestiegener Passagier in ihm jenen Priester aus der Küstengegend erkannte, dessen Fall großes Aufsehen erregt hatte. Er war nämlich mit einem Mägdlein durchgebrannt, von dessen Brüdern aber eingeholt und zur Civiltrauung gezwungen worden; gesetzlich war er also regelrecht verheiratet, und man riet ihm, nicht etwa in jenen Küstenstaat zurückzukehren. Die Kurie hatte ihm einige Monate Buße auferlegt und ihn dann in den Staat Santander gesandt. Nach einigen diskreten Anspielungen auf Civilstand und Ehe, welche ihm seitens der Reisenden gemacht wurden, stellte er seine Tiraden ein. Beim Herunterfahren zeigte man uns die verschiedenen Punkte, wo die Revolutionäre auf dem Flusse den letzten Verzweiflungskampf unternommen hatten (s. S. 342) und die Grabstätten aller Gefallenen. Sonst war diese Fahrt im Gegensatz zur ersten Reise flußaufwärts für mich eine genußreiche, indem ich die hohen Schönheiten der Urnatur am Magdalena noch einmal bewundern konnte.

In Barranquilla fand ich im Hause meines Landsmannes Meyerhans am Sylvesterabend die herzlichste Aufnahme und verlebte dort bis zur Abfahrt des Dampfers nach Colon einige nur dem physischen Wohlbefinden und der nach so vielen Stürmen doppelt willkommenen, trauten Gemütlichkeit gewidmete Tage. Mit dem gleichen Zuge, in welchem ich von Barranquilla an die Küste fuhr, wurden verschiedene Revolutionäre, von columbianischen Offizieren eskortiert, außer Landes auf irgend ein Schiff ins Exil geschafft! Nach einer Meerfahrt von 23 Stunden auf einem prachtvollen Dampfer der Royal Mail, wobei ich trotz des ruhigen Meeres der Seekrankheit einen kurzen Tribut zollte, gelangten wir am 12. Januar 1886 nach Colon, und der Dampfer legte an den mächtigen Docks bei der Stadt selbst an.

Colon, im Jahre 1851 gegründet und von den Nordamerikanern mit Beharrlichkeit Aspinwall (Name eines reichen Aktionärs

der Isthmusbahn) genannt, liegt in der Citronenbai *(Bahia de Limon)* auf der nordwestlichen Ecke der durch eine Korallenbank gebildeten Insel Manzanillo. Der erste Eindruck, welchen man bei der Landung in diesem damals sehr verkehrsreichen, prächtigen Hafen empfing, war ein guter, worin man durch die strenge Aufsicht über die Lastträger bestärkt wurde. Suchte man aber vom Hafen aus den nächstliegenden columbianischen Stadtteil auf, so wurde man bedenklicher gestimmt. Dieser war nämlich neun Monate vorher, am 31. März 1885, infolge des Bürgerkrieges das Opfer einer Feuersbrunst geworden (s. S. 342). 150 Mann Regierungstruppen unter Ulloa und Brun hatten an diesem Tage das von den Revolutionären — meist Schwarzen — unter Prestan verteidigte Städtchen angegriffen. Letzterer stellte den Kugeln der Angreifer den amerikanischen Konsul und amerikanische Schiffsoffiziere entgegen, welche er hatte verhaften lassen, da sie die aus New-York zugesandten Waffen nicht ausladen wollten. Die Regierungstruppen umzingelten daher die Stadt. Da wurde sie von den Revolutionären mit Pulver, Petrol und Dynamit in Brand gesteckt, und es erfolgte eine allgemeine Plünderung durch das in Colon anwesende Allerweltsgesindel, wie die vielen aufgesprengten, noch herumliegenden Geldschränke nur zu drastisch bewiesen. Erst als die Stadt brannte (!), setzte das nordamerikanische Kriegsschiff Galena, ebenso wie englische und französische Schiffe Truppen ans Land, welche die auf dem Raub ertappten Verbrecher einfach niederschossen; dann besetzten die Amerikaner die ganze Eisenbahnlinie bis Panamá und zogen sich nach vorheriger Begrüßung der columbianischen Flagge erst zurück, als am 1. Mai die Hilfstruppen der Regierung aus dem Cauca in Panamá anlangten; vorher verhinderten sie noch einen Kampf in den Straßen der letzteren Stadt und zerstörten die darin von den Revolutionären errichteten Barrikaden.

Während dieses ersten Monats nach der Feuersbrunst herrschte in Colon grauenhaftes Elend, so daß die Obdachlosen auf die Schiffe genommen werden mußten und diese sogar die columbianischen Truppen mit Proviant unterhielten. Aber mit amerikanischer Schnelligkeit ging man an den Wiederaufbau der Stadt; ein mir bekannter Kaufmann telegraphierte sogar noch während des Brandes, kurz vor der Einäscherung des Telegraphenbureaus, nach den Vereinigten

Staaten um sofortige Herbeischaffung von Holz, ein anderer noch schlauerer bestellte telegraphisch Eisennägel, und beide machten ein ihre Geistesgegenwart glänzend belohnendes Geschäft.

So wurde denn der niedergebrannte Stadtteil mit seinen Magazinen und Hotels in aller Eile und notdürftig wieder aufgerichtet, d. h. es wurden auf den frühern Hausplätzen, soweit man sie erkennen konnte, von den kapitalkräftigeren Besitzern neue Holzhütten auf Pfählen erbaut und lückenhafte Straßen hergestellt. Colon schien die reinste chinesische Stadt; bei nassem Wetter ging man auf Brettern den Kaufläden nach. In einer der dem Hafen parallel laufenden frühern Hauptstraßen stand auf einem Geleise, das der Eisenbahn gedient hatte, einsam ein Lastwagen, an welchem der Pöbel scheublickend vorüberging. Das war die Richtstätte Colons. Nach dem Brande hatte man nämlich die zwei Haupträdelsführer Pautrizelli und Cocobolo, schlimme Vertreter des internationalen Banditentums, am 6. Mai hier aufgeknüpft, indem man einen Galgen über dem Wagen errichtete, auf letztern Kisten auftürmte und dann den Wagen unter den Füßen der Delinquenten wegschob. Das gleiche Schicksal wurde am 18. August dem Anführer Prestan, welcher sich geflüchtet hatte, trotz der Fürsprache seiner Familie zu teil. Den Wagen ließ man dort als Andenken an den in diesen aufgeregten Zeiten gemachten »kurzen Prozeß«.

Etwas scharf hat Herr Cané diese Stadt den *égoût*, die Kloake der Welt genannt. Die verschiedenen Rassentypen aller Länder und Farben, welche man auf der Straße in buntem Gemisch trifft, haben nichts Vertrauenerweckendes; jedermann sinnt in diesem allerdings gefährlichen Klima nur auf raschen Gelderwerb, und daher ist alles enorm teuer. Der demütige und schweigsame Chinese, welcher in seinem Bretterhüttlein hauptsächlich mit Waschen sich beschäftigt und eine prächtige, schimmernde, fein geglättete Wäsche liefert, wie der geschäftsgewandte, lärmende Jude — die beiden Geldmacher *par excellence*, — wie der Charlatan, der vor einem Zelte seine Künste anpreist und mit den armen Opfern in seine Bude tritt, um sie dort oft barbarischen Operationen zu unterwerfen; sie alle kennen nur eines: das Gold, das in allen Sprachen, in dem schrecklichen, aus verschiedenen Idiomen gemischten Jargon, genannt *papiamento*, erfeilscht und erhandelt wird. Colon ist eine Mischung

von Barbarei und Civilisation, von Reinlichkeit und Schmutz, von Arbeitsamkeit und Müßigang, und dabei sind die Leidenschaften des Menschen aufs höchste erregt: Hazardspiele und Liqueurbuden sind massenhaft vorhanden. Nachts herrscht wüstes Geschrei; scheußliche Pianos werden mißhandelt; grelle, schlechte Tanzmusik ertönt, und in den vielen Tümpeln quacken die Frösche und zirpen die Grillen. In Colon kann man alles sehen, nur keine — Ersparniskasse. Dazu kommt, daß die Eisenbahn vom Hafen weg in den Hauptstraßen fährt und herummanövriert; dabei wird, weil alle Barrieren und jedes Aufsichtspersonal fehlt, beständig von den Lokomotiven mit großen Glocken, die auf dem Tender befestigt sind, geläutet, so daß man sich in einem lebendigen Kirchhof zu befinden glaubt. Natürlich schläfert das stete Geläute die Aufmerksamkeit ein; daher werden oft Leute, besonders Lastträger, überfahren; aber der Leichnam eines solchen armen Teufels wird manchmal stundenlang noch in den Straßen liegen gelassen! Da hier niemand ein rechtes Heim aufschlagen kann, so brennt nach einigen Tagen das Pflaster Colons, sofern es solches giebt, unter den Füßen.

Die feinern Europäer haben sich von diesem lärmenden Stadtteil zurückgezogen, und zwar haben sich die Amerikaner im Norden in einem gesunden Quartiere angesiedelt, wo auch eine protestantische Kirche steht; die Franzosen dagegen sind nach Süden in das hübsche Quartier Cristóbal Colon gezogen, an dessen Eingang die prächtige Statue des großen Genuesen steht; dort hatte die Kanalgesellschaft für ihre Beamten mit einem Kostenaufwand von sage neun Millionen geräumige und saubere zweistöckige Landhäuser erbauen lassen. Hier sah ich auch abends um fünf Uhr Arbeiterbrigaden, in militärisch geordnetem Zuge, von der Arbeit zurückkehren; die Leute trugen ihre Werkzeuge auf der Schulter. Dieser Zug, welcher an alles andere als an freie Arbeiter gemahnte, ging dem Campament zu. Auf dem Isthmus aber leistet kein Bau dem Klima lange Widerstand. Über der ganzen Gegend lagert eine bleierne, drückende Atmosphäre voll Feuchtigkeit; es wurde berechnet, daß es hier wohl an 230 Tagen im Jahre regnet, in den letzten Jahren noch mehr. Dabei ist die Hitze sehr drückend, besonders nachts; um sechs Uhr abends las ich mehrmals im Schatten zu Hause 35 Grad ab! Bezeichnend für den Umstand, daß Rost

und Moder auf dem Isthmus alles zerstören, ist die kurze Gebrauchsdauer der Wagen der Eisenbahn, welche nur etwa zwei Jahre benutzt werden können.

Einmal in Colon, wollte ich die ganze Landenge auch näher kennen lernen, sie durchqueren und dabei sowohl die Eisenbahn wie die Kanalarbeiten besichtigen. So hieß es denn eines Tages: Auf nach Panamá! Wie leicht sich doch heute der Verkehr bewerkstelligt im Verhältnis zu frühern Zeiten! Da mußte man bis Cruces in engem Kahn auf dem Chagresfluß ins Land hineinfahren und dann auf schrecklichen Wegen mitten durch sumpfige, traurige Gegenden mit dem Maultier nach Panamá reiten. Im Jahre 1848 wurden durch unsern Landsmann Sutter die Goldminen in Californien entdeckt, und die ganze abenteuerlustige und golddurstige Welt strömte nach jenem Land; zwischen 25 und 40,000 Personen passierten damals Jahr für Jahr die Landenge. Die Unsicherheit nahm so sehr überhand, daß man die Zahl der in den Jahren 1848 bis 1852 durch Überfälle Getöteten auf 2—3000 Personen annimmt! Daneben richteten das gelbe Fieber, die Cholera und die Dissenterie schreckliche Verherungen unter den Passanten an. Diese Zustände legten unternehmenden Amerikanern den Gedanken nahe, eine Eisenbahn über die Landenge zu bauen. Dieselbe wurde im Jahre 1855 eröffnet. Der Bau hatte kolossale Menschenopfer verschlungen und wäre wohl nie zu stande gekommen, wenn man nicht Chinesen zur Verrichtung der Arbeit hätte holen lassen, so daß man heute von der Bahn sagt: Unter jeder Eisenbahnschwelle schläft ein Chinese! Auch die Kosten für diese Strecke, welche nur 78 Kilometer (Distanz zwischen Bern und Olten-Schönenwerd) beträgt, beliefen sich auf 37 Millionen oder eine halbe Million per Kilometer. Und doch war das Unternehmen trotz der stetigen großen Betriebsausgaben sehr rentabel, indem Dividenden zwischen 12—40 % verteilt wurden. Im Jahre 1880 wurden 27,000 Personen und 270,000 Tonnen Güter befördert und eine reine Einnahme von 11,000,000 Dollars erzielt. Natürlich nahm der Verkehr durch den Kanalbau ungeheuer zu (1885: 550,000 Personen, worunter 90 % Kanalarbeiter). Die Verwaltung befand sich in amerikanischen

Händen. Die Taxen waren enorm: man forderte für direkte Fahrt über den Isthmus 25 Dollars Gold und für die Tonne 10 Dollars Fracht!

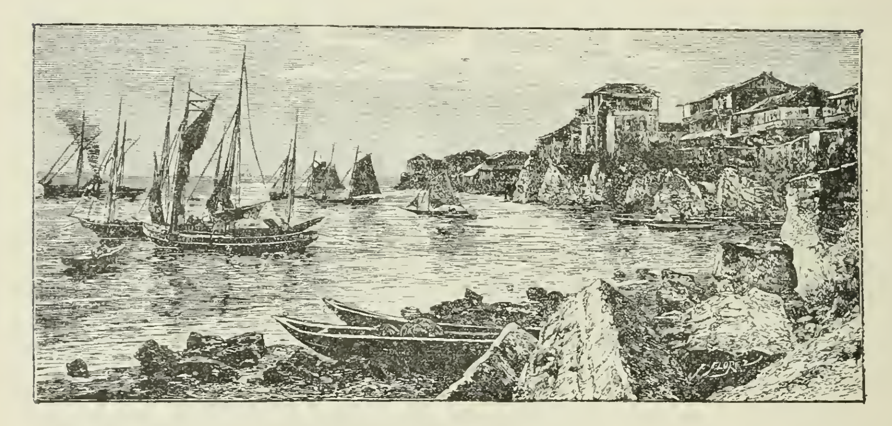
Mein (seither leider verstorbener) Landsmann Baur, der mich sehr gut aufgenommen, und ich bestiegen beim Hafen von Colon den Bahnzug auf offener Straße, denn Bahnhof war keiner da, und machten es uns in einem der luftigen, nach amerikanischem und auch schweizerischem System erbauten Wagen bequem. Der Personenzug durchfuhr den Isthmus in drei bis vier Stunden. Billets wurden keine ausgegeben. Der Kondukteur mit umgehängter Ledertasche ging von einem Reisenden zum andern und ließ sich die Taxe bezahlen, die er willkürlich einem nannte, wobei man sich sehr anstrengen mußte, um diese Amerikaner überhaupt zu verstehen. Lange Diskussionen gab es nicht. Da wir uns unterwegs aufhielten, so wurden wir als Isthmusbewohner betrachtet und zahlten nur eine verhältnismäßig niedrige Taxe. Von diesen Fahrgeldern verschwindet ein Teil in der Geldtasche, der andere im Hosensack des Schaffners. Als ich meine Verwunderung über dieses System ausdrückte, erklärte man mir, daß die Gesellschaft nach reiflicher Überlegung dabei noch am besten fahre; sie wisse wohl, daß sich die Angestellten bereicherten; aber wenn sie an jeder Station eine Kasse errichtete, dann müßte sie mehr Beamte unterhalten und es würde noch viel mehr gestohlen! Die Schaffner sind rücksichtslose Kameraden. In jenen Tagen kam es vor, daß ein solcher einen armen Kerl, welcher nicht die verlangte Taxe bezahlen wollte, nach kurzem Wortwechsel einfach niederschoß und den Kadaver unter eine Bank warf. Das schien doch selbst auf der Landenge etwas stark; man verhaftete den Mörder, aber am Tage der Gerichtsverhandlung fand man sein Gefängnis leer!

Beir Ausfahrt aus Colon und beim Befahren des eigentlichen Festlandes sahen wir von ferne die Kanalmündung, die etwa 100 m breit war; gewaltige Baggermaschinen arbeiteten, mächtige Rauchwolken emporblasend, an diesem schon ziemlich ins Land hineingehenden leichten Anfangsstücke. Große Schiffe fuhren, mit dem ausgehobenen Material beladen, zur Entleerung desselben in den Ocean hinaus. Wir kamen am Affenhügel, Monkey Hill, vorbei, dem Friedhofe dieser Gegend, wo viele Tausende Kanalarbeiter

begraben liegen, denn die Sterblichkeit betrug unter denselben 6 bis 10 %; wir passierten Mindi mit seinem geologisch interessanten Hügel und trafen dann in Gatun den bösen Geist des Isthmus, den Fluß *Chagres*, welcher, von 21 Nebenflüssen gespeist, in den verzwicktesten Krümmungen die ungeheure Wassermenge (50 bis 100 Millionen Kubikmeter per Tag) dieses Teils der Landenge dem Ocean zuführt: in der Regenzeit, namentlich aber bei den häufigen Wolkenbrüchen schwillt er zu einem der reißendsten Ströme an; im November und Dezember 1885 hatte er bis 1500 Kubikmeter Wasser in der Sekunde davongewälzt, und der Eisenbahnverkehr war während fünf Tagen unterbrochen worden. Damals bestand das Riesenprojekt, den Ausgang des Chagres aus dem Hügelland in das Thal zu vermauern und das aufgestaute Wasser mittelst Abläufen und Seitenkanälen nach und nach ins Meer zu leiten.

Überall sahen wir Maschinen, Lokomotiven, Rollwagen, Schienen, Schwellen, Werkzeuge aufgestapelt, zahlreiche Lokomobile und Excavatoren in Thätigkeit; Parallel- und Sekundärbahnen waren in einer Ausdehnung von 350 km für weite Spur und 200 km für schmale Spur angelegt. Etwa 100 m zu beiden Seiten des Tracés der Bahn war der Urwald ausgerodet. Der ganzen Linie nach erblickte man viele Hüttchen und Pflanzungen zur Hervorbringung der Lebensmittel. Die Verwaltungstruppen der Arbeiterarmee waren meistens Chinesen. Die eigentlichen Arbeiterdörfer, *campamentos*, waren mehr in den obern, gesunden Lagen hergerichtet worden. So kamen wir an die drei Hügel von San Pablo, nach Mamei, nach Orten mit sonderbaren Namen wie Gorgona und Matachin (Chinesentod) in die Gegend des Flusses Obispo, nach Emperador und dann zu dem Felsenmassiv bei Culebra (Schlange), das die Bahn in einem Einschnitt von 80 m durchbricht und wo für den Kanal ein Einschnitt von 87 m vorgesehen war. Scheinbar hatte man an diesem Berge schon viel abgeschürft. Von hier ging es in schnellem Falle über Paraiso und Pedro Miguel in ein schönes Thal nach Panamá hinunter. Drei Meilen vom Landungsplatz entfernt befindet sich der Bahnhof.

Panamá (mittlere Temperatur 27 Grad) zählte damals cirka 25,000 Einwohner und war im Aufschwung begriffen. 1519 durch Pedro Arias Dávila als erste Stadt des amerikanischen Kontinents gegründet, wurde es, weil man hier die von den Spaniern aus Peru geholten Schätze aufgespeichert wähnte, oft durch Seeräuber angegriffen und durch den berüchtigten Morgan im Jahre 1671 eingeäschert; nach der heutigen Stelle versetzt, wurde es in eine der festesten Städte verwandelt. Die Schiffahrt durch die Maghellanstraße erschütterte seinen Wohlstand; es zerfiel bis nach der Entdeckung Californiens. Noch oft wurde es von Feuersbrünsten heimgesucht, so im Jahre 1878, so daß überall geschwärzte Ruinen



Bai und Ringmauer von Panamá

sichtbar sind. Überhaupt macht die alte Stadt mit ihren zahlreichen Kirchen und Klöstern und engen Straßen den Eindruck des Zerfalls. Die mächtigsten Ruinen sind die des nie ganz vollendeten Jesuitenkollegiums. Erwähnenswert ist etwa der Hauptplatz mit der Kathedrale im Jesuitenstil, mit zwei Türmen, den höchsten in Mittel- und Südamerika, das feine Hotel Continental, das ausgezeichnete von den Franzosen angelegte Spital mit 500 Betten, in welchem 40 Schwestern ihres aufopferungsvollen Dienstes an den vielen Fieberkranken warteten; dann die *bóvedas*, Kasematten, unter den gewaltigen, mehrere Meter breiten Ringmauern, auf welchen sich ein schöner Morgenspaziergang ausführen läßt. Hier kann man das Spiel der Ebbe und Flut am besten beobachten;

bei der Ebbe wird der Meerboden auf 3 Meilen weit frei, so daß gefährliche Ausdünstungen entstehen; dann erhebt sich das Wasserniveau wieder auf 6 m, und die Wogen spritzen hoch auf. Deshalb können die Seedampfer nicht in Panamá anlegen und ist der eigentliche Hafen Perico 40 Minuten von Panamá entfernt. Der Hauptausflugsort der Bewohner ist die prächtige Insel Taboga, 16 km weiter außen, wo damals auch ein Sanatorium bestand.

In Panamá überraschte mich eines Morgens in aller Frühe, nachdem wir am Abend vorher, mehr als in jenem Klima zuträglich, in der Schweizerkolonie in Panamá pokuliert und patriotische Reden gehalten, der Besuch meines Landsmannes Ingenieur Beyeler, der eben von einer Fieberkrankheit notdürftig genesen und aus dem Spital entlassen war; durch ihn lernte ich den eigentlichen Stand der Kanalunternehmung kennen; er hat auch zuerst in Fachzeitungen genaue technische Berichte über das Unternehmen veröffentlicht und bei uns Klarheit darüber verbreitet. Schon in Colon hatte ich, mit hochgespannten Erwartungen über das Gelingen des Riesenwerkes erfüllt, die erste Abkühlung empfangen, indem verschiedene französische Kanalangestellte meine Fragen nach dem Zeitpunkt der Vollendung des Baues mit mitleidigem Lächeln oder ironischen Blicken beantworteten. Welche Naivität, von einer baldigen Beendigung des Kanalbaues zu sprechen! Von Herrn Beyeler, der an seinen Posten als Ingenieur einer Division zurückkehrte, wurde ich dann mit dem wahren Sachverhalt bekannt gemacht und damit um eine letzte große Enttäuschung in Columbien reicher. In Europa wiegte man sich noch in den süßesten Illusionen; wer eine wahrheitsgetreue Erzählung des wirklichen Standes der schwindelhaften Unternehmung gab, mußte sich von den geblendeten Aktionären oder solchen, welche nur die Berichte der Gesellschaft gelesen, sogar Grobheiten gefallen lassen: man wußte bei uns alles viel besser als die Augenzeugen, bis schließlich die Geschichte der Durchstechung des Isthmus mit einem neuen schwarzen Blatte bereichert wurde.

Schon Karl V. hatte diesen Bau vorgeschlagen, Leibnitz, Göthe, Pitt, Humboldt und Bolivar hatten das gleiche Projekt genährt. Aber erst als Lucien-Napoléon-Bonaparte Wyse in den Jahren 1876 bis 1878 an der Spitze einer wissenschaftlichen Expe-

dition die Landenge durchforscht und durch ein Gesetz vom 18. März 1878 von Columbien ein Privilegium zur Durchstechung des Isthmus erhalten hatte, wurde die *Société civile du Canal interocéanique* gebildet. Nachdem ein Kongreß in Paris (15. Mai 1879) unter verschiedenen Projekten dasjenige eines Niveaukanals auf der Landenge als das beste bezeichnet, übertrug die genannte Gesellschaft die von Columbien erhaltene Konzession gegen 10 Millionen Franken einer am 31. März 1881 rechtlich gegründeten Kanalgesellschaft; die Kosten für die Konstituierung derselben betrugen 25 Millionen Franken, wozu noch 2 Millionen für Verwaltungsgebäude in Paris kamen. Die Gesellschaft sandte eine Masse Beamte (zwischen 1200 bis 1500!) an Ort und Stelle, denen man hohe Besoldungen auszahlen und für den Todesfall große Entschädigungen zu gunsten der Hinterlassenen versprechen mußte. Dann erwarb die Gesellschaft 68,500 von den 70,000 Aktien der Eisenbahn auf dem Isthmus, die Leitung der letztern gleichwohl den Amerikanern lassend. Während diese Aktien kurz vorher nur 80 Dollars wert gewesen, wurden sie nun zu 250 Dollars angekauft, also mit 300 % Zuschlag, was ein Benefiz von über 60 Millionen Franken für die Spekulanten ergab. Dann wurden massenhaft Werkzeuge und Maschinen angekauft und aufgestapelt. Um den Leitenden Bequemlichkeiten zu verschaffen, wurde viel verschwendet, so u. a. an Salonwagen für den Direktor. Der stetige Wechsel in der obersten Leitung und Verwaltung trug nicht wenig zur Vermehrung der Kosten und Verlangsamung jeglichen Vorgehens bei. Hatten schon die Installationsarbeiten gewaltige Summen verschlungen, so noch mehr die eigentlichen Arbeiten, bei denen es oft mit den einzelnen Losunternehmern Schwierigkeiten gab; denn die Sorglosigkeit der Verwaltung war so groß, daß man hier, auf einem durch Erdstöße heimgesuchten Lande, nicht einmal eine genaue geometrische Vermessung und kein richtiges Nivellement des Tracés vorgenommen hatte.

Die bittere Wahrheit war, daß damals im Jahre 1886 von den 150 Millionen Kubikmetern Erde noch wenigstens 130 Millionen auszuheben waren, während die Gesellschaft zu immer drückenderen Bedingungen sich Geld verschaffen mußte. Darüber half auch der am 17. Februar 1886 mit großem Pomp ausgeführte Be-

such Ferd. v. Lesseps nicht weg, wenn schon der alte Herr noch auf der Landenge herumgaloppieren und eine kolossale Mine anzünden mußte, ein Schauspiel, bei welchem sich Charlatanerie und Geriebenheit, unbewußtes Handeln und Berechnung von Seiten der wirklich verantwortlichen Leiter die Hand reichten. Schon im November 1887 nahm man nur die teilweise Ausführung des Kanals und Anlage von Schleusen, welche der Turmbauer Eiffel erstellen sollte, in Aussicht. Endlich brach das größte, bis jetzt bekannte finanzielle Unglück, das namentlich die ärmeren Volkschichten Frankreichs und auch der welschen Schweiz traf (die »*pauvres épiciers de France*«) herein. Anderthalb Milliarden gingen verloren. Am 9. März 1888 wurde die Gesellschaft durch richterliches Urteil als insolvent erklärt, und es erfolgte ein gerichtliches Nachspiel, das noch immer nicht ganz abgeschlossen werden konnte.

Ist die Durchstechung des Isthmus überhaupt möglich? Wird sich die Prophezeiung des Bogotaners R. Narvaez erfüllen, der einst in einer frohen Gesellschaft eine feine Strophe improvisierte, wonach im Kanal zwei Meere sich die Hand reichen, zwei Welten sich verabschieden werden?[1]) Diese Frage stellte man sich schon vor dem Zusammenbruch der Gesellschaft. Grundbedingung ist jedenfalls, daß man sich zuerst klare Rechenschaft über die ganze Schwierigkeit und Tragweite des Unternehmens giebt, was die Franzosen nicht gethan haben, da sie gänzlich in dem auf Schritt und Tritt hinkenden Vergleich mit dem viel leichter zu bauenden Suezkanal befangen waren. Der Dilettantismus und das bloße ungefähre Berechnen sind verhängnisvoll genug geworden, wurden doch für die Erstellung des Kanals verschiedene Budgets aufgestellt, welche zwischen 425 und 2700 Millionen schwanken![2])

Vor allem existieren Schwierigkeiten allgemeiner Natur: das Klima, das durch das Aufwühlen des vielen Schlammes noch mörderischer wird; die Herbeischaffung von zahlreichen Arbeitern,

---

[1]) En los canales profundos
Que abren los brazos humanos,
Dos mares se dan las manos,
Y se despiden dos mundos.

[2]) Ingenier Beyeler berechnet die Erstellungskosten auf 1600 Millionen Franken und den Geldaufwand bei 15 Jahren Bauzeit auf fast 3, bei 10 Jahren auf $2\frac{1}{2}$ Milliarden.

welche gegen das Fieber gefeit sind, aus fernen Gegenden; die hohen Löhne; die Erneuerung des Materials und der Wohnungen, sowie der unvermeidliche Wechsel des höhern Personals. Unter den technischen Schwierigkeiten erwähnen wir den Transport des Schuttes ins Meer hinaus, die Bewahrung der Böschungen vor Rutschungen, die Ausbaggerung — auf wenigstens 10 m Tiefe — einer großen Landstrecke (zwei Stunden) bei Panamá, wo die Ebbe das Ufer trocken legt, die Regelung der Strömung im Kanalbett, denn das Niveau der beiden zu verbindenden Oceane ist verschieden und Ebbe und Flut treten in Colon und Panamá weder gleichzeitig, noch in gleicher Stärke auf; sodann die Eindämmung oder Kanalisation des furchtbaren Chagres. Nicht geringer dürften die finanziellen Schwierigkeiten sein, denn zur Beschaffung der Geldmittel muß man die Rentabilität des Unternehmens in Aussicht stellen können. Abgesehen von dem amerikanischen Konkurrenzunternehmen des Nicaraguakanals, das nicht so bald verwirklicht werden dürfte, ist bei den hohen Bau- und Betriebskosten die Verzinsung des Anlagekapitals niemals sicher. Zwar würden die Distanzen, um nach Californien, Australien und nach der Westküste Südamerikas zu gelangen, im Mittel 3000 Stunden kürzer als bei Umschiffung des Cap Horn; allein die Segelschiffe werden letztern billigeren Weg vorziehen, umsomehr als sie bei der in Panamá oft herrschenden Windstille noch teure Schleppdampfer bezahlen müßten. Dann sind auch die Produkte (Salpeter, Guano, Kaffee), welche den Verkehr beleben müssen, nicht sehr zahlreich; immerhin dürfte das aufstrebende Californien für seine Erzeugnisse lieber den Seeweg als den Weg durch den Kontinent benutzen, und mit der Erleichterung des Verkehrs würde wie überall auch eine Vermehrung des Handels eintreten. Neben der Berechnung der Baukosten ist die Bauzeit und die Zahl der Frachten, sodann der Unterhalt des Kanals und das Unvorhergesehene nach Maximal- und Minimalansätzen mit Betonung der ungünstigen Faktoren in Anschlag zu bringen. Alles in allem dürfte der Kanal anfangs kaum ein gutes Geschäft sein. Deshalb sollten die verschiedenen Nationen ihre kleinliche Eifersucht bei Seite lassen und dieses neutrale, der ganzen Menschheit förderliche Werk mit gemeinsamen Kräften unterstützen.

Ende Januar schiffte ich mich in Colon ein, um in direkter achttägiger Fahrt auf einem konfortabeln amerikanischen Dampfer nach *New-York* zu fahren. Der Dampfer hatte nur leichte Fracht, nämlich Bananen, deren für einige Millionen Franken gegenwärtig vom Isthmus nach den Vereinigten Staaten ausgeführt werden. Deshalb schwankte das hoch über das Meeresniveau aufragende Schiff gehörig, und auch ein kleiner Sturm fehlte nicht. Die Verpflegung war gut, sobald man sich an die amerikanische Küche gewöhnt hatte, die Sauberkeit peinlich: fast alle Tage machte der höfliche Arzt eine kurze Visite in jeder Kajüte. Sonntags hielt der Kapitän einen Gottesdienst für die Englischsprechenden im Speisesaal. An einem Wochentage wurde eine große »Feuerwehrübung« an Bord abgehalten, wobei auf das Signal einer Glocke jeder Matrose und Seemann seinen besondern Posten im Spritzendienst einnahm. Diese Übung flößte das Gefühl großer Sicherheit ein. Gemütlichkeit herrschte nicht gerade an Bord; man fuhr nach dem kalten, berechnenden Norden.

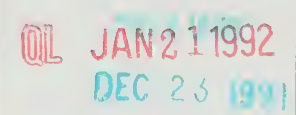
Unsere Route führte uns an Jamaica vorbei, durch die schöne Wasserstraße zwischen Cuba und Haiti und durch das Gewirr der Bahamainseln hindurch gegen das Watlingseiland oder die historisch so interessante Insel *San Salvador*, wo Columbus zuerst das ersehnte Land erblickt hatte. Die Temperatur war anfangs sehr heiß, dann angenehm; erst in der vorletzten Nacht fing es an, kalt zu werden. Im wundervollen Hafen von New-York konnten wir kaum auf das Verdeck treten, eine so grimmige Kälte empfing uns da. Mit Freude sah ich am Nachmittag des Landungstages wieder einmal Schneeflocken vom Himmel herunterwirbeln. In der ersten Nacht fiel das Thermometer in der Riesenstadt auf 30 Grad unter Null, so daß wir in kurzer Zeit einen Temperaturunterschied von cirka 70 Grad durchzumachen hatten, ein Beweis, wie elastisch die Menschennatur ist.

Die Beschreibung New-Yorks gehört nicht zu dieser Darstellung. Während meines ausgedehnten Aufenthalts besuchte ich fast täglich die Schulen, von den Primar- bis zu den verschiedenen großartigen Hochschulen, die Bibliotheken, die Museen, die schweizerischen Wohlthätigkeitsanstalten, die Bankhäuser in Wall Street, die Vorträge der neugegründeten *Society for ethical cultur* etc.

Auch konnte ich dank einer Empfehlung die vorzüglichen Löscheinrichtungen der Stadt, die mir in verschiedenen Experimenten vorgeführt wurden, bewundern. Ausflüge machte ich nach Pennsylvanien, nach Philadelphia, Washington, wo Herr Minister Frey mich sehr zuvorkommend empfing.

Während der Tag- und Nachtgleiche kehrte ich bei abscheulichem Wetter und heftigen Stürmen auf einem Dampfer der Transatlantique in ganz kleiner, aber angenehmer Gesellschaft nach Europa zurück. Am 3. April erblickte ich, durch das einzigschöne Einfahrtsthor des Traversthales in die Schweiz reisend, zuerst wieder den majestätischen Firnenkranz der Alpen und die blaue Fläche des Neuenburgersees. Über denselben glitt ein kleiner Dampfer; er hatte die Schweizerfahne aufgehißt, welche lustig und stolz im Morgenwinde flatterte. Das weiße Kreuz im roten Feld! Ein unnennbares Gefühl ergriff mich; ich entblößte unwillkürlich mein Haupt und grüßte in stiller Ehrfurcht die Heimat.




QL JAN 21 1992
DEC 23 1991


Un